36. TILSITER RUNDBRIEF

Aus der Patenstadt Kiel

Der Tilsiter Elch ist wieder daheim.
Nur knapp 125 m von seinem früheren Standort entfernt, hat er „Am Hohen Tor" (heute Leninplatz), einen neuen Stammplatz erhalten, wo er von einer fröhlichen Kinderschar und mit bunten Luftballons willkommen geheißen wurde. *Foto: Jakow Rosenblum*

AUSGABE 2006 /2007

Historischer Handatlas für Ostpreußen

Einzigartiges Kartenmaterial aus den dreißiger Jahren hält die Erinnerung an die unvergessene Heimat fest. Geographische und politische Karten sowie Verkehrs- und Wegekarten lassen das alte Ostpreußen vor 1945 wieder lebendig werden.

Prachtvolle historische Landkarten aus der Zeit vom 17. bis zum 19. Jahrhundert spiegeln die territoriale Entwicklung der östlichsten preußischen Provinz wider. Schmuckvoll verziert und aufwändig reproduziert sind sie eine würdige Erinnerung an ein wundervolles Land. Hierzu einleitende Worte des Sprechers der Landsmannschaft Ostpreußen, Wilhelm von Gottberg.
28 farbige Kartenblätter, mehr als 60 historische Fotos, mehr als 80 Städtewappen, kostbarer Kopfgoldschnitt, praktisches Lesebändchen, edler Bucheinband, Großformat 25 x 33 cm und insgesamt 80 Seiten.

Echtleder-Ausgabe für ***178,– Euro*** *(Bestell-Nr. 31916)*
Bibliotheksausgabe für ***99,80 Euro*** *(Bestell-Nr. 31914)*

Bestellung beim Archiv Verlag GmbH, Neckarstr. 7, 38130 Braunschweig
oder per Telefon 0531 / 1222-111, Telefax 0531 / 1222-198

Im April 2003 erschien die Dokumentation

Die Meerwischer Volksschule in Tilsit

Traute Englert, hat nach umfangreichen Recherchen die Dokumentation über diese Schule, die sie selbst besuchte und die 1943 in **Johanna-Wolff-Schule** umbenannt wurde, zusammengestellt. Auf 123 Seiten im Format 18 x 24 cm wird über die Geschichte der Schule und über besondere Ereignisse und Erlebnisse berichtet. Ehemalige Pädagogen und Schüler werden vorgestellt und kommen in einzelnen Artikeln selbst zu Wort. Nicht zuletzt wird über die heutige Schule berichtet, die jetzt den Namen **Schule Nr. 4** trägt und vor einigen Jahren in die Enzyklopädie „Beste Schulen Rußlands" aufgenommen wurde. Zahlreiche Abbildungen (das Titelbild in Farbe) illustrieren die einzelnen Abhandlungen.

ISBN 3-00-011418-1. Preis einschl. Porto und Verpackung **10,– €**

Der Tilsiter Rundbrief lebt von den Spenden seiner Leser!

Beachten Sie bitte daher den beiliegenden Überweisungsträger.

Für Leser außerhalb der Bundesrepublik Deutschland kann der Überweisungsträger leider nicht verwendet werden.

47. und 48. Sonderreise der Stadtgemeinschaft Tilsit in die Heimat – „200 Jahre Tilsiter Frieden"

Busreise von Donnerstag, 5. Juli bis Sonntag, 15. Juli 2007

5. Juli: Ab Bochum mit Zusteigemöglichkeit in Hannover, Hamburg, ggf. A 24, Raststätte Stolpe und S-Bahn/DB Bahnhof Bernau bei Berlin. Zwischenübernachtung in Schneidemühl/Pila. **6. Juli:** Weiter über Marienburg nach Tilsit. **7. Juli:** Stadtrundfahrt Tilsit/Sowjetsk mit der Möglichkeit, an den Gedenkfeiern „200 Jahre Tilsiter Frieden" teilzunehmen. **8. Juli:** zur freien Verfügung. **9. Juli:** Ausflug durch den Kreis Tilsit-Ragnit und zum Memelufer nach Untereißeln. **10. Juli:** Weiterreise zur Stadtbesichtigung in Königsberg/Kaliningrad und weiter zum Ostseebad Rauschen (Swetlogorsk) zur dreimaligen Übernachtung. **11. Juli:** Tag zur freien Verfügung. **12. Juli:** Tagesausflug zur Kurischen Nehrung bis zur Hohen Düne bei Pillkoppen. **13. Juli:** Rückseise über Königsberg bis Danzig zur ersten Zwischenübernachtung. **14. Juli:** Stadtbesichtigung Danzig, anschließend nach Stettin zur letzten Zwischenübernachtung. **15. Juli:** Heimreise über Bernau–Hamburg–Hannover–bis Bochum.

Preis: 877,– Euro + Visumgebühr 55.– Euro
Einzelzimmerzuschlag 175,– Euro.
Reiseleitung: Linda von der Heide

– Programmänderung vorbehalten –

Flugreise vom 6. Juli bis 13. Juli 2007

6. Juli: Direktflug ab Berlin-Tegel gegen 14.30 Uhr nach Königsberg/Kaliningrad. Transfer nach Tilsit/Sowjetsk zur viermaligen Übernachtung. **7. Juli bis 12. Juli:** Programmablauf wie bei der Busreise. **13. Juli:** Nach dem Frühstück Transfer zum Flughafen Königsberg/Kaliningrad und Rückflug nach Berlin.

Preis: 895,– Euro + Visumgebühr 55,– Euro
Einzelzimmerzuschlag 140,– Euro
Reiseleitung: Ingolf Koehler

– Programmänderung vorbehalten –

Die Gebühren berücksichtigen die z.Zt gültigen Kosten. Erhöhungen und zusätzliche neue Gebühren für das Jahr 2007 sind nicht ausgeschlossen. Das Reiseunternehmen weist darauf hin, dass bei Reisen nach Rußland eine Auslandsreise-Krankenversicherung abgeschlossen werden muss. Diese ist im Greif-Reisen-Kompaktpaket, das Greif-Reisen anbietet, enthalten.

Fordern Sie die Reiseunterlagen und weitere Informationen an bei: Greif-Reisen, Rübezahlstr. 7, 58455 Witten-Heven, Tel. 0 23 02/240 44, Fax 0 23 02/2 50 50, Internet www.greifreisen.de, E-Mail manthey greifreisen.de
Geben Sie bei Ihrer Anmeldung auch den gewünschten Zustieg an.

Zum 450jährigen Stadtjubiläum hat die Stadtgemeinschaft Tilsit e. V. 2002 den

Bildband

TILSIT AUF ALTEN POSTKARTEN

herausgegeben. Der Bildband, im Format DIN A 5 (Querformat) zeigt auf 128 Seiten 118 Abbildungen zum Teil in Farbe. Einige der Ansichten sind älter als 100 Jahre. In einem Anhang wird gezeigt, was vom alten Gebäudebestand noch erhalten ist.

Der Bildband ist erhältlich bei der

Stadtgemeinschaft Tilsit e.V.,
Diedrichstraße 2, 24143 Kiel
Telefon/Fax 0431 / 77723 (Anrufbeantworter)

Zum Selbstkostenpreis von 9,– €

Postkarte genügt. Bezahlung erst nach Lieferung.

Anläßlich des 160. Schuljubiläums hat die Stadtgemeinschaft Tilsit e.V. in Zusammenarbeit mit der Schulgemeinschaft Realgymnasium Tilsit (SRT) die achtzigseitige Dokumentation im Format DIN A 5

Das Tilsiter Realgymnasium

herausgegeben. Zusammengestellt und gestaltet wurde die Schrift von Hans Dzieran, dem Sprecher der Schulgemeinschaft.Die Schrift beinhaltet u.a. die geschichtliche Entwicklung der Schule, Erinnerungen an die Schulzeit, das Schicksal der Lehrer nach dem Krieg und die Traditionspflege in der Schulgemeinschaft. Diese Jubiläumsschrift dürfte nicht nur für die Mitglieder der Schulgemeinschaft, sondern auch für viele Tilsiter und „Nicht-Tilsiter" von Interesse sein. Interessenten erhalten die Schrift kostenlos (auf freiwilliger Spendenbasis) bei der

Stadtgemeinschaft Tilsit e.V., Diedrichstraße 2, 24143 Kiel

Postkarte genügt!

Aus dem Inhalt

Vorwort *H. Mertineit* 5
Der Waldfriedhof 1945 bis 2006 *A. Rubbel* 11
Der Elch ist heimgekehrt *H. Dzieran* 21
Der ostpreußische Mensch *B. Piasetzki* 27
Bernstein das ostpreußische Gold *H. Kebesch* 33
Ostseegold *L. Schiffe!* 39
Stadt am Strom *H. Lademann* 39
Lieder von der Memel *G. Kublenz* 42
Rückblick auf Tilsit G. *Grübler* 44
Tilsit vor 1914 *F. Intat* 54
Tilsit ist eine Reise wert *A. Rubbel* 59
Tilsit 1927, Daten *H. Kebesch* 63
Ohne Diesel fährt er nicht *K. Kudszus* 66
Begegnungen mit H. Loewenson *E. Janz* 67
Litauen, Nachbarstaat *H. Kebesch* 69
Hermann Sudermann *H. Kebesch* 79
Charlotte Keyser *D. Eulitz* 81
Ein Tilsiter Stadtpanorama *A. Rubbel* 88
Frau Westphal und der Tilsiter *T. Hein* 90
Namen hab' ich vergessen *H. Daniel* 94
Reisen aus Tilsit *R. Kukla* 98
Erinnerungen an den MTV *R. Lang* 99
Reunion in Schwarzort *E. Mielke* 103
Ein Tilsiter Kriegsgefangener *K. Kudszus* 108
Harry und die Bombennacht *D. Kleipsties* 111
Grüße an die Heimat *W. Henke* 115
Schleusenbrücke zur Marienstraße *H. Schmidt* 118
Überschwemmung und Schaktarp *H. Schmidt* 121
Einmal richtig satt geworden G. *Haupt* 122
Die Geisterstunde *A. Pipien* 123
Beschwippster Weihnachtsmann *R. Lang* 124
Et war emoal e klenet Hanske *H. Petereit* 127

Deutschordenskirche und Panzer *M Guddas* 128
Kroschka Delfin /. *Koehler*..... 129
Eine bewegende Neuigkeit *H. Patzelt-Hennig* 134
Bund junges Ostpreußen *L.0* 138
Betrunkener Elch /. *Koehler* 140
Was wäre wenn *W. Milde* 141
Regionaltreffen Sindelfingen /. *Koehler*..... 142
15 Jahre erfolgreiche Reisen *A. Manthey*..... 145
Aus Amerika nach Tilsit 145
Von den Schulen *div.* 146
Namen und Nachrichten *div.* 173
Suchdienst *N.N* 179
Kirchlicher Suchdienst *N.N* 180
Aufs Neue *Memelinus* 182

Die Fähigkeit, seine Muße klug auszufüllen,

ist die letzte Stufe der persönlichen Kultur

Bertrand Russell

36. TILSITER RUNDBRIEF
Herausgegeben von der Stadtgemeinschaft Tilsit e. V., Diedrichstraße 2, 24143 Kiel,
Telefon und Fax 04 31 / 7 77 23 (Anrufbeantworter)
1. Vorsitzender: Horst Mertineit-Tilsit
2. Vorsitzender und Schriftleiter: Ingolf Koehler
Geschäftsführer(-in): z.Zt. vakant
Schatzmeisterin: Traute Lemburg
Herstellung: Howaldt'sche Buchdruckerei, Kiel – Auflage: 5.700 Exemplare
Die mit den Namen der Autoren gekennzeichneten Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Stadtgemeinschaft wieder.

Vorwort zum Tilsiter Rundbrief 2006/07

Guten Tag, liebe Tilsiter, liebe ostpreußische Landsleute aus allen Ecken und Enden, liebe Freunde und Gönner unserer Heimatstadt. Auch allen denen, die sorgfältig jedes Wort in diesem Heftchen wieder wiegen werden, ob wir auch recht *„political-brav"* sind.

Es gibt für alles Grenzen - und auch meine eigenen. In denen halte ich mich und wenn die nicht mit anderen übereinstimmen, dann - so gern es mir leid getan hätte!

- Na ja, is auch so, war auch bei mir immer so, kannst nich immer nur inne Rund aufem Hufschlag reiten, mußt auch mal querfeldein über e Wies und auch übern Acker gallopieren, aber wenn auf e Straß bist, auf so eine wie bei uns zu Haus war, denn bleib aufem Sommerwech, nebenbei aufem Katzenkopp-Flaster is nich mit Horrido und Hussa. Kannst dir denn leicht de Jräten brechen, na, bei dir, bei unsereinem is ja nich so schlimm, bist ja inne Krankenkass, aber das arme Pferd! Kannst auch leicht innen Modder jeraten, und denn kommst womeejlich nich raus. Na, eben e bissche Jrenzen muß sein, aber nich einsperren lassen wie e jefangener Fuchs, nei, nei, das muß nich sein. Und da wollt ich noch sagen — Gar nichts mehr wolltest du noch sagen, Friedrich Wilhelm. Dieser Jodczuweit. Wollte ich mir einen Grog holen, schließlich ist es ja schon Mitte Oktober, da hängt er sich da einfach rein und hält eine Pferde-philosophische Vorlesung über Grenzen. — Na heeren se, mußd ich doch, sonst komm ich doch nich zus Wort. Und annen Grog für mich haben sie auch nich jedacht, und ieberhaupt, Oktober, wann darf man denn e Grog trinken, na? -Wenn se nich wissen, sach ich das: Das 11. Jebot vonne Nehrungsfischers: Im Sommer trink Grog, im Winter trink viele Grogs! — Nun ist aber genug Friedrich Wilhelm. - Na wennse meinen, aber se wissen, ich liej auffe Lauer!

Nun, wie sah dieses Jahr aus, was hat sich ereignet, hier und in unserer Heimatstadt?

Waldfriedhof/Soldatenfriedhof Tilsit. Einst ein weitblickend großzügig angelegter ziviler Friedhof, als Park ausgebildet, mit dem modernsten Krematorium seinerzeit, nahm in und nach den beiden Kriegen Soldaten auf, ohne nach Nationalität und nach Religionen zu fragen. Die „Russengräber", wie wir sagten, wurden bis zum Schluß genauso gepflegt wie alle anderen. - „Bis 1941", sagt die PRAWDA in einem sonst sehr positiven Bericht.

Rund 15 Jahre hat es gedauert, bis dieser Friedhof sein heutiges würdiges Gesicht bekam, jetzt als Soldatenfriedhof. Vor etwa 14 Jahren bekam ich die Erlaubnis zu einer kleinen Gedenkstätte, die Sie alle kennen. Über das Geschehen und die Entwicklung wird in diesem Rundbrief berichtet. Hervorheben und auch Dank sagen möchte ich all denen, die dabei mitgewirkt haben. Deutsche und von Anfang an Russen waren es. - Sie alle aufzuzählen ist hier nicht möglich. Ich hoffe, daß der Plan zu einer eigenen kleinen Schrift hierzu wahr werden kann.

Kurz, ein am Anfang belächelter Plan wurde mit Schwierigkeiten und Hindernissen Realität. Ein ganz besonderer Dank gilt dem „Volksbund Deutsche

Kriegsgräberfürsorge", ohne den es nichts bzw. nicht so geworden wäre; gleichzeitig aber auch der Stadtverwaltung Sovetsk für die Kooperation mit dem Volksbund. Dem Volksbund, dem Präsidenten Führer und den Mitarbeitern haben wir ein bescheidenes „Tilsit dankt" mit einem Wandteller und einem Zinnkrug mit Gravierungen gesagt. Unser interner besonderer Dank gilt unserem Vorstandsmitglied Alfred Rubbel. - Schade, bei dem von uns eingesetzten Bus fuhren nur 25 statt 32 vorgesehene Teilnehmer mit. - Ich darf aber etwas sehr Erfreuliches hinzufügen: Für die Tilsiter Bombenopfer (als solche sind sie Kriegsopfer und nicht Ziviltote) durften wir einen angemessenen Gedenkstein aufstellen lassen. Diesen Stein und die eingemeißelte Inschrift spendete spontan die „Schulgemeinschaft Herzog-Albrecht-Schule". Danke, HAT! - Ich wurde gefragt, woher ich die Zahl 724 Bombenopfer habe? - In den „Geheimen Mitteilungen der Ostpr. Justiz an den Reichsjustizminister" wurde diese Zahl gemeldet.
Ein Punkt auf der Wunschliste ist erfüllt und kann (bedingt) abgehakt werden!

Der Tilsiter Elch! Auch eine 15jährige (unendliche) Geschichte. Es ist viel darüber berichtet worden. In diesem Rundbrief beschreibt Hans Dzieran kurz aber prägnant, wie er sagt mit Herzblut, Lebensstationen unseres Tilsiter „Haustieres". Er hatte schöne Jahre bei uns, aber auch schwere, besonders in der „Fremde". Nun ist er wieder da, und das Ostpreußenblatt überschrieb einen markanten Artikel (mit großem Farbbild) mit „Worte zu - Gustavs - Heimkehr". Warum Gustav? Wer es aus damaliger Zeit nicht weiß, liest es in diesem Heft. Wir Lorbasse waren es, die ihn so tauften. (Über diese Lorbasse habe ich vor einigen Jahren im Rundbrief berichtet.) Ich sagte einmal, wir kamen mit einem Bier von Fendius. Das muß ich doch richtigstellen: Wir kamen aus dem Felsenkeller. -

Viele, wieder Deutsche und Russen, haben sich um seine Heimkehr bemüht. Mir kommen beim Blättern in den Akten die zahlreichen Gespräche in Tilsit, in Königsberg und in Kiel bei den Kieler Wochen in Erinnerung. Auch, wie ich einmal in Tilsit wegen eines Vorschlages „abgebürstet" wurde. Und es mühten sich um den Elch in Sovetsk/Tilsit der unvergessene Isaak Ruthman, Jakow Rosenblum, Georgij Ignatow und viele andere. „Gustav" hat in seinem Königsberger Exil nicht geahnt, wie groß sein Freundeskreis ist.
Ziemlich zum Schluß bekam ich vom Rathaus in Sovetsk den Vorschlag, der Königsberger Duma unsere Heimkehr-Argumente darzulegen, da man beschlossen hatte, das Tier nicht heimkehren zu lassen. Ich schrieb an den OB Swetlow mit der Bitte, diesen Brief doch in Königsberg vorzulegen. Wie es ablief, weiß ich nicht, nur, wie ich hörte mit einer Stimme (?) Mehrheit beschloß man seine Ausreise nach Tatis. Das Ganze war an Bedingungen geknüpft, u.a. mußte er eine „Reha" (ganz wie im richtigen Leben) durchlaufen, jedenfalls gab es Kosten von 32.000 $, wie man mir im Rathaus sagte. Nicht zu Unrecht hielt man mir vor, daß ich seinerzeit gesagt hatte, daß die Tilsiter Kosten mittragen würden, soviel wäre Gustav ihnen wert. Stimmt, aber vor 12 Jahren war das, da hatten wir noch über 30.000 Tilsiter, heute sind es

mittlerweile keine 9.000 mehr, und die wirtschaftlichen Verhältnisse haben sich gravierend verändert. Trotzdem, wir müssen unseren tragbaren Teil dazu beitragen, das sind wir nicht nur unserem Wort, das ist uns effektiv unser „Gustav" wert! Der OB Swetlow sagte mir anfangs Juli, daß der Elch komme und ich eingeladen sei. Nun, auf eine mündliche Einladung bekomme ich kein Visum, aber wegen anderer hiesiger Umstände und Termine war eine so kurzfristige erneute Reise nicht möglich. Trotzdem, durch die modernen Kommunikationsmöglichkeiten (dank Rosenblum) waren wir zeitgleich von dem Geschehen fast hautnah unterrichtet. Und es ging schon unter die Haut, mit wie viel Liebe und echter Freude, ja Begeisterung „Gustav" dort empfangen und angenommen wurde. Gespräche, Fotos, Briefe von Augenzeugen bezeugen, daß das mehr war, als man erwarten durfte. - So richtig zufrieden sieht er aus. - Sein Standort? Auf dem Anger ging nicht mehr, da steht der Panzer; vor dem Theater, da hätte er seinen Achtersteven dauernd der Kultur und der Kunst zugewendet und nach vorne in ein Kanonenrohr geschaut - mögen Elche nicht. Auf dem Schenkendorfplatz und auf dem ehemaligen Gelände der Alten Kirche durfte nicht sein, auf dem Platz der Landkirche (lit. Kirche) war es nicht ratsam. Jetzt steht er am Hohen Tor, gegenüber dem ehemaligen Amtsgericht, jetzt Rathaus, am Anfang der ehemaligen Angerpromenade und beobachtet den Lenin. (Hat er in Königsberg gelernt: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser?) - In Bad Bevensen waren ehem. Luisenschülerinnen zusammen. Nachdem ich über den Elch berichtet hatte, legte man mir spontan 250- Euroten auf den Tisch. Zu Hause fand ich in der Post einen anonymen Brief mit 20,- Euro. - Obwohl wir nicht offiziell um Hilfe werben konnten, kamen durch das „Rundsprechverfahren" 580- Euro zusammen. (Mitwirkung Realgymnasium) per heute also 850- Euro, die wir dann auf 1.000- Euro aufstocken konnten. Noch zweimal diese Summe, das ist das, worauf wir und auch die Sovetsker hoffen. Dann kann der Elch zufrieden knurren: „Na also, ihr Lorbasse, ihr Labommel, das konnte ich ja wohl von euch erwarten!" Schwierig wird es. Nur wenige lesen das Ostpreußenblatt und unser Rundbrief kommt erst im November raus. - Und dann ist eine Gefahr dabei, daß man von unserer (Existenz-)Spende die Elchspende abzieht. (Dann hätten wir den Elch - aber keinen Rundbrief mehr.) Ich muß Euch bitten: Nur nach Euren Möglichkeiten (nur ein Schuft gibt mehr als er hat) eine Spendenteilung - „Stadtvertr./Rundbrief" und „Elch", es kann in einer Summe sein, nur solltet Ihr die Teilung vermerken. Wir vertrauen auf Euch! -------So weit zu unserem „Gustav", dem Tilsiter/Sovetsker Elch. Wir sollten ihm die Ehrenbürgerschaft verleihen.

Das waren die beiden Generalthemen. - Jetzt in bunter Reihenfolge weiter: Dies Vorwort soll ja **Bericht, Information** und Beantwortung von Fragen sein. Nicht zuletzt müssen wir aus Notwendigkeit so verfahren. Uns fehlt unsere Hannelore Waßner. Wir hoffen immer noch auf eine(n) Nachfolger(in). So müssen wir eben alles selbst machen, schreiben, versenden, telefonieren - und - und - und. Die Hauptlast trägt Ingolf Koehler. Ohne ihn wäre der Laden schon längst zusammengebrochen. Traute Lemburg hält genau so präzise und engagiert die Euroten zusammen, nur ich, ich mache eigentlich

nuscht. Deshalb suche ich einen Nachfolger für diesen bequemen Platz. - Bitte melden - Welche Gehälter wir haben, wurde gefragt. Wir „legen offen": Als Rentner, ich z.B., erhalte ein Gehalt von 32,50 im Monat, dazu die Erstattung von notwendigen und nachgewiesenen Kosten. Fragen Sie lieber mal wie viel wir draufzahlen.

Persönliches: Ich erhielt zu meinem 87. Geburtstag viele Glückwünsche. Ich habe mich über jeden Wunsch sehr gefreut, - danke! -, versteht aber bitte, daß ich nicht allen schriftlich antworten kann. Das gilt auch für manchen Privat- oder Dienstbrief. Gelesen und möglichst verwertet wird alles, nur Schriftverkehr darum ist nicht immer möglich. - Dazu gleich noch ein Wort zum Rundbrief: Im Laufe eines etwa halben Koehler-Lebens ist er in Umfang und Inhalt stetig gewachsen, ohne Qualitätsminderung, zwangsläufig aber mit Kostensteigerung. Material ist uns reichlich zugesandt. Veröffentlichung erfolgt als Meinung des Einsenders und deckt sich oft nicht mit unserer. Manches ist auch nicht zum Druck geeignet, manches muß einfach wegen Platzmangels warten, obwohl wir keine langen Geburtstags- und Spendenlisten veröffentlichen. Das ist keine Zensur, sondern Redaktionsnotwendigkeit. - Hier nochmals: Ob und in welchem Umfang der RB erscheinen kann, das hängt von Euren Spenden ab. Meine vorjährigen Ermahnungen haben viele aufgeweckt, danke, aber nicht alle. Wir erheben keinen Vereinsbeitrag, sondern vertrauen auf die Freiwilligkeit unserer Tilsiter und deren Freunde. Was geschehen kann ist Eure Entscheidung - dabei auch dies wiederholt: Wer finanziell nicht kann, zahlt n i c h t s , keiner muß aus diesem Grunde auf den Rundbrief verzichten. Dafür zahlen die „Besser-Könner" etwas mehr. So war und so ist es bei Tilsitern.

Thema Ostpreußenblatt/Preußische Allgemeine Zeitung. Als „reines" Ostpreußenblatt war es einst das Spitzenblatt der Vertriebenen-Presse. Mit der Zahl der Ostpreußen schrumpfte auch die Bezieherzahl rasant. Nur in seltenen Fällen (leider) blieben die Nachfahren auch Bezieher. (Gleiches gilt leider auch für unseren Rundbrief.) Deshalb mußte ein anderer Leserkreis gewonnen werden. Es war der Weg zur (wirklich) parteiunabhängigen Wochenzeitung, (Preußische-Allgemeine Zeitung - die Preußische Zeitung erschien in Königsberg, die sich aber Herr Koch „angeeignet" hatte; um möglichen Ärgernissen aus dem Wege zu gehen, wurde das Wort „Allgemeine" eingefügt) in der gesondert das restliche Ostpreußenblatt eingelegt ist. So könnte das Blatt überleben, und das ist notwendig, weil das zum Überleben der Landsmannschaft beiträgt, die auch vom Einzelnen keinen Mitgliedsbeitrag erhebt. Mit unserem Rundbrief erreichen wir die Leser nur einmal im Jahr. -Wenn alle das Ostpreußenblatt hätten, wäre eine wöchentliche Unterrichtung möglich. Wer gegen die PAZ/Ostpreußenblatt argumentiert, schädigt unsere Arbeit, wer dafür wirbt, hilft. Man muß nicht immer der gleichen Meinung sein. Es gibt die Rubrik Leserbriefe, und auch direkte Gegenargumente werden zur Kenntnis genommen - und - Sie werden es kaum glauben - Zeitungen sind sehr empfindlich.

Raudonus. Ich fragte, wer etwas vom Raudonus weiß. Ich bekam mehr Zuschriften als erwartet, auch aus Übersee. Zwar konnte mir keiner etwas über eine solche Persönlichkeit, noch über deren „Dienststelle" noch über deren „Dienstgrad", sei es auf Erden noch in Walhalla noch auf dem Rombinus sagen.

Einig in allen Auskünften, das kommt aus dem (pruzz.) Litauischen her und bedeutet etwa „der Rothaarige, der Rote, in jedem Fall einen Roten" - (Ist etwa der Schröder ein Raudonus?) Insofern lagen wir Lorbasse schon richtig, indem wir dem Mann mit feuerrotem Bart und solch wirren Haaren respektvoll aus dem Wege gingen. Hätte ja sein können. Als Randergebnisse: Ein (damals) kleines Mädchen in der Garnisonstraße fürchtete sich vor den Lorbassen, weil die sie immer erschreckten und scheuchten. Irrtum Klein-Hildchen, das waren wir bestimmt nicht!!! Dann meldete sich munter eine Lorbaßschwester, die mir noch ein Bild aus der damaligen Zeit schickte, und einer, der meinte damals dazugehört zu haben. War aber sein Bruder. Ich habe mich über alles gefreut und geschmunzelt und sage allen einen herzlichen Dank! Und zum Trost: Nicht alle, die rote Haare haben sind Raudonusse!

3. Oktober, Fest der Deutschen Einheit. Dreimal wurde ich angerufen, ob wir Vertriebenen überhaupt diesen Tag feiern sollten, zumal es doch schon eine Zumutung war, uns zu fragen, ob wir uns durch das Kriegsende „befreit fühlten". Man kann schnell ja und auch nein sagen. Meine persönliche Meinung: Ich sage, nach mühsamem Nachdenken, dennoch ja. Wir alle waren doch damals tief ergriffen und aufgewühlt als die Mauer fiel. Ich habe in der Nacht kein Auge zugemacht. Das Unfaßbare, das, vor allen Dingen von den meisten klugen Politikern, für Unmöglich angesehene trat ein: West- und Mitteldeutschland, zwei künstliche Reststaaten vereinigten sich. Und das ohne Blutvergießen. Völlig übersehen aber wurde dabei, damals und noch mehr heute, daß wir Ost-Deutschen den Preis dafür mit dem faktischen Verlust unserer Heimat bezahlten. Zwar wurden formal die bestehenden Grenzen anerkannt, aber nicht von einer Abtretung gesprochen. Formal also, so ist es international-rechtlich festgestellt, besteht Deutschand in seinen alten Grenzen. Was aber heißt es für uns formal, wenn wir mit den Fakten leben müssen. Um dies, insbesondere für die wenig informierten Nachfolger zu zementieren, wird offiziell Mitteldeutschland zu Ostdeutschland gemacht und der wirkliche deutsche Osten weggeschwiegen. - Und dennoch, etwas Einmaliges, etwas Unglaubhaftes war Wirklichkeit geworden. Und dem soll man ein (aber wirkliches) Gedenken widmen und nicht nur einen Urlaubstag daraus machen. Mit wehem Herzen sage ich ja und hoffe, daß wir (ich sicherlich nicht mehr) genauso ohne Visum und klassische Grenzen nach Tilsit und Königsberg werden fahren können, und die Russen genauso nach Kiel und Hamburg. Ich hoffe und glaube es. - Diese kurze, und sicher für viele angreifbare, Stellungnahme weist Fragen auf, die hier nicht beantwortet werden können. Und was ich auch nicht will.

Mahnmal gegen Vertreibungen. In allen Kulturen ist es eine Selbstverständlichkeit für Verstorbene und für Vergangenes ein Mahnmal zu erstellen. Das ist mit Recht auch für die geschehen, die unschuldig durch verbrecherisches Handeln ihr Leben verloren. - Etwa 2,5 Millionen unserer Landsleute kamen genauso zu Tode. Nachbarn, zu denen auch etwas zu sagen wäre, sprechen uns das Recht ab, unseren Toten ein Mahnmal bei uns zu errichten. Man ist schon so weit entgegen gegangen, daß es ein Mahnmal gegen Vertreibungen allgemein sein soll. Auch dem will man nicht zustimmen. Hier sage ich unseren Volksvertretern, und sie sollen auch uns überlebende Vertriebene vertreten: Hier

ist das Ende der Fahnenstange. Andernfalls empfehle ich allen ostdeutschen Landsleuten, so sie ein eigenes Grundstück haben, einen Gedenkstein im Vorgarten aufzustellen. Mehr will ich dazu nicht sagen. Eheizko.

Tilsiter Frieden 1807. Vor 200 Jahren wurde in unserer Heimatstadt der Frieden zwischen Frankreich/Napoleon und Rußland /Zar Alexander, nachfolgend zwischen Frankreich/Napoleon und Preußen/König Friedrich-Wilhelm III. geschlossen. Es war Preußens dunkelste Stunde und sein damaliger Tiefpunkt. In diesem Jahr, wie ich soeben erfahre, am 6., 7., und 8. Juli, sind in Tilsit/Sovetsk Feierlichkeiten vorgesehen, an denen Frankreich sehr stark beteiligt sein wird. Für uns kein Grund zum „feiern", wohl aber zu angemessenem Gedenken. Wir werden dabei sein. Hierzu Ausführliches zu sagen brauchte ich doch schon etliche Seiten. Ich verweise auf die bei uns erhältliche Schrift „Tilsit - Preußen - Königin Luise". In der habe ich erreichbare und prüfbare Tatsachen zum Tilsiter Geschehen zusammengetragen, weil ansonsten unglaublicher Unsinn erzählt wird. Wir legen Wert auf möglichst weite Verbreitung in unserem und im Interesse der Wahrheit. (Bitte helfen Sie. Anforderung schriftlich, Kosten incl. Porto 3- Euro.) Wir werden dazu einen Bus laufen lassen. *(Siehe Sonderfahrten auf Seite 1, die Redaktion).* - Bekanntlich haben wir mit Tilsit-Ragnit und Elchniederung vereinbart, in jährlichem Wechsel ein Treffen auszurichten. Mit Erfolg hat das Tilsit-Ragnit in Potsdam, die Eichniederung in Sindelfingen gemacht. In 2007 sind wir wieder in Kiel dran. Es wird etwas im Vordergrund das Geschehen in Tilsit 1807 stehen. Ein genaues Datum steht leider noch nicht fest, es wird aber Ende September/Anfang Oktober sein. Leider stochern wir noch etwas im Nebel.

Volkesmeinung: Hier fühle ich mich gar nicht wohl, aber es gehört zu meiner Arbeit und zu meinen Aufgaben. Zahlreiche Anrufe, so auch (leider) zu nächtlicher Stunde (ich fasse zusammen): „Heeren Sie, ich kann ja nicht, aber Sie müssen - den Politikern ins Gewissen reden." Die zwei großen Volksparteien, wir haben so geglaubt, daß nun Vernunft einkehren wird. Und was ist? -! Die meinen, wir können nicht rechnen, die denken, wir können nicht denken. Da verkündet man Einsparungen, z.B. bei der Altersversorgung, die die Politiker selbst beschaffen sollen. Na endlich, - aber damit die das können, legt man ihnen noch tausend und so viel drauf, damit sie das auch tun. Man kürzt an einer Stelle und erhöht die Diäten, damit es „den Armen" nicht weh tut. - Das ist der Grundtenor. Bitte nehmen Sie das ernst! Das kann man bei 700- Euro Rente nicht mit „Neidkomplex" abtun. Meine Landsleute neigen nicht nach links und auch nicht nach rechts. Es könnte aber zum Fernbleiben führen, nehmen Sie es bitte sehr ernst.

- Ich hätte noch sehr viel zu sagen, nach Plan aber auch hier Ende der Fahnenstange. Ich wünsche Ihnen ein gesundes und besinnliches Weihnachtsfest!

Ihr Horst Mertineit-Tilsit

- Und ich auch, aber nu lesen sie und heeren sie, denn das alles sage ich auch, mehr habe ich auch nuscht nich zu sagen.

Ihr treuer Friedrich-Wilhelm Jodczuweit,

ehemalich und immer Blauer Dragoner aus Tilsit

Waldfriedhof Tilsit 1945 bis 2006

So hat es angefangen. Dazu schrieb unser Tilsiter Landsmann Siegfried Harbucker:

„Am 22. Juni 1991 hatten Inge und ich Gelegenheit, mit Oberstleutnant Pomomarjew unter Begleitung von Georgij und Natascha Ponomarjewa, damals Assistentin von Ignatow, eine Rundfahrt in Tilsit zu machen. Wir fuhren u.A. zum Waldfriedhof Das Eingangsgebäude war zur Apotheke umfunktioniert, und vom Krematorium standen nur die Kellermauern. Das gesamte Gelände war mit Unterholz bedeckt und die Steine zum größten Teil umgestürzt. Wir baten, uns den Beerdigungsplatz der im ersten Weltkrieg gefallenen Russen zu zeigen. Er war eingezäunt, und am Eingang war nach dem Krieg von der Roten Armee eine kleine Bronzetafel mit Hinweis angebracht. Die Gräber selbst waren nur an den Betonrahmen zu erkennen und ebenfalls völlig verkrautet. Die zwei deutschen Gedenkstelen waren erhalten, und wir verharrten davor kurz und wurden von Ignatow fotografiert.
Im Oktober 1991 besuchten uns in Kiel der Schwager von Natascha. Genadi Inten mit einem Begleiter und legten zwei Entwürfe des Stadtarchitekten für die Gedenkstätte auf dem Waldfriedhof vor. Horst Mertineit, Ingolf Koehler und ich entschieden uns für einen dieser beiden Entwürfe, der dann auch später ausgeführt wurde."

Nicht allgemein bekannt dürfte sein, dass bis zum Kriegsende in Tilsit 10 Friedhöfe bestanden:

1. Waldfriedhof in Splitter, jetzt deutsch-russische Kriegsgräberstätte
2. Friedhof am Splitterer Mühlenteich, aufgelassen, Kapelle jetzt orthodoxe Kirche
3. Schmalupp-Friedhof (Hardenbergerstraße), jetzt russischer Zentralfriedhof
4. Städtischer Friedhof an der Infanteriekaserne (Stolbecker Straße), überbaut
5. Neuer katholischer Friedhof an der Polizeikaserne (Stolbecker Straße), überbaut
6. Kapellenfriedhof (bei reformierter Kirche), abgeräumt, überbaut
7. Städtische Friedhöfe (2), Nähe Handelsschule, abgeräumt, überbaut
8. Brackscher Friedhof (Nähe Landratsamt), aufgelassen, verwüstet
9. Jüdischer Friedhof (Nähe Viadukt), aufgelassen
10. Friedhof Tilsit-Preussen, Zustand unbekannt

Die hier genannten Friedhöfe deckten nicht mehr den Bedarf an Begräbnisplätzen der auf 50.000 Einwohner angewachsenen Stadt. Deshalb wurde 1909 der großzügig gestaltete Waldfriedhof eröffnet, der von einer engen, linearen Belegung Abstand nahm und sich mit einer Parklandschaft und durchdachtem Wegesystem anbot. Ursprünglich in Größe von 5 ha, musste er nach dem 1. Weltkrieg nach Süden auf 7 ha

erweitert werden. Der Friedhof war nicht konfessionsgebunden und sollte den Bedürfnissen einer sich veränderten Begräbniskultur entgegenkommen. 1913 wurde für Feuerbestattungen das Krematorium als eines der ersten in Deutschland gebaut.
Der heutige Zustand des Waldfriedhofes gleicht, abgesehen von der früheren Belegung, dem ursprünglichen: Größe 5 ha, vierseitige Umzäunung, Eingang verlegt an die Westseite, Wege sind weitgehend erhalten. Vom Krematorium gibt es nur noch Trümmer. Vor 15 Jahren begann die Stadtgemeinschaft Tilsit mit Hilfe der Roten Armee und Sponsorenunterstützung den zerstörten Friedhof zu einer Gedenkstätte für die Toten, Russen und Deutsche, herzurichten. Danach nahm der Volksbund die Gedenkstätte in seine Obhut. Mit der Stadt Sowjetsk wurde die Ausbauplanung vereinbart. Im Sommer 2006 ist der Ausbau vollendet, die Einweihung war am 30. Juni 2006.
Auf der Anlage finden wir Grabsteine aus der bürgerlichen Zeit von 1909 bis 1944, Gedenksteine der „Kameradengräber" für gefallene deutsche Soldaten des 1. Weltkrieges, Denkmale und Namensteine von gefallenen russischen Soldaten des 1. Weltkrieges, Symbolkreuzgruppen für tote deutsche Soldaten beider Kriege. Namensstelen mit ca. 900 Namen dort beigesetzter gefallener deutscher Soldaten des 2. Weltkrieges, Gedenkstein für die ca. 700 Tilsiter Bombentoten 1943/44.

Die Einmaligkeit dieser Gräberstätte beruht darauf, dass
- Tote aus fünf verschiedenen Begräbnisepochen bestattet sind,
- Tote aus vier Nationen hier ihre letzte Ruhe gefunden haben,
- bei ca. 1000 Wehrmachttoten sowohl die Schicksalsklärung als auch der Nachweis ihrer Grabstelle gesichert ist.

Der Waldfriedhof hat in seinem fast 100jährigen Bestehen aufgenommen:

- Deutsche Ziviltote aus Tilsit von 1909 bis 1944 (ohne Bombentote);	Zahl unbekannt	
- Deutsche Soldaten aus dem 1. Weltkrieg 1914/18		514
- Russische Soldaten aus dem 1. Weltkrieg		486
- Rumänische Soldaten aus dem 1. Weltkrieg		1
- Deutsche Soldaten aus dem 2. Weltkrieg 1939 bis 1945,		805
davon umgebettet vom Außengräberfeld	188	
- Italienische Soldaten aus dem 2. Weltkrieg		6
- Tilsiter Bombentote 1943/44 (Gesamtzahl ca. 700), umgebettet vom Außengräberfeld		86
		1.898

Anders als bei den gefallenen Soldaten, bei denen in der Regel ihre spätere Identifizierung durch die Erkennungsmarke möglich ist und zumeist der Bestattungsort an eine Zentralstelle gemeldet wurde, fehlen

Mit einer eindrucksvollen Feierstunde wurde der erweiterte und neu gestaltete Waldfriedhof am 30. Juni 2006 unter großer Anteilnahme russischer und deutscher Bürger eingeweiht. *Foto: Jakow Rosenblum*

Kranzniederlegungen
am russischen Denkmal 1914/18.

Horst Mertineit-Tilsit und Alfred Rubbel vor der Kranzniederlegung. Mit Gesangsvortrag begleitet wird die Feierstunde vom Volksensemble Cantabile Tilsit.

Der Gedenkstein wurde gestiftet von der Schulgemeinschaft Herzog-Albrecht-Schule.
Fotos: Jakow Rosenblum

diese Voraussetzungen bei zivilen Kriegstoten. Wir müssen bei den Tilsiter Bombentoten davon ausgehen, dass - und dies ist durch Zeitzeugen bekannt -, vermutlich nur die bei dem ersten Fliegerangriff am 20. April 1943 zu Tode Gekommenen in feierlicher Form am Waldfriedhof bestattet wurden. Wegen Platzmangels wurden die 97 (?) Toten dort, wo der Splitterer Schulhof am Friedhof grenzt, beigesetzt. Dazu kamen ca. 200 Wehrmachttote. Eine amtliche Verlustliste existiert nicht, lediglich die „Totengedenkliste der Stadt Tilsit" der Stadtgemeinschaft von 1958, die nicht vollständig sein kann. Dort sind nur 34 Namen von Bombentoten zu finden. So ist nach diesen Prämissen dieser Schluss zulässig: Aufgrund des Sterbedatums sind von den 86 aufgefundenen und umgebetteten Toten 16 Namen bekannt.

Diese sind mit den anderen namenlos Gebliebenen im Block 1, Reihe 19 und 20 beigesetzt. Eine Identifizierung war auch bei diesen 16 nicht möglich.

Es sind:

- Hausbesitzer Rudolf Bauszus, Sommerstraße 52 und
- Ehefrau Emma, geb. Szalies
- Fleischermeister Fritz Bromand, Grünwalder Straße 115
- Fleischermeister August Bromann (?d)
- Postassistent a.D. David Dammasch, Grabenstraße 8
- Ehefrau Else, geb. Bredies
- Emil Faak, Johanna-Wolff-Straße 5 a
- Mauer Albert Jackolis, Sommerstraße 52
- Ehefrau Bertha, geb. Schmidtke
- Johanna Krompholz, geb. Schäfer, Sommerstraße 52
- Lokomotivführer Wilhelm Mekiffer, Große Gerberstraße 13 a
- Elektromeister Friedrich Neumann, Kasernenstraße 12
- Frl. Gerda Schäfer, Sommerstraße 52
- Helene Scheer, Insassin Jubiläums-Stift
- Erika Schmolski, geb. Schweinberger, Stiftstraße 12 f
- Erna Kindeleit, Stolbecker Straße 118

Die später durch die Fliegerangriffe am 24. bis 27. Juli 1944, 24. und 26. August 1944 Umgekommenen sind, so vermutet der für die Gräbersuche und Umbettung zuständige Gebietsleiter des Volksbundes, auf anderen Tilsiter Friedhöfen, die nicht mehr existieren, bestattet worden.

Nachdem in den Tilsiter Rundbriefen 33, 34 und 35 über die jeweiligen Zielsetzungen und Sachstände berichtet wurde, schien diese abschließende Zusammenfassung zu der Wiedereinweihung des Waldfriedhofes am 30. Juni 2006 nötig.

An den Anfang meines Berichtes über die Einweihung muss bemerkt werden, dass in den drei Jahren, in denen wir unser Anliegen, Erhalt des Waldfriedhofes, mit der Leitung und dem Mittelbau des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge zu tun hatten, immer Verständnis und Entgegenkommen erfahren haben. Dafür ist Dank zu sagen, besonders auch dafür, dass die dortige Finanz- und Zeitplanung unseren Vorstellungen angepasst wurde. Herr Dworak, der Referatsleiter für Einweihungen und Gedenkveranstaltungen fand immer eine Lösung, die zielführend war. Und so hatten wir eines Tages den Programmentwurf in Händen, dem wir voll zustimmen konnten. Bereits die Bauabteilung hatte sich unserer Bitte, die 13 Familien- und Einzelgrabsteine aus der deutschen Zeit zu erhalten, nicht verschlossen. Auch unser neu eingebrachtes Anliegen für die geborgenen und ins Friedhofsinnere umgebetteten 86 Bombentoten einen Gedenkstein aufzustellen, wurde ermöglicht. Dazu hat die Schulgemeinschaft Herzog-Albrecht-Schule mit ihrem Sprecher Berthold Brock mit einer nicht eben kleinen Geldspende den Anschub gegeben. Ihnen schuldet die Stadtgemeinschaft dafür Dank. Damit haben die Bombentoten zwar nicht ihre Identität zurückerhalten, wohl aber ist die Anonymität von ihnen genommen. Es gibt jetzt auf dem Waldfriedhof einen Platz, ihrer zu gedenken. Tote, die vergessen werden, sterben ein zweites Mal!

Die Einweihungsfeier begann mit der Kranzniederlegung am Siegesdenkmal auf dem ehemaligen Anger. Für die Bundesrepublik Deutschland sprachen der deutsche Generalkonsul in Königsberg, für den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge Prof. Dr. Landgraf-Dietz, für die Landsmannschaft Ostpreußen Dr. Wolfgang Thüne und für die Stadtgemeinschaft Tilsit Horst Mertineit. Der weitere Verlauf folgte dem Programmentwurf. Nach der Begrüßung durch Prof. Dr. Landgraf-Dietz artikulierten Grußworte:

- Oberbürgermeister von Sowjetsk, Swetlow
- Deutscher Generalkonsul, Dr. Herz
- Vorsitzender Stadtgemeinschaft Tilsit. Mertineit
- stellv. Vorsitzender Volksbund Rheinland-Pfalz, von Kluge

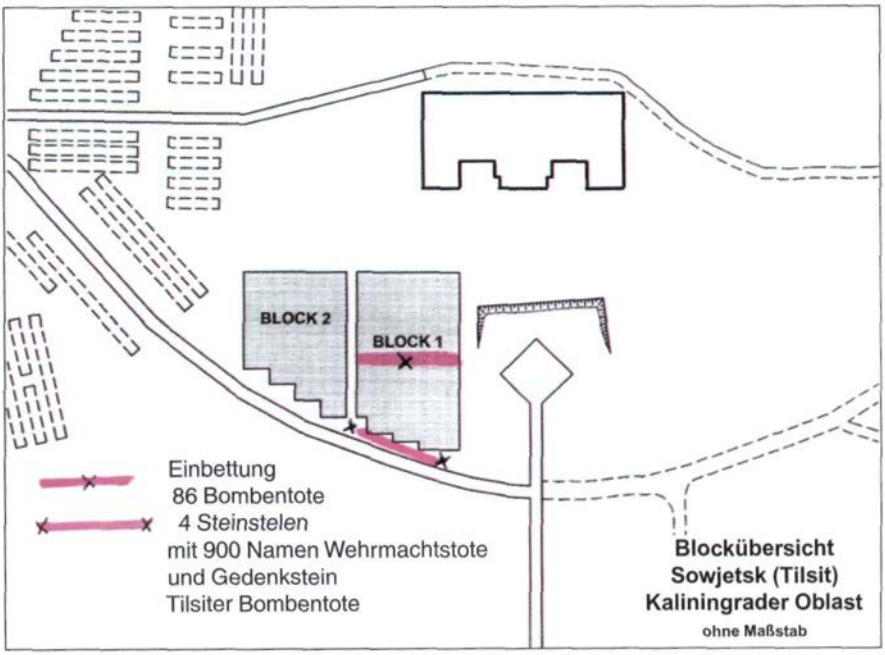
Nach dem gemeinsam gesprochenen Gebet durch Probst Osterwald und Vater Nikofor erfolgten Kranzniederlegungen am Deutschen Hochkreuz, am Russischen Ehrenmal und am Gedenkstein für Tilsiter Bombentote. Das Lied vom guten Kameraden durch Solotrompete, Liedvorträge durch die Contabiles und beide Nationalhymnen durch ein Blasorchester umrahmten die Feierstunde. Danach hatte der Volksbund zu einem Empfang in der Schule Nr. 2 gebeten.

Totenehrung durch den deutschen Generalkonsul in Königsberg, Guido Herz (mit Dolmetscher).
Im Hintergrund von links die Herren Polunin, von Kluge, Mertineit, Dr. Thüne, Probst Osterwald, Vater Nikofor, Oberbürgermeister Swetlow und Firsikow.

Foto: Jakow Rosenblum

Horst Mertineit-Tilsit
während seiner Gedenkrede.
Foto: Linda von der Heide

Das gemeinsame Vaterunser, gesprochen in der jeweiligen Landessprache, von Probst Osterwald und Vater Nikofor. *Foto: Jakow Rosenblum*



Es war eine würdige, eindrucksvolle, zu Herzen gehende Feierstunde, dem Anlass und dem Umfeld angemessen. Es war beachtlich, dass die unterschiedlichen Gestaltungselemente durch die Handelnden gelungen zusammengeführt werden konnten. Mich haben besonders berührt das gemeinsame Vaterunser beider Geistlichen in ihren Landessprachen und das Trompetensolo vom guten Kameraden sowie der Liedvortrag der Cantabiles am Gedenkstein für die Tilsiter Bombentoten. Rechtzeitig waren eingetroffen die Busreisegruppe der Stadtgemeinschaft, Reiseleitung durch Frau Linda von der Heide. Bei schönstem Wetter hatten sich etwa 200 Besucher eingefunden, überwiegend „Neu-Tilsiter", die damit erneut bekundeten, dass sie diese Gräberstätte auch als die ihrige angenommen haben. Der Ausklang beim Empfang in der benachbarten Schule Nr. 2, den die meisten Besucher wahrnahmen, brachte Begegnungen mit Offiziellen, dem Veranstalter und Gästen.

Schüler der Schule Nr. 2, die seit Jahren in Jugendsommerlagern mit Bundeswehrreservisten aus Rheinland-Pfalz geholfen haben, Grabsteine zu restaurieren, trugen die Kränze. Wir Tilsiter sollten den Gedanken erwägen, ob mit dieser Schule künftig zu kooperieren ist zum Nutzen des Waldfriedhofes. Dort gibt es einen vom Volksbund angestellten russischen Verwalter. Nur für den bürgerlichen, deutschen Teil des Friedhofes könnten wir helfende Hände gebrauchen.

Die wir dabei waren, haben den unauslöschlichen Eindruck mitgenommen, den der Waldfriedhof schon damals und der jetzt noch viel deutlicher dies ausdrückte: Wald und Frieden! Der lichte, hohe Altholzbestand mit Lichtflecken auf dem Boden, wie einsame Wächter, weitläufig plaziert, Grabsteine und Kreuze. Frieden über Gräbern kann nicht eindrucksvoller vermittelt werden. Nichts wird, wenn nicht irgendwann jemand den Anstoß macht und wenn nicht danach jemand da ist, der Angefangenes weiterführt. Ohne Horst Mertineit zu Beginn 1991 und ohne Waldemar Kulpe, der mit seinen Mannen in den neun Folgejahren im Rahmen der Möglichkeiten das Projekt vorwärtsschob, gäbe es den Waldfriedhof heute nicht. Beide haben auch dazu beigetragen, dass Alt-Tilsiter und Neu-Tilsiter sich zunehmend verstehen und Freundschaften entstanden sind. Andere Namen wären dabei auch zu nennen. Mir fallen diese ein: Georgij Ignatow, Jakow Rosenblum, Professor Rutman, die Direktorin des Berufslyzeums Nr. 14, Ludmila Panowa.

Was bleibt? Bei uns Alten, dass ein säkulares Ereignis 1945 stattfand und unser Leben verändernd begleitet hat. Bei den Jüngeren und Nachgeborenen ist dies bereits Geschichte geworden und deshalb nur sekundär wirksam. Alles hat (nur) seine Zeit! *Alfred Rubbel*

Übersetzung aus „Kaliningradskaja Prawda" vom 1. Juli 2006, Nr. 119, Seite 6:

Damit wir uns erinnern ...

Gestern fand in Sowjetsk die Einweihung des teilweise wieder hergestellten „Waldfriedhofs" statt. Sergej Jurjew

Dieser Friedhof entstand vor fast einhundert Jahren - im Jahre 1909. Hier wurden verstorbene Einwohner und gefallene Soldaten beigesetzt. Es waren nicht nur Deutsche. Bis in unsere Tage erhielten sich die Gräber einiger Dutzend russischer Soldaten, welche während des ersten Weltkriegs in dieser Gegend gefallen waren.

Es ist bemerkenswert, dass die örtliche Bevölkerung diese Gräber bis zum Jahre 1941 pflegte - berichtet der Assistent des Oberbürger-meisters der Stadt Sowjetsk, Igor Firsikow. Aber nach dem Krieg verfiel der Friedhof. Die Gräber wuchsen mit Gestrüpp und Unkraut zu. Diese Situation änderte sich, als vor 15 Jahren der Vorsitzende der deutschen Gesellschaft „Tilsit" Horst Mertineit den Friedhof aufsuchte. Das, was der Gast der Stadt sah, machte einen niederschmetternden Eindruck. Deshalb entwickelte er die Idee, mit Hilfe des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge auf dem teilweise erhaltenen Waldfriedhof einige Gedenksteine aufzustellen. Nach der Vorstellung Mertineits sollte der Friedhof eine Stätte des Gedenkens für deutsche, russische und Tote anderer Nationalitäten werden.

Die Idee des Deutschen fand die Unterstützung örtlicher Organe, und die Arbeit begann mit aktiver Beteiligung nicht nur der Deutschen, sondern auch der Sowjetsker. Und nun ist offensichtlich alles fertig. Das Gelände ist in Ordnung gebracht worden, mehrere Kreuze und symbolische Steine sind gesetzt.

Nach Angaben von Mertineit ruhen auf dem Waldfriedhof 486 russische, 514 deutsche und ein rumänischer Soldat aus der Zeit des ersten Weltkriegs, ferner 305 deutsche und 6 italienische Soldaten, die während des zweiten Weltkriegs fielen. Beigesetzt sind auch 724 Einwohner von Tilsit, die während der Bombenangriffe 1943-1944 umkamen. Zur Einweihung war von russischer Seite der Ressortchef Oleg Panasenko vom Ministerium für Kultur der Regionalregierung erschienen sowie Oberbürgermeister Swetlow. Die deutsche Seite wurde vertreten durch das Präsidiumsmitglied des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge Dieter Landgraf-Dietz, den Generalkonsul der BRD in Kaliningrad, Guido Herz und natürlich durch Horst Mertineit. Weihezeremonien nahmen auch die Geistlichen der katholischen, evangelisch-lutherischen und der russisch-orthodoxen Kirche vor.

Übersetzung aus dem Russischen: Hans Dzieran

Der Elch ist heimgekehrt

Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Wer hätte geglaubt, dass der Tilsiter Elch nach sechzigjähriger Verbannung dorthin zurückkehren wird, wo er einstmals stand und wo er hingehört in seine Stadt am Memelstrom.
Vertrieben, wie alle Tilsiter, fristete er sechs Jahrzehnte ein trauriges Dasein in einem abgelegenen Winkel des Königsberger Tierparks. Als vor zwei Jahren einige Tilsiter seines 75. Geburtstages gedachten, war er kaum wiederzuerkennen. Einsam und ramponiert seiner Schaufeln verlustig, stand er da im verwahrlosten Gesträuch und blickte traurig vor sich hin.

Was war das doch damals für ein Ereignis an jenem 29. Juni 1928, als das bronzene Elchstandbild eingeweiht wurde, ein Werk des Bildhauers Ludwig Vordermeyer, hergestellt In der Kunstgießerei Noack in Berlin-Friedenau.

Auf dem Tilsiter Anger herrschte Festtagsstimmung. Hunderte von Menschen waren gekommen, um den Elch zu bewundern und ihm einen Wilkommensgruß zu entbieten. Majestätisch schaute er von seinem hohen Podest auf die Tilsiter, blickte hinüber zum Grenzlandtheater und zum Memelstrom. Von nun an nahm er teil am Leben und Treiben auf dem Anger der quirligen Stadt. Kundgebungen, Ausstellungen, im Winter die Eisbahn mit Walzerklängen - immer war er mittendrin.

Die Tilsiter liebten ihn. Manchmal trieb man mit ihm auch Schabernack. Tilsiter Bowkes versuchten öfter ihn zu erklimmen und auf ihm herumzuturnen. Selbst eine Taufe blieb nicht aus. In einer mondhellen Nacht verliehen ihm einige Lorbasse, unter ihnen unser heutiger Stadtvertreter, mit einem halben Liter Bier den Namen „Gustav". Er ließ es mit sich geschehen und war über solche Streiche erhaben.

Auch als der Krieg kam, trotzte er unerschütterlich den Bombenangriffen und Kampfhandlungen. Als seine Tilsiter schweren Herzens ihre Stadt verließen, blieb er ehern auf seinem Platz. Gleichmütig schaute er auf die Neuankömmlinge aus den Weiten Russlands, verkündete ihnen den einzigartigen Reiz der Stadt und der Region am Memelstrom.

Doch die Zeiten waren nun nicht mehr so. Die neuen Herren brauchten andere Symbole als einen friedlichen Elch. Er musste einem stählernen Ungetüm weichen. Ein ausgemusterter Panzer T 34 nahm zum Zeichen des Sieges seinen Platz ein. Abgeschoben auf eine Wiese am Stadtrand wurde er zum Spielzeug von herumtobenden

Jugendlichen. Sie gingen mit dem auf ebener Erde stehenden Beutestück nicht gerade sanft um. Sie wippten auf seinen Schaufeln und es dauerte nicht lange, bis eine der Schaufeln abbrach. Sie war vorübergehend verschwunden, wurde zum Glück in einer Altmetall-Aufkaufstelle gefunden und im letzten Moment vor der Verschrottung gerettet. Um weiteren Ärger zu ersparen, wurde der Elch nach Königsberg in den Tierpark verfrachtet. Ebenerdig war er auch hier allen möglichen Attacken ausgesetzt. Die notdürftig angeschweißte Schaufel knickte bald wieder ab und es dauerte nicht lange, bis auch die zweite Schaufel traurig herunterhing.

Mit Beginn der neunziger Jahre setzten die ersten Bemühungen der heutigen Bewohner Tilsits ein, den Elch zurückzubekommen. Von dem einsetzenden Besucherstrom ehemaliger Tilsiter wurde ihnen immer wieder die Frage gestellt: „Wo ist der Elch geblieben?" Neben vielen anderen Dingen wurde gerade er in der alten Vaterstadt an der Memel schmerzlich vermisst. Es war der Regionalforscher Isaak Rutman, der gemeinsam mit dem städtischen Kulturamt und dem Museum eine Unterschriftensammlung startete mit der Forderung „Gebt den Elch zurück!" Die Bemühungen stießen auf taube Ohren, scheiterten an der schwerfälligen Bürokratie oder an selbstherrlicher Sturheit.

Im Streit um die Rückgabe hatte sogar einmal der Gouverneur Matotschkin ein Machtwort gesprochen. Man schickte schleunigst einen Tieflader nach Königsberg, um den Elch aus seiner Verbannung zu holen und ihn anlässlich des 100jährigen Jubiläums des Tilsiter Stadttheaters nach Ende der Festveranstaltung den Gästen als Überraschung zu präsentieren. Doch dann stand nur der leere Tieflader da. Er hatte unverrichteter Dinge umkehren müssen, weil die Direktion des Tierparks den Eingang zugekettet und die Weisung des Gouverneurs schlichtweg ignoriert hatte.

Vor zwei Jahren gab es einen neuen Anlauf. In einer Tilsiter Zeitung konnte man die fette Schlagzeile lesen, Pora domoi (Es ist Zeit nach Hause zu kommen). Jakow Rosenblum und Kristina Martschenko schilderten in einer Dokumentation das traurige Schicksal des Elches, der seinen 75. Geburtstag in der Fremde verbringen musste und ließen ihn die Frage stellen: „Wann bringt ihr mich wieder zurück in mein Tilsit?" Jakow Rosenblum schuf eine Ansichtskarte, auf der der traurige Lebensweg bildlich nachvollzogen wurde mit der eindringlichen Mahnung: Darf er nicht endlich wieder nach Hause? Auch die Zeitung „Chronik Amber" rief ihre Leser auf, vorgedruckte Anträge auf Rückkehr des Elches auszufüllen.

Auf einem Tieflader aus Königsberg kommend, kehrt der Elch nach etwa 60 Jahren am 24. August 2006 heim.

Es verstand sich von selbst, dass auch die Stadtgemeinschaft Tilsit nicht untätig blieb. Zweimal holte Stadtvertreter Horst Mertineit während der Kieler Woche die Bürgermeister von Königsberg und Tilsit an einen Tisch, wo sie versprachen, den Elch wieder heimkehren zu lassen. Im vergangenen Jahr übergab Horst Mertineit dem Tilsiter Oberbürgermeister einen Brief an die Abgeordneten der Königsberger Gebietsduma. Darin schilderte er die Herkunft des Elches, der ein Geschenk des damaligen preußischen Ministerpräsidenten Otto Braun war, und seine Bedeutung als Symbol für ruhende friedliche Kraft, Ordnung und Beständigkeit für die Stadt am Memelstrom. Damit verbunden war die Bitte, die Abgeordneten mögen doch bei einer Abstimmung über das weitere Schicksal des Elches seine Heimkehr beschließen.

Steter Tropfen höhlt den Stein. Ende vergangenen Jahres wurde tatsächlich die Rückkehr nach Tilsit beschlossen. Und nun überschlugen sich die Ereignisse. Das kennt man ja. Erst bewegt sich jahrelang nichts und plötzlich kann es nicht schnell genug gehen. Nach Verkündung des Beschlusses musste in Tilsit eiligst die Standortfrage geklärt worden. Der ursprüngliche Platz auf dem Anger war

tabu. Hier befand sich inzwischen der Panzer und ein Memorial für die 596 bei der Eroberung Tilsits gefallenen Sowjetsoldaten. Als Vorschläge kamen der Platz neben der Königin-Luise-Brücke, das Grundstück der verschwundenen Litauischen Kirche gegenüber dem heutigen stadtgeschichtlichen Museum und die Gegend um das Hohe Tor in die engere Wahl. Man entschied sich für ein Areal an der Angerpromenade, Ecke Hohes Tor, gegenüber dem früheren Amtsgericht.

Im Juli dieses Jahres begannen die Vorbereitungen. Ein hölzerner Bauzaun wurde aufgestellt und das Gelände planiert. Nach einem rasch entworfenen Projekt entstand ein gepflastertes Rondell von ca. 15 m Durchmesser, erreichbar vom Hohen Tor über eine breite Freitreppe mit fünf Stufen. Inmitten des Rondells wurde ein flacher Betonsockel vorbereitet, auf dem der Elch seine neue Heimstatt finden sollte. Das Gelände rings um das Rondell erhielt eine Rasendecke.

Inzwischen trat aber ein weiteres Problem auf. Die Bauarbeiten, die Überführung, die Restaurierung und die Aufstellung schlugen mit erheblichen Summen zu Buche. Von 30.000 Dollar war die Rede - ein harter Brocken für das chronisch leere Stadtsäckel. Aber gab es nicht noch die Stadtgemeinschaft Tilsit und die Patenstadt Kiel, die man um Hilfe bitten konnte? Stadtvertreter Horst Mertineit rechnet stark mit der Unterstützung des Vorhabens durch die alten Tilsiter und bittet um Spenden auf das unten angeführte Sonderkonto.*

Das Stadtfest mit dem Übergabetermin rückte rasch näher und die bange Erwartung wuchs. Würde es diesmal klappen? Noch war die Erinnerung an die missglückte Aktion im Jahre 1993 nicht verblasst. Doch am 24. August geschah das kaum Fassbare. Im Gefolge eines Blaulichtfahrzeugs rollte 12 Uhr mittags eine Zugmaschine um die Ecke, auf dem Anhänger der sorgfältig vertäute Elch in voller Größe. Die Kunstschmiedewerkstatt in der Königsberger Petschatnaja, der früheren Schreberstraße, hatte ihm im Verlauf von zwei Monaten sein einstiges Aussehen wiedergegeben. Beide Schaufeln waren dran und gaben ihm sein würdevolles Aussehen zurück.

Beamte der Stadtverwaltung, Pressevertreter und viele Schaulustige verfolgten den weiteren Gang der Dinge. Die bereitstehende Kranbesatzung schlang breite Lederriemen um Hals und Bauch der schweren Bronzeskulptur und hievte ihn hoch. Unterdessen rührten Maurer

---

* Spendenkonto Stadtgemeinschaft Tilsit e.V., Konto 124644 bei der Sparkasse Kiel, BLZ 21050170, Verwendungszweck „Elch"

eine frische Betonmischung an, in die von den Anwesenden Münzen als Glücksbringer hineingeworfen wurden und darin wurde der Elch vorsichtig auf seinem Podest befestigt. Eine Kinderschar begrüßte das Ereignis mit bunten Luftballons und lauten Hurra-Rufen. Das regionale Fernsehen sendete in den Abendnachrichten eine Bildreportage.

Die offizielle Einweihung fand wenige Tage später im Rahmen des diesjährigen Stadtfestes statt. Mehr als tausend Zuschauer hatten sich im Stadtzentrum versammelt, um der Zeremonie beizuwohnen. Noch war der Elch mit einem weißen Tuch verhüllt. Eine Kapelle spielte flotte Weisen, und junge Mädchen einer Tanzgruppe entboten einen Willkommensgruß. Und dann war es soweit. Gegen 15 Uhr betraten die Offiziellen über die Freitreppe das Rondell, die Stadtpräsidentin, Vertreter der Gebietsverwaltung und Oberbürgermeister Swetlow. Er war es auch, der die Einweihung eröffnete und die Statue feierlich enthüllte. Unter dem Jubel der Menschen präsentierte sich der Elch in voller Pracht und Schönheit. Dann ergriff Stadtpräsidentin Tatjana Sedych das Wort. Mit der Rückkehr des Wahrzeichens von Tilsit sei ein lange gehegter Wunsch in Erfüllung

Oberbürgermeister Swetlow bei der Einweihung des Elchstandbildes am 3. September 2006, unter großer Anteilnahme der Bevölkerung. *Fotos: (2) Jakow Rosenblum*

gegangen. Sie bezeichnete das Ereignis als denkwürdigen Tag für die Bürger dieser Stadt. Der langanhaltende Beifall und die Jubelrufe waren der Beweis, dass die Bürger ihren neuen Weggefährten angenommen hatten und ihm ihre Sympathie bekundeten. Das zeigte sich auch unmittelbar nach Abschluss der Einweihung, als viele zu dem Elch drängten, um sich mit ihm fotografieren zu lassen.

Ein Fernsehteam der ARD war bei der Einweihung zugegen und auch eine Reisegruppe aus Sachsen war unter den Zuschauern, unter ihnen mehrere alte Tilsiter. Mit Freude und Genugtuung begrüßten sie ihren alten Bekannten, auch wenn er nun nicht mehr zum Memelstrom, sondern in die Gegenrichtung schaut und seinen stummen Blick auf den neuen Nachbarn, eine Figur namens Lenin, richtet. Doch Elche sind friedfertig. Lenin hat nichts zu befürchten. Der Elch wird ihn nicht auf seine Schaufeln nehmen. Der Elch wiederum muss keine Angst vor Lenin haben. Der hat sein Pulver längst verschossen.

Stadtvertreter Horst Mertineit, der wegen der Kurzfristigkeit der Einladung nicht persönlich kommen konnte, hatte ein Grußschreiben an den Oberbürgermeister und die Bürger der Stadt Sowjetsk geschickt, in dem es unter anderem heißt: „Als Vertreter der noch in aller Welt verstreuten ehemaligen Bewohner, als die Stadt noch Tilsit hieß, grüße ich Sie, und wir freuen uns mit Ihnen, dass jetzt der „Tilsiter Elch" wieder in seine alte Heimat zurückgekehrt ist. Nehmen Sie ihn herzlich als „Heimkehrer" auf und lassen Sie ihn auch den „Sowjetsker Elch" werden, einer von Ihnen, wie er einst einer von uns war. Freuen wird er sich sicher, wenn man ihn auch mal als „Tilsiter/Sowjetsker Elch" anspricht. Er ist ruhig, gutmütig, geduldig, friedlich, stark. Er hat schöne Jahre gehabt, aber er hat auch schwere Zeiten überstanden." Er rief die Bürger von Sowjetsk auf, „Gustav" liebevoll als echten Freund aufzunehmen und gab seiner Hoffnung Ausdruck, dass der „Tilsiter/Sowjetsker Elch" für uns alle das Symbol für ein echtes und aufrichtiges Miteinander in Frieden und Freundschaft werde.

Ein Wunder ist wahr geworden. Der Tilsiter Elch steht, passt auf seine Stadt auf und - wie es so schön im Ostpreußenlied heißt: - lauscht in alle Ewigkeit.

Hans Dzieran

Wir begrüßen die Damen und Herren, die den Tilsiter Rundbrief zum ersten Mal erhalten haben und wünschen viel Freude bei dieser Lektüre.

Der ostpreußische Mensch und seine geschichtlichen Wurzeln

Als Resultat der deutschen Ostkolonisation, die unter den deutschen Kaisern des Hochmittelalters im 12. Jahrhundert einsetzte und nach Pommern und Schlesien im 13. Jahrhundert auch Preußen erreichte, ist es zur Bildung deutscher Neustämme gekommen, zu denen auch die Ostpreußen zählen. Der neudeutsche Stamm der Ostpreußen hat sich im Verlauf mehrerer Jahrhunderte durch Verschmelzung der prussischen Urbevölkerung mit Zuwanderern aus dem Deutschen Reich, aber auch aus vielen anderen Ländern Europas entwickelt.

Dieser Zuwanderungsprozess erfolgte in drei großen Phasen, die hier näher beschrieben werden sollen.

Die erste Phase der Zuwanderung nach Preußen begann zu Beginn des 13. Jahrhunderts, nachdem der Deutsche Orden in langjährigen Kriegen die Eroberung und Missionierung des Landes abgeschlossen hatte und nun systematisch mit dem Aufbau eines eigenen Staatswesens begann. Zu dieser Zeit wanderten viele Siedler aus dem Deutschen Reich nach Preußen ein, die durch sogenannte „Locatoren" im Reich angeworben wurden. Sie kamen vorwiegend aus den östlichen Randgebieten des damaligen Reiches, aus Thüringen und Sachsen, aus Schlesien, aus Lübeck, aber auch aus Franken und Norddeutschland, dem heutigen Niedersachsen.

Die deutsche Zuwanderung erreichte ihren Höhepunkt zu Beginn des 14. Jahrhunderts, nachdem durch den Erwerb des Herzogtums Pomerellen (das spätere Westpreußen) eine Landbrücke vom Ordensstaat zum Deutschen Reich geschaffen worden war. In dieser Zeit entwickelte sich Preußen zum Kräftezentrum des Deutschen Ordens. Nach außen sichtbar wurde dies durch die Verlagerung seines Haupthauses mit dem Sitz des Hochmeisters von Venedig in die Marienburg im Jahre 1309.

In den nachfolgenden langjährigen Kriegen gegen Litauen, die insgesamt über hundert Jahre andauerten, erschöpften sich die militärischen und wirtschaftlichen Kräfte des Ordens und nach der Niederlage gegen das vereinigte Königreich Polen-Litauen in der Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410 war seine regionale Vormachtstellung gebrochen. Professor Voigt, der erste Archivar des Ordensarchivs in Königsberg, kommentierte dies mit den Worten: „Tannenberg war der letzte Tag seiner Blüte, seiner Macht. Am anderen Morgen schon begannen die Tage seines Elends, seines Unheils und seines Sinkens für alle Zeiten."

Nach fortgesetzten Kriegen gegen das vereinigte polnisch-litauische Königreich musste der Orden im Zweiten Thorner Frieden 1466 große Teile seines Staatsgebiets, dazu gehörten auch das Ermland, Elbing und

die Marienburg, an Polen abtreten und für den restlichen Ordensstaat die Lehenshoheit des polnischen Königs anerkennen. Der Hochmeister hatte seinen Hauptsitz bereits 1455 von der Marienburg nach Königs-berg verlegt.

In dieser Epoche setzte die zweite Phase der Zuwanderung in den preußischen Reststaat ein. Es begann eine starke Einwanderungsbewegung von Bewohnern aus dem benachbarten Litauen und Masowien, einem früher selbständigen polnischen Herzogtum, in die durch die langjährigen Kriege verwüsteten und weitgehend entvölkerten nördlichen, östlichen und südlichen Grenzregionen Preußens. Diese Zuwanderung von Litauern und Masowiern wurde mit Sicherheit durch die Lehensabhängigkeit Preußens vom polnischen König begünstigt. Sie erfolgte jedoch auch mit voller Unterstützung des Ordens, da zur Auffüllung der Bevölkerungsverluste kein Zuzug mehr aus dem Deutschen Reich zur Verfügung stand. Durch den Zusammenbruch des Ordensstaates im Zweiten Thorner Frieden war seine Anziehungskraft auf deutsche Siedler erloschen. Wollte der Staat irgendwie weiter bestehen, musste er den Verlust seiner wertvollsten Gebiete im Westen durch eine umso eifrigere Kolonisation der als „Wildnis" bezeichneten Grenzregionen im Norden, Osten und Süden auszugleichen suchen. Auffallend rasch verschmolzen die neuen Zuwanderer mit den verbliebenen preußischen Bewohnern.

Nach der Einführung der Reformation in Preußen und der Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum unter Herzog Albrecht im Jahre 1525 kam es zu einer allmählichen Erhöhung des preußischen Staates. Unter seiner Herrschaft wurde die planmäßige Ansiedlung von Litauern und Masowiern in den nördlichen und südlichen Grenzgebieten Preußens zur Stärkung der Wirtschaftskraft des Landes intensiv fortgesetzt. Auch unter Albrechts Nachfolger Herzog Georg Friedrich, einem Neffen Albrechts aus der fränkischen Hohenzollernlinie, nahm die Besiedlung der Grenzregionen mit Litauern und Masowiern ihren Fortgang. Wirtschaftlich nahm Preußen unter Georg Friedrich einen großen Aufschwung. Insbesondere wuchs der Wohlstand der Städte, aber auch die Lage der Landwirtschaft verbesserte sich deutlich.

Nach dem Erwerb Preußens durch die brandenburgische Hohenzollerndynastie und seiner Vereinigung mit dem Kurfürstentum Brandenburg konnte sich Preußen während der Regierungszeit des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm 1660 von seiner polnischen Lehensabhängigkeit befreien. Unter dem Nachfolger des Großen Kurfürsten, seinem Sohn Friedrich, wurde das bisherige Herzogtum zum Königreich erhoben. Friedrich krönte sich selbst am 18. Januar 1701 in Königsberg und nante sich danach Friedrich I. König „in" Preußen.

Unter dem Großen Kurfürsten und nachfolgend unter den preußischen Königen begann die dritte große Einwanderungswelle nach Preußen. Preußen wurde nun über 200 Jahre lang das Ziel von Glaubensflüchtlingen aus vielen Ländern Europas. Eine tolerante Asylpraxis gewährte den Flüchtlingen Aufnahme und Einbürgerung. Unter dem Großen Kurfürsten und Friedrich I. fanden vor allem französische Glaubensflüchtlinge, die Hugenotten, in Preußen eine neue Heimstatt. Besonders aber während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. (1713-1740), dem Sohn Friedrichs I., der als Soldatenkönig in die Geschichte eingegangen ist, wurde Preußen, so der Historiker und Journalist Sebastian Haffner, „im 18. Jahrhundert eine Freistatt und ein Rettungshafen für die Verfolgten, Beleidigten und Erniedrigten ganz Europas, so wie Amerika im 19. Jahrhundert."
So fanden unter Friedrich Wilhelm I. neben deutschen Zuwanderern aus Hessen und der Pfalz, französische Schweizer, holländische Mennoniten und vor allem eine große Zahl evangelischer Salzburger, die als Glaubensflüchtlinge 1732 ihre Heimat verlassen mussten, vor allem im nördlichen Ostpreußen eine neue Heimat.

Im Zusammenhang mit dieser Vielzahl der über Jahrhunderte andauernden Siedlungsbewegungen unterschiedlichster Zuwanderer stellt sich nun die Frage: Gibt es ihn, den „typischen" Ostpreußen, so wie es z.B. *den* typischen Rheinländer, *den* typischen Westfalen oder auch typische Vertreter anderer deutscher Volksstämme gibt? Forschungen auf diesem Gebiet haben gezeigt, dass sich in der Tat aus der Verschmelzung der prussischen Urbevölkerung mit Zuwanderungen aus Deutschland und aus vielen Ländern Europas über die Jahrhunderte ein preußisch-deutscher Menschentyp mit einem starken Eigenbewusstsein entwickelt hat.
Der ostpreußische Pädagoge und Heimatforscher August Ambrassat, Studienrat am Gymnasium in Wehlau, hat in seinem Buch „Provinz Ostpreußen" den Charakter und die Wesensart des ostpreußischen Menschen wie folgt beschrieben:
„Es gibt nicht viele Volksstämme, die intelligenter, geradliniger, wahrhaftiger, kritischer und humoristischer, aber auch wenige, die schroffer, schärfer und ungraziöser sind als der ostpreußische Stamm. Ein hohes Selbstgefühl zeichnet den Ostpreußen aus, dazu kommt auch ein starkes Nationalbewusstsein. Was die innere Eigentümlichkeit des Ostpreußen betrifft, so ist er nicht von großer Beweglichkeit des Geistes und Gemüts. Was andere Völkerstämme bereits aufregt, lässt ihn noch vollständig ruhig. Das etwas phlegmatische Wesen des Ostpreußen bewirkt es auch, dass er zäh, oft zu zäh am Alten hängt und sich dem Neuen zu sehr verschließt. Großer Unternehmungsgeist zeichnet den Ostpreußen

nicht aus. Bei dem vielen Prüfen und Abwägen lässt er sich von anderen deutschen Stämmen überholen, obwohl es ihm keineswegs an Kraft fehlt, ein Ziel zu erreichen."
Weitere Facetten des ostpreußischen Menschen beschreibt in humorvoller Weise Hans Hellmut Kirst in seinem Buch „Deutschland, deine Ostpreußen". Er charakterisiert die Ostpreußen als gemütlich bzw. gemütvoll. Sie freuten sich immer, anderen Menschen zu begegnen, genauer wohl anderen Ostpreußen und waren recht glücklich, mögliche Freundschaften pflegen zu können. Dafür war ein Ostpreuße zu jedem Zugeständnis bereit. H. H. Kirst resümiert in seinem Buch „Die nahezu göttliche Gelassenheit könnte durchaus als ostpreußische Nationaleigentümlichkeit bezeichnet werden."

Die deutsche Sprache als Muttersprache für alle Ostpreußen hat sich erst über einen längeren Zeitraum durchgesetzt. So war die altpreußische (prussische) Sprache noch im 16. Jahrhundert bei der großen Masse der Bauernbevölkerung, besonders im Samland, wo deutsche Siedler nur vereinzelt anzutreffen waren, sehr weit verbreitet. Bei der Einführung der Reformation mussten, so der Historiker Bruno Schumacher, „den deutschen Predigern überall besondere Dolmetscher, die sogenannten ‚Tölken' beigegeben werden, die die deutsche Sprache ins Prussische übersetzten." Erst im Laufe des 17. Jahrhunderts ist mit dem Fortschreiten der Verschmelzung von Prussen und Deutschen die altpreußische Sprache verschwunden, doch ihr einstiger Tonfall gibt noch jetzt dem ostpreußischen Dialekt seine besondere Färbung. Zudem halten zahlreiche Ortsnamen im Samland die Erinnerung an die einstige prussische Urbevölkerung wach. So sind z.B. die Namen der samländischen Städte Pillau, Palmnicken und Cranz aber auch der Name unserer Heimatstadt Tilsit prussischen Ursprungs. Der Name Tilsit leitet sich von dem Flüsschen Tilszele ab, das östlich der Innenstadt in die Memel fließt. Der Name dieses Flüsschens wiederum geht zurück auf das prussische Wort „tilßus", und dies bedeutet sumpfiger Fluss. Aber auch viele ostpreußische Familiennamen lassen sich auf die prussische Urbevölkerung zurückführen wie z.B. Banduhn, Klaschuß, Leskien oder Romeike und dokumentieren somit ebenfalls die geschichtlichen Wurzeln der ostpreußischen Menschen.

Länger noch hat sich in weiten Gebieten im Norden, Osten und Süden des Landes die litauische bzw. polnische Sprache erhalten. So wurde bis in das beginnende 20. Jahrhundert im Norden und Osten Ostpreußens im Inster-Angerapp-Gebiet und der Gegend von Tilsit-Ragnit von vielen Menschen, vor allem im ländlichen Bereich, litauisch gesprochen. Diese Region, in die im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts viele Litauer aus dem benachbarten Szamaiten (das Wort heißt auf Deutsch „Niederung")

eingewandert waren, wurde bis ins beginnende 20. Jahrhundert als „Preußisch-Litauen" bezeichnet. Viele Städtenamen im Nordosten Ostpreußens wie Gumbinen, Pillkallen, Stallupönen und Darkehmen sind litauischen Ursprungs. In den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts wurden die meisten dieser Städte jedoch umbenannt in deutsche Namen: so wurde aus Pillkallen Schlossberg, aus Stallupönen Ebenrode und aus Darkehmen Angerapp. Die Menschen in dieser litauisch geprägten Region haben sich jedoch immer als loyale Untertanen der preußischen Könige verstanden.
Ähnlich verhielt es sich mit den Masuren, die im südlichen und südöstlichen Ostpreußen beheimatet waren. Der Name Masuren ist litauischen Ursprungs. Die Litauer bezeichnen mit dem Wort „mazuras" ursprünglich die Bewohner des benachbarten polnischen Herzogtums Masowien. Der Name wurde dann später nach der Einwanderung vieler Masowier in das südliche Ostpreußen auf diese Region Ostpreußens und seine Bewohner übertragen.
In Masuren wurde bis Anfang des 20. Jahrhunderts polnisch, genauer gesagt masurisch, gesprochen. Bei der masurischen Sprache handelt es sich um einen polnischen Dialekt, der stark mit deutschen und auch litauischen Wörtern durchsetzt ist. Das Kraftzentrum der masowischen Siedlung lag im Städtedreieck Johannisburg-Lyck-Lötzen. Das Siedlungsgebiet der Masowier weitete sich später in nordwestlicher Richtung aus bis zu einer Linie der Städte Goldap-Nordenburg. Hier stieß sie auf die von Norden kommende Siedlungsbewegung der Litauer und westlich auf von deutschen Zuwanderern besiedeltes Gebiet. Die Stadt Nordenburg befand sich damit im Schnittpunkt der masowischen, litauischen und deutschen Siedlungsbewegungen. Von Nordenburg wird berichtet, dass noch am Ende des 18. Jahrhunderts zu gleichen Teilen deutsch, litauisch und polnisch (masurisch) gesprochen wurde. Aber was nachhaltiger wirkte als die sprachlichen Unterschiede in diesen Grenzregionen zu Litauen und Polen, war die sich vollziehende Verschmelzung der verschiedenen Nationalitäten zur typisch ostpreußischen Wesens- und Stammesart. Der Prozess der sprachlichen Angleichung der verschiedenen Bevölkerungsteile vollzog sich zusehends, nachdem zu Beginn des 18. Jahrhunderts unter König Friedrich Wilhelm I. in ganz Preußen die allgemeine Schulpflicht eingeführt worden war und an allen Schulen in Masuren und im preußisch-litauischen Gebiet auch die deutsche Sprache gelehrt wurde. Damit war bereits zu diesem Zeitpunkt die Eindeutschung der masurischen und litauischen Bevölkerung Ostpreußens eingeleitet worden.

Auch kulturell kam es sehr früh zu einer Abgrenzung der Masuren vom benachbarten polnischen Masowien, nachdem im Jahr 1525 im säkula-

risierten Ordensstaat Preußen unter Herzog Albrecht die Reformation eingeführt worden war und damit auch die Masuren evangelisch wurden. Die protestantische Glaubenspraxis der Masuren hatte jedoch über lange Zeit eine besondere Prägung, die sowohl prussisch-vorchristliche als auch katholische Riten einschloss. So nahmen die evangelischen Masuren oft gemeinsam mit Katholiken an Wallfahrten teil, beispielsweise zur berühmtesten Wallfahrtskirche in Ostpreußen „Heilige Linde", die kurz vor der Grenze zum Ermland aber noch auf masurischem Gebiet gelegen ist.

Als herausragendes Beispiel für das besondere masurische Theologieverständnis im 18. Jahrhundert steht der Pfarrer Michael Pogorzelski aus Kalinowen im Kreis Lyck, dessen Leben und Wirken Paul Fechter in seinem Theaterstück „Der Zauberer Gottes" anschaulich beschrieben hat. Pogorzelski war ein eigenwilliges masurisches Original, das seine Landsleute zeitlebens beharrlich herausgefordert hat. Er reimte sich unbeirrt seine Welt zusammen und manch drastischer Satz aus seinen Predigten gibt auch heute noch Anlass zum Schmunzeln. So warnte er z.B. vor dem falschen Glanz im irdischen Jammertal, denn der sei wie Schnaps, den man nicht zur Gesundheit trinkt, sondern um sich stark besoffen zu machen.

Die Masuren lebten überwiegend auf dem Land als Kleinbauern, Forstleute und Fischer. Das harte Leben der Menschen in Verbindung mit der unverwechselbar einmalig schönen Landschaft mit ihren ausgedehnten Wäldern und zahlreichen großen und auch kleineren Seen, häufig durch Flussläufe oder Kanäle miteinander verbunden, haben den Charakter der Masuren in besonderer Weise geprägt.

August Ambrassat nennt in seinem Buch „Die Provinz Ostpreußen" als besonderes Merkmal der Masuren ihre hohe poetische Veranlagung. Er schreibt: „Ihre Lieder zeugen bald von zarter, lebhafter Empfindung, bald von einem drolligen Humor und die Märchen, die zwar vielfach Anklänge an deutsche und polnische verraten, sind reich an lebendiger Phantasie."

Literaturhinweise:

(1) B. Schumacher: Geschichte Ost-und Westpreußens, Würzburg **1977**
(2) **A.** Ambrassat: Die Provinz Ostpreußen, Königsberg 1896
(3) H.H. Kirst: Deutschland, deine Ostpreußen, München 1968
(4) S. Haffner: Im Schatten der Geschichte, München 1987

Bernhard Piasetzki

Der nächste Rundbrief erscheint voraussichtlich Ende 2007.

Bernstein - das ostpreußische Gold

1. Allgemeines

Die ersten Bernsteinfunde gehen bis in die älteste Steinzeit zurück. Bernstein wurde in verschiedenen Landschaften Europas, im jütländischen Wattenmeer der Nordsee, an der englischen Ostküste, der Samlandküste Preußens, im Kurischen Haff, vorwiegend bei dem Fischerort Schwarzort, und ebenfalls in den sandigen Hügeln Masurens von den damals dort lebenden Menschen entdeckt und gesammelt. Wie kommt der Bernstein nach Masuren?

Nach wissenschaftlichen Forschungen kann davon ausgegangen werden, daß die Gletscher in der Eiszeit den Bernstein mit dem Schmelzwasser nach Masuren transportierten. Man fand ihn in den Flußtälern und in versandeten Moorgebieten. Die genannten Fundstätten in Europa gehören verschiedenen geologischen Formationen an und sind somit auf erdgeschichtliche Perioden zurückzuführen.

Ebenfalls wurden andere Bernsteinarten in Russland (Sibirien), Rumänien, Sizilien und Nordafrika entdeckt. Es ist aber mit Sicherheit davon auszugehen, daß sämtliche Bernsteinarten überwiegend von harzspendenden Bäumen stammten. Auch diese Arten gehen auf erdgeschichtliche Zeitepochen zurück und unterscheiden sich beispielsweise vom Ostseebernstein durch einen geringeren Härtegrad, einem anderen Gehalt von Bernsteinsäure und durch geringere Ergiebigkeit der Fundstellen. Der Ursprung des Bernsteins konnte im Gegensatz zu den früheren Steinkohlen- und Braunkohlenwäldern vorerst wissenschaftlich nicht nachgewiesen werden. Umfangreiche Forschungen von namhaften Geologen wie zum Beispiel La Baume, Conwetz und Dahms führten Mitte des 19. Jahrhunderts zu überzeugenden Ergebnissen. Ein riesiger „Bernsteinwald", der in etwa die Fläche der heutigen Ostsee (Baltisches Meer) bedeckte, könnte nach wissenschaftlichen Erkenntnissen eine Lebensdauer von etwa 30 bis 35 Millionen Jahren gehabt haben. Gewaltige Wasserkatastrophen der Urzeitepochen verursachten nicht nur den Untergang dieses gewaltigen Waldes, sondern veränderten auch die Uferlandschaften des Baltischen Meeres (Ostsee). Von den zerstörten und im Urmeer untergegangenen Baumkulturen bildete sich vermutlich nach einem langen biologisch-chemischen Prozeß aus dem herausfließenden Harz der auf dem Meeresboden liegenden Bäume der Bernstein. Es wird angenommen, daß die Bäume überwiegend Koniferen waren. Diese Bäume führten Harz vornehmlich in der Rinde und im Holz. Allerdings erklären auch die riesengroßen Urwälder unter anderem die unermeßlichen Mengen von gefundenem Bernstein oder die heute noch an der ehemaligen deutschen Samlandküste (Palmnicken und Kraxtepellen) abgebauten und noch vorhandenen Bernstein-

vorkommen. Hierzu wäre noch zu sagen, daß der Bernstein nicht nur die starken Zerstörungen der umfangreichen „Bernsteinwälder" überlebt hat, sondern auch die verschiedenen Substanzen des Seewassers und -bodens. Die im Bernstein enthaltenen Einschlüsse, die nicht nur tierische Lebewesen, sondern auch Holzsplitter, Rindenstücke, Blattreste, trockene Blüten, Tannennadeln und Samen aufwiesen, haben den Forschern ein genaues Bild von der Struktur der vorzeitlichen Wälder und damit auch von den klimatischen Verhältnissen jener Urzeit gegeben. Man errechnete aus diesen Funden eine Durchschnittstemperatur von etwa + 20℃. Außerdem vermutete man einen üppig en Dschungelwald, der aus Buchen, Birken und Nadelhölzern bestand. Unter anderem war auch die Bernsteinkiefer vertreten, die heute noch in Ostasien (China, Japan) und Nordamerika zu finden ist.

2. Gewinnungsarten

Zu den Gewinnungsarten des Bernsteins ist das Sammeln an den Stränden, Schöpfen und Stechen im flachen Seewasser, Tauchen, das Baggern und schließlich der Tage- und Tiefbau an der Samlandküste zu nennen. Die ursprünglichste Form der Gewinnung des Bernsteins war insbesondere in früheren Zeiten das Sammeln an den Stränden. Durch Wind- und Strömungsverhältnisse gelangten treibende Seetang- und Sprockholzmassen, die Bernstein in unterschiedlichen Größen mitführten, in Strandnähe. Für die Fischer war es eine nicht ungefährliche Arbeit, oft in starker Brandung mit langen Stangen und Keschern den Seetang, den man im Volksmund auch „Bernsteinkraut" nannte, auf den Strand zum Einsammeln zu werfen. Bewohner der Samlandsteilküste beobachteten, daß vor allem in Brüsterort in den vorgelagerten Riffen sich wie in einem Sieb Bernsteinstücke sammelten. Daraus entwickelte sich das Stechen des Bernsteins. Mit langen Stangen wurde von den Fischerbooten der auf dem Meeresboden aufleuchtende Bernstein losgelöst, zum Treiben gebracht und mit Keschern aufgefangen. Im Jahre 1881 wurden durch diese Gewinnungsmethoden 14.168 kg Bernstein gewonnen.

In der Regierungszeit des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I. wurden Versuche unternommen, durch Taucher den Bernstein vom Meeresboden aufzunehmen. Da die Erfolge aber gering waren, wurde diese Gewinnungsart eingestellt. Im Kurischen Haff betrieb man bis zum 1. Dezember 1890 bei Schwarzort eine Baggerei zur Gewinnung von Bernstein. Dampfbagger und Dampfboote wurden dafür eingesetzt. Der Haffgrund wurde in diesem Küstenbereich bis zu 10 m Tiefe ausgehoben. Durch Siebe gewann man den Bernstein. Man gewann dadurch etwa 30 ha Ackerland für den Fischerort Schwarzort. Für den größtenteils sehr kargen Boden der Kurischen Nehrung war das ebenfalls für

Ausschnitt aus dem Bernsteinwerk in Palmnicken

Schwarzort ein großer Gewinn. In den Jahren 1860 bis 1890 wurde durch die vorstehende Gewinnungsart durchschnittlich 75.000 kg Bern-

stein jährlich gefördert. Das Graben nach Bernstein war in früheren Zeiten bei der Strandbevölkerung des Samlandes weit verbreitet. Andererseits, durch Untergraben der Steilküste versuchte man an die bernsteinführenden Schichten heranzukommen. Schon zur Zeit des Großen Kurfürsten fing man an, Stollen in die Steilküste hineinzutreiben. Dadurch wurden die Küstenformationen stark gefährdet. Außerdem gab es große Schwierigkeiten wegen des Grundwassers. Mitte des 19. Jahrhunderts legte man im Tageabbau die über der „Blauen Erde" liegenden Erdschichten frei. Bald darauf ging man auch mit Erfolg zum regelrechten Tiefbau über. Die in der Nähe gelegene Grube „Anna" mit einem weit verzweigten Netz von Stollen war noch bis 1922 in Betrieb. **Der** bei Kraxtepellen durchgeführte Tagebau wurde mit modernen Mitteln vergrößert und verbessert und dann aus wirtschaftlichen Gründen als Zweigstelle der „Preußischen Bergwerks- und Hütten-AG." in Palmnicken angeschlossen. Dieser gesamte Betrieb konnte seine Bernsteinförderungen erheblich erhöhen und damit größere wirtschaftliche Erfolge erzielen. Aus der nebenstehenden Aufnahme können die umfangreichen Abbauarbeiten des Bernsteinwerkes Palmnicken in etwa ersehen werden. Je nach Farbe, Größe und Qualität des gewonnenen Bernsteins kam dieser zum Versand, zur handwerklichen Verarbeitung in die Manufaktur nach Königsberg (Pr.) oder blieb zur Verarbeitung von Bernsteinresten als Preßbernstein im Werkgelände in Palmnicken. Bliebe noch zu sagen, daß die Feinverarbeitung des Bernsteins damals in der Bernsteinmanufaktur in Königsberg (Pr.) in der Sattlergasse stattfand.

Neben der Verwendung des Bernsteins im Bereich der Industrie und Wirtschaft hat die Verarbeitung für den privaten Sektor zu edlem Schmuck und künstlerischen Schnitzereien und Drechslereien immer eine große Rolle gespielt. In vielen Museen Europas, von denen zum Beispiel das „grüne Gewölbe" von Dresden, die Nationalmuseen von Paris, London, Kopenhagen und Petersburg zu nennen sind, finden sich Zeugnisse großer handwerklicher Kunst: Prunkvolle Tischgegenstände, Vasen, Schalen usw., Kassetten, Kruzifixe und Skulpturen, wie sie in früheren Zeiten als Gastgeschenke in den Fürstenhäusern übergeben wurden. Besonders zu erwähnen wäre das berühmte Bernsteinzimmer, das der preußische König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1716 dem russischen Zaren Peter d. Gr. zum Geschenk machte. In der damals bekannt gewordenen Inkrustationstechnik hatte man sämtliche Möbelstücke und die Wandverkleidung auf Holzunterlagen mosaikartig mit Bernstein-platten belegt, wobei durch das verschiedenartige Material die schönsten Färb- und Lichteffekte erzielt wurden. Dieses Bernsteinzimmer wurde im Verlaufe des letzten Krieges aus dem Sommersitz des Zaren, Schloß

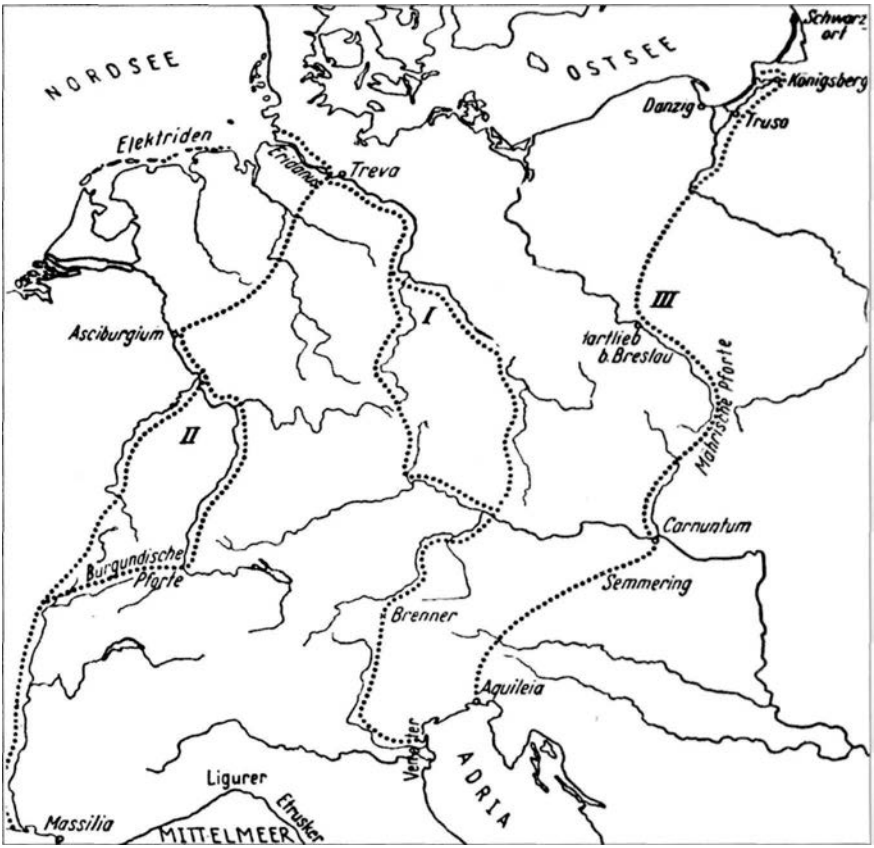
Zarskoje Selo, sicherheitshalber nach Königsberg (Pr.) gebracht und im Schloß aufgebaut. Vor dem Brand und der erfolgten Zerstörung des Schlosses ist das „Zimmer" noch einmal in Sicherheit gebracht worden. Das weitere Schicksal ist ungewiß.

3. Das Bernsteingesetz

Bereits vor der Zeit des Deutschen Ordens wurde von den preußischen und Pommerischen Landesherren der Bernstein durch Gesetz als Staatseigentum erklärt. Diese gesetzliche Regelung übernahm ebenfalls der Deutsche Orden in seiner Regierungszeit. Nach dieser Bestimmung waren die Küsten- und Strandbewohner verpflichtet, Bernstein zu sammeln und diesen an die Bernsteinämter in Lochstädt, Balga und Fischhausen abzuliefern. Wer diese Pflichten nicht erfüllte, wurde durch hohe Strafen belegt. Mit dem Verkauf von Bernstein erzielte der Orden große Gewinne, denn dieser war ein sehr begehrter Handelsartikel. In der Regierungszeit von Herzog Albrecht von Preußen entlohnte man die Bernsteinsammler nicht mit Geld, sondern mit Salz, denn Salz hatte zu damaligen Zeiten einen hohen Tausch- und Handelswert. Später ging man dann dazu über, das Recht der Bernsteingewinnung zu verpachten. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts traten die Gemeinden in die Rechte der früheren Landesherren.

4. Der Handel mit Bernstein

Nach historischen Überlieferungen waren der Ausgang des Handels mit Bernstein die heutigen Mündungen der Elbe, Oder und Weichsel. Von den Herkunftsgebieten verlief beispielsweise die Handelsroute nach Süden. Von der unteren Weichsel, unweit der Netze ging der Hauptweg nach Westen, wobei die Warthe und obere Oder gleichfalls als Routen verwandt wurden. Auf diesem Weg gelangte der Bernstein nach Schlesien, Mitteldeutschland, Böhmen, Mähren, in die Westslowakei und nach Niederösterreich. Von da ab folgte der Bernsteinweg der Donau und Theiß zum Balkan. Eine Abzweigung führte nach Italien zur damals bedeutenden Handels- und Hafenstadt Aquileia an der nördlichen Adria. (Skizze). In Westgriechenland wurden Bernsteinperlen gefunden. Diese Funde deuten auch auf einen Handel mit Bernstein hin. Von den Küstengebieten Jütlands wurde ebenfalls ein Bernsteinhandel mit den Gebieten am Rhein und an der Rhone betrieben. Auf Grund des damaligen ausgedehnten Bernsteinhandels mit den Provinzen des Römischen Imperiums stieg vom 2. bis zum 5. Jahrhundert n. Chr. der materielle Lebensstandard der Ostseerandvölker erheblich an. Diese Region entwickelte sich in dieser Zeit zu einem blühenden Handels- und Kulturzentrum, dessen Einfluß sich über ganz Nordosteuropa ausdehn-



Wege des vorgeschichtlichen Bernsteinhandels

te. Erst das gewaltsame Eindringen der Slawen aus ihren südosteuropäischen Lebensräumen in Teile der Ostseerandgebiete und die Auseinandersetzungen mit den von Nord- und Westeuropa eindringenden Wikingern setzte dieser Blütezeit der Ostseeregionen ein Ende. Dadurch kam insbesondere der wirtschaftlich bedeutende Bernsteinhandel von Ost- nach Südeuropa zum Erliegen. Nach dem letzten Weltkrieg kam Nordostpreußen, mithin auch das Samland mit dem umfangreichen Bernsteinaufkommen, in den Besitz der Sowjet-Union (Russland).

Literatur:

„Vom Bernsteinland" - Landsmannschaft Ostpreußen (Margarete Kudnig).
„Die Provinz Ostpreußen" - August Ambrassat, Verlag Weidlich-Frankf./Main 1912

Heinz Kebesch

Ostsee Gold

Das Bernsteinstück in meiner Hand
Fand ich als Kind am Ostseestrand
die Gischt, sie spülte es an Land
Aus dunklen Wassertiefen

Der Mücke ward es einst zum Grab
Dann tauchte es ins Meer hinab
Wo es Millionen Jahre lag
Im Schöße der Gezeiten

Bis es den Weg zur Düne fand
Wie Gold lag es im warmen Sand
Gelangte so in meine Hand
Blieb immer mein Begleiter

Liane Schiffe!

Stadt am Strom

Begleitet mich auf eine Reise in die Vergangenheit, ein halbes Jahrhundert zurück, zu einer Stadt, die mir wie eine in nie wiederkehrendes Licht getauchte Landschaft erscheint -Tilsit an der Memel.

Unbeirrt im Sog der Zeiten schickt der Strom seine Wellen an den Ufern der Stadt entlang; seine Quellen entspringen in den russischen Wäldern, und seine Mündungsarme machen die Niederung fruchtbar, die sich in das Kurische Haff senkt. Duft meiner Heimat, wie eine blumengeschmückte selige Insel kommst du auf den Wellen des Traums zu mir gefahren und nach den ersten tastenden Schritten bin ich wieder daheim auf ihren verschlungenen Pfaden.

Es ist Sommer, und wir stehen auf der „Schiffbrücke", die sich von Nord nach Süd auf altersgeschwärzten Pontons niedrig über den Fluss streckt. Zweimal am Tag schwingt sie in der Mitte auseinander, um den kleinen Dampfern, den Fischer- und Segelbooten die Fahrt freizugeben. Auch die Holzflöße aus Russland passieren dann die Durchfahrt. Geschickt steuern die „Dschimken" die schweren aneinandergeketteten Stämme durch die Stromschnellen. Lasst uns noch ein wenig auf der Brücke stehen bleiben und zurücksinken in die Erinnerungen, die um uns steigen wie eine Flut. Die Sonne spielt auf den kleinen Wasserwellen, und der Himmel ist klar und blau; stromabwärts, wo das Memeldelta beginnt, ist die Ebene weit, und nichts hemmt den Blick, nur die Wolken ziehen, sich in der Ewigkeit verlierend. In der Luft ist die sanfte und kühle Herbheit des Sommers am Fluss; der leichte Wind weht die salzi-

ge Luft des nahen Haffs in unsere Lungen - wie gestern. Aber gestern ist ein halbes Jahrhundert vorbei, etwas, das die Zeit kristallisiert hat wie eine Fliege im Bernstein.

Wir wollen die Brücke verlassen und in die Stadt gehen. Dicht am Ufer liegt die mächtige „Deutsche Kirche" mit ihrer patinierten Kupferkuppel, die Napoleon I. - so erzählt man - gern nach Frankreich mitgenommen hätte. Schon oft ist der gewaltige Schatten der Geschichte auf unsere alte Stadt gefallen. Das bescheidene kleine Haus, in dem sich Königin Luise und Napoleon begegneten, steht hier ganz in der Nähe.

Aber gehen wir weiter in unserem Traum - die breite Deutsche Straße hinunter, die überall Durchblicke zum Strom freigibt. Viele Gassen zweigen von ihr ab: die Wasserstraße, die Langgasse und so winzige wie die Speicherstraße, winklig, aber von eigenartigem Reiz. In ihr ist noch der alte heimatliche Geruch von frisch eingelagerten Äpfeln und von Phlox und Stockrosen in den kleinen Vorgärten. Doch scheint es, als hätten sich diese Winkel auf geheimnisvolle Weise verändert, sie sind kleiner geworden - aber immer wieder wird uns ihr Bild zurückfordern nach Jahren der Unruhe und des Wanderns.

Nach ein paar Schritten öffnet sich ein großer rechteckiger Platz mit dem barocken Rathaus und dem Denkmal Max von Schenkendorf's in der Mitte. Um seine hochgereckte Gestalt herrscht ein buntbewegtes fröhliches Treiben. Es ist Markttag, und aus den kleinen Bauernhöfen der Umgebung bieten die Bewohner, vornehmlich Litauer, ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse feil. Die bunten Trachten der Frauen mit den weiten plissierten Röcken über mehreren Unterröcken und die grellseidenen Kopftücher wetteifern mit den Farben der Früchte, Gemüse, Bauernblumen, der gelben Landbutter und den in runden Körben aufgehäuften Eiern. Dicht am Platz steht das litauische Kirchlein, in dem in der Landessprache Gottesdienste abgehalten werden, und ringsherum sind die durch kleine Treppen zu erreichenden Läden mit ihren litauisch beschrifteten Schildern, wo die Bauern ihre Einkäufe tätigen.

Vom Schenkendorfplatz ist es durch die Schulstraße nicht weit zum Schloßmühlenteich. Hier fährt die Jugend im Sommer Boot, und im Winter gibt es dort eine herrliche Schlittschuhbahn.

Von der „Hohen Straße", der sogenannten Geschäftsstraße, die parallel zur Deutschen Straße läuft, biegen wir rechts ab zum Anger, einem hübschen baumbestandenen Platz, um den sich die alten Patrizierhäuser scharen, und auf dessen nördlicher Seite sich das zierliche Stadttheater erhebt. Der schöne grüne Rasen wird von Bänken umsäumt, wo die Alten sitzen und grübeln wann und wo ihnen das bunte Leben eigentlich entglitten ist. Weiter südlich kommen wir durch die Königsberger- und die Lindenstraße zum schönen alten Park „Jakobsruhe". Der leichte Wind in den Kiefern ist wie müde Brandung - die weichen nadelbestreuten Wege dämpfen unsere Schritte, und so können wir mit dem vielfältigen Leben um uns in Kontakt

Der Schenkendorfplatz, das Marktzentrum, besonders an Sonnabenden

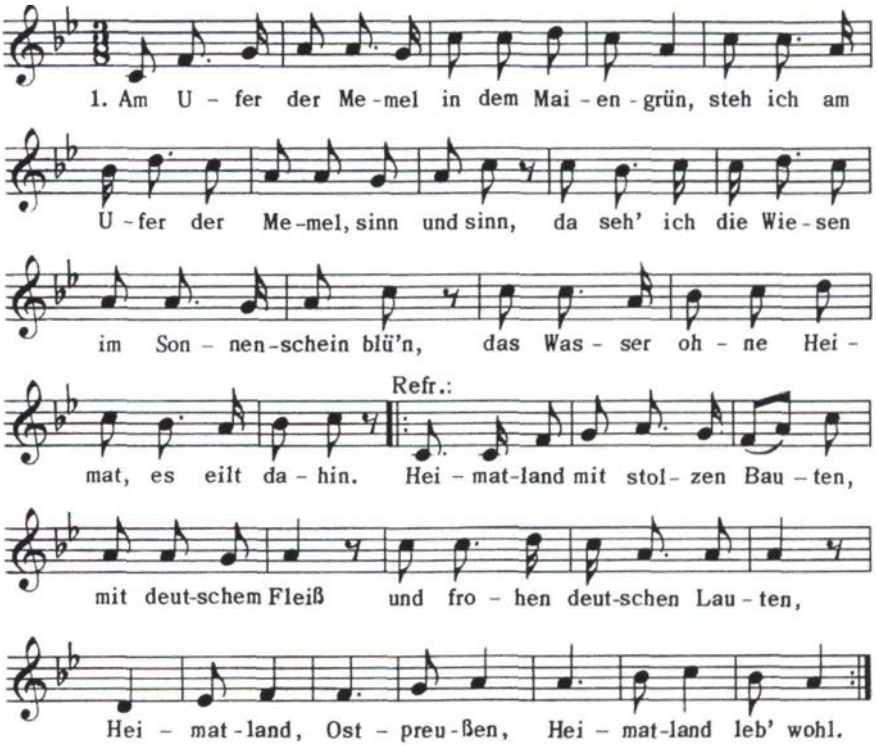
kommen, das voller Laute wie Instrumente in einem Orchester die große Symphonie des Sommers zelebriert.
Trennen wir uns von diesem Traum und lasst uns am kleinen Bahnhof vorbei in Richtung der „Eisenbahnbrücke" zum Strom heruntergehen, alle Wege führen dorthin. Am südlichen Ufer liegen um ein schlichtes Kirchlein gruppiert die Friedhöfe mit den Gräbern unserer Lieben; seit Generationen ruhen sie hier und spüren nichts von den Veränderungen um sie herum. Die Toten schlafen tief.
Noch einmal lasst uns, jetzt in der Dämmerung, die hyazinthfarben sich senkt, durch die verwinkelten Gässchen hinuntergehen zur alten Schiffbrücke. Jetzt bringt der große Atem des Flusses den Ruch der östlichen Wälder zu uns. Stromauf in ihrer Mitte liegt der alte Götterberg der Litauer, der Rhombinus, auf dessen Höhe der alte verwitterte Opferstein ruht. Hier steht die Zeit still, hier tritt nach Sonnenuntergang das Gewesene aus dem Schatten der Wälder, hier weht noch die Luft, die die alten Götter atmeten, und nur der Stein blieb als stummer Zeuge einer Legende.
Jetzt steigt der Mond herauf, und sein Licht ist wie Wasser, das mit einer starken Unterströmung dahinflutet. Und dort hinten über den Wäldern, noch verschleiert, steht schon der Stern, den die Magier in furchtbaren Wachträumen erahnten.
Kommt, wir müssen zurück: Dies ist eine Reise ohne Wiederkehr, und es heißt Abschied nehmen von alten Bildern. Wir wollen leise sein, damit wir durch den Vorhang der Zeit hindurchgehen können ohne sein Muster zu zerstören. Lasst uns die Brücke verlassen; wir werden sie nie wieder betreten.
Geschrieben 1967 von Hildegard Lademann geb. Wolff

Lieder von der Memel

Aus dem Liederheft „Verlorene Heimat-dein Lied" von Georg Kublenz

Am Ufer der Memel im Maiengrün

Worte und Musik:
Georg Kublenz



Die Memelteilung bei Schanzenkrug in Ruß und Gil

Wo die Memel zum Haff sich neigt

Worte und Musik:
Georg Kublenz

Wo die Me – mel zum Haff sich neigt, Ming' und Ju – ra
mit ihr sich eint. Dann nach Nord'n die Neh – rungs - kant,
das ist un – ser Hei – mat – land. Dann nach Nord'n die
Neh – rungs - kant, das ist un – ser Hei – mat – land.

Refr.:
Nun le – be wohl, nun le – be wohl, nun le – be wohl
mein Me – mel - land, nun le – be wohl, mein Hei – mat - land.

Am Memeldelta. Hier die Atmath mit der Petersbrücke in Ruß.

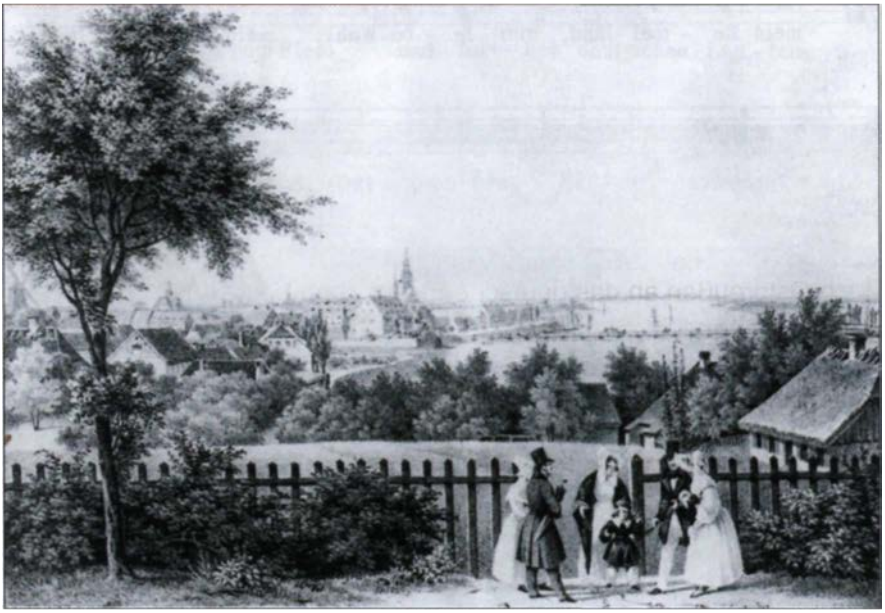
Fotos (2) aufgenommen um 1940 von Alfred Denk

Ein etwas anderer Rückblick auf Tilsit

Neben anderen Stadtansichten hängt bei meiner Schwester auch die hier wiedergegebene Stadtansicht von Tilsit, die „vom Engelnberge" aus von Fr. Bils aus Königsberg im Jahre 1840 „nach der Natur" gezeichnet wurde. Er hat seine Zeichnung auch lithographiert. Gedruckt wurde das Bild von der Druckerei A. Rahnke in Elbing.

Ein interessantes Bild! Eine Windmühle ganz links im Bild ist zu sehen, reetgedeckte Wohnhäuser außerhalb der Stadt, ziegelgedeckte, mehrstöckige Häuser in der Stadt, akkurat gebaute Zäune zur Sicherung der Felder und Spazierwege für die Bewohner der Stadt. Dort sieht man in der Mode der Zeit (die Herren tragen schon „Röhrenhosen"!) gekleidete Menschen (Sonntagsstaat?) beim Spaziergang, sie haben Blick auf die Memel und die Deutschordenskirche. Die Stadtansicht atmet Ruhe und Beschaulichkeit aus, war es die „schöne, alte Zeit", die hier wiedergegeben wurde?

Für die damals lebende Generation war es bestimmt eine sehr aufregende und unruhige Zeit gewesen, politisch wie auch wirtschaftlich. Der Staat Preußen war nach dem Wiener Kongress groß geworden und neben Österreich zu einer europäischen Ordnungsmacht aufgestiegen. Preußen reichte von der Stadt Memel bis Aachen, von Holstein bis nach Oberschlesien. Diese Größe und die Einordnung der neuen preußischen



Nach einem alten Stich von 1840: Blick vom Engelsberg auf die Stadt Tilsit

Provinzen unter eine, gleiche Regierung brachte innerpreußische politische Spannungen, hier der Grundbesitzer und der Adel, dort der Beginn der Industrialisierung und die Industriellen. Von „außen", d.h. von den deutschen Kleinstaaten kam dann noch der Ruf nach einem gemeinsamen „Deutschland" mit einem gemeinsamen Parlament und Verfassung. (1841 Hoffmann von Fallersleben: Deutschland, Deutschland über alles). Dem standen die preußischen Liberalen und Konservativen entgegen, die auf Eigenständigkeit Preußens bestanden. Während die preußischen Liberalen sich aber für ein Preußen mit Verfassung und Parlament einsetzten, wollten die Konservativen die in Preußen seit 1823 eingeführten Landtage, die sog. „ständischen Provinzialvertretungen" bewahren und den „Status quo" erhalten. Sie hatten dort die Mehrheiten, die sie behalten wollten.[1;2;3]
Dem preußischen König Friedrich Wilhelm III waren alle politischen Bestrebungen suspekt, welche die bestehende Ordnung, die seit dem Wiener Kongress geschaffen worden war, angreifen oder verändern wollten. Neuerungen, wie „revolutionäre" Forderung nach Verfassung und deutschem Nationalstaat, stand er deshalb ablehnend gegenüber. Dies umso mehr, als der preußische Staat auch ohne Parlament „von oben" die Neuerungen einführen konnte und eingeführt hat, die zum Wohle des Staates und seiner Bürger notwendig und opportun waren. [2;3]
Preußen hatte seine Binnenzölle 1818 aufgehoben, Preußen schuf unter seiner Führung 1834 den deutschen Zollverein, dem die meisten deutschen Staaten, ohne Österreich, angehörten.. In der Zeit von 1817 bis 1828 wendet Preußen 11 Millionen Taler für Straßenbau (Chausseen) auf, 1842 gibt Preußen eine Zinsgarantie von $3^1/2$ % für Eisenbahnaktien, wer Aktien zeichnet, gewinnt ohne Risiko zu tragen! (es entsteht aber auch eine erste Spekulationswelle in Preußen!). Allein im Jahre 1846 werden 1.100 km Schienen in Preußen verlegt! Das Eisenbahnnetz erreicht 1853 Königsberg, 1865 die Stadt Tilsit und schließt damit auch Ostpreußen an das deutsche Eisenbahnnetz an. Viele industrielle Mittelbetriebe entstehen, auch in Ostpreußen. Beispielhaft genannt sei hier nur die 1837 von dem dreiundzwanzigjährigen Ferdinand Schichau erfolgte Eröffnung der Maschinenbauanstalt in Elbing. Durch den 1844 vom Zollverein auferlegten Schutzzoll auf englische Eisenimporte wächst die industrielle Produktion des Ruhrgebietes, die Textilindustrie wandelt sich durch technische Verbesserungen. [2;3]

Diese wirtschaftlichen Veränderungen sprengen aber auch das soziale Gefüge. Die Handwerksmeister unterliegen der Konkurrenz der Fabriken, die Löhne für leichte und einfache Arbeiten in den Fabriken reichen nicht aus, um als Alleinverdiener (bisher traditionell der Mann)

Familien zu ernähren. Frauen und Kinder werden in Produktionsprozesse einbezogen. Armut, Not und Unruhen (Weberaufstand 1844) kommen auf, der Kampf um bessere Arbeitsbedingungen beginnt. Letzteres erst in geringen Anfängen, da in Preußen nach der preuß. Gewerbeordnung von 1845 Arbeiterkoalitionen (heute: Gewerkschaften genannt) verboten sind und solche Vereinigungen mit Gefängnis bestraft werden. Es war schon eine bewegte Zeit! [2,3]
Die politischen Diskussionen um das deutsche Reich, der deutschen bzw. preußischen Verfassung und der anderen politischen Fragen dieser Zeit sind wohl auch in Tilsit unterschiedlich diskutiert worden. Bestimmt unterschiedlich diskutiert wurde auch das Hin und Her der für Tilsit und Ostpreußen bedeutungsvollen Aufnahme in den deutschen Bund, welche durch die Frankfurter Nationalversammlung gemäß Antragstellung Preußens am 11. April 1848 zwar erfolgte, 1851 aber wieder aufgehoben wurde und erst mit der nachfolgenden Gründung des Norddeutschen Bundes am 1 Juli 1867 endgültig vollzogen wurde [4].

Seit dem 19. November 1808, mit dem Erlaß der Städteverordnung in Preußen, hatten auch in Tilsit die Stadtbürger eine Selbstverwaltung für ihre inneren Angelegenheiten. Es wäre interessant zu recherchieren, aus welchen sozialen Schichten sich in Tilsit die Stadtverordneten-Versammlung in den ersten Jahrzehnten zusammengesetzt hat. Da seit 1810 die preußische Gewerbeordnung es jedem erlaubte, sich ohne beengende Zunftzwänge selbständig zu machen (Gewerbefreiheit)[2,3], dürften auch diese Berufsstände im Stadtrat vertreten gewesen sein.

Doch kehren wir zurück zu der Stadtansicht von Tilsit aus dem Jahre 1840. Der ein Jahr davor herausgegebene Brockhaus [5] berichtet mit nur einem Satz von dieser Stadt wie folgt: *„in dem vom Handel mit Landeserzeugnissen und durch Gewerbefleiß wohlhabenden Tilsit mit 12,000 Einwohnern wurde im Juli 1807 der Frieden zwischen Frankreich, Preußen und Russland geschlossen; unterhalb der Stadt und zwischen den beiden Armen der /*Werne/, Gilge *und Ruß genannt, liegt die überaus fruchtbare Tilsiter Niederung mit 50,000 Bewohnern".*

Die Stadt und das Umland mußte sich demnach von den Folgen der Kriegsjahre 1807 und 1812/1813, der völligen Missernte 1811 und dem Niedergang der Landwirtschaft in den Kriegs- und Nachfolgejahren infolge Preisverfalls wieder erholt haben (England erhob ab 1815 Getreideschutzzoll, aus politischen Gründen wurde in Preußen aber gleichzeitig die Einfuhr von Getreide aus Russland und Polen freigegeben) [2], denn sonst hätte der Brockhaus in seiner Ausgabe von 1839 nicht von einer „wohlhabenden" Stadt gesprochen. Die voranschreitende technische Entwicklung wird auch in Tilsit mit dazu beigetragen haben.

Verbrieft ist, dass die Tilsiter Bürgerschaft in den dreißiger Jahren eifrig darüber diskutierte, ob eine Schule zu gründen sei, die dieser wachsenden Technisierung entgegenkommt. Es sollte dies eine Bildungsanstalt sein in der *„nicht bloß wie in dem Gymnasium der zukünftige Gelehrte vorgebildet werde, sondern" in der „auch auf die Erfordernisse des praktischen Lebens genügende Rücksicht" genommen werden sollte, eine Schule also, die „ für die höheren praktischen Berufsarten die geeignete Vorbildung gewähren sollte"* [6].

Beendet wurden die Diskussionen mit dem am 2. April 1838 erfolgten Beschluss der Stadtverordneten von Tilsit, eine „höhere Bürgerschule" zu gründen. Sofort danach begannen die Vorarbeiten dazu: ein Lehrplan wurde ausgearbeitet, die Genehmigung der Königlichen Regierung zu Gumbinnen wurde eingeholt, ein Schulgebäude (Wasserstraße 10, Gebäude und Grundstück von Kaufmann Teichmann) wurde gefunden und für drei Jahre angemietet, 5 Lehrer wurden eingestellt, der Tilsiter Dir. Conditt von der Domschule zu Königsberg am 12. September 1839 von dem Tilsiter Magistrat zum Direktor gewählt und von der Königlichen Regierung zu Gumbinnen am 23.. Oktober 1839 bestätigt. So konnte, nur $1^1/2$ Jahre (!) nach der Beschlussfassung des Stadtrates, die *„Städtische Realschule erster Ordnung zu Tilsit"* am 30. Oktober 1839 eröffnet werden. [6]
Die finanzielle Belastung der Stadt Tilsit durch diese Schule, die sich schnell entwickelte und schon 1843 ihren ersten Abiturienten entlassen konnte (Konstantin Thiele), muß beachtlich gewesen sein. Über die Weiterentwicklung der Schule, die als Realgymnasium/Oberschule für Jungen zu Tilsit bis 1944 erfolgreich wirkte, gibt die Schulchronik, herausgegeben von der Stadtgemeinschaft Tilsit/Schulgemeinschaft SRT im Detail Auskunft.
Aber nicht nur um das Bildungswesen war der Stadtrat bemüht. Überliefert ist, dass die Stadtverordneten von Tilsit sich auch mit Fragen der Gesundheit ihrer Bürger beschäftigt haben. So heißt es in der Einleitung eines Untersuchungsberichtes [7] *„In richtiger Würdigung des Einflusses, den das Trinkwasser auf die Gesundheitsverhältnisse der städtischen Bevölkerung auszuüben vermag, sowie des Einblicks, den die Qualität desselben in die Verhältnisse des in sanitätlicher Beziehung fast noch wichtigeren Grundwassers gestattet, beschlossen die städtischen Behörden Tilsits, ...die Beschaffenheit zunächst der Wasser in den öffentlichen Brunnen in Tilsit feststellen zu lassen,...".* Der „ordentliche Lehrer" an der vorgenannten städtischen Realschule erster Ordnung, Wilhelm Krüger, wurde 1873 von der Stadtverwaltung Tilsit mit der Untersuchung der öffentlichen Brunnen der Stadt beauftragt (Anm. des Verf.: es wurde kein Institut beauftragt! Welchen Stellenwert hatte da-

mals die Lehrerschaft und welche Laborausrüstungen die Schule!). Die Ergebnisse seiner Untersuchungen und Prüfungen wurden 1875 veröffentlicht [7].

Alle seinerzeitigen Brunnen der Stadt Tilsit (30 Stck.) standen in den wasserdurchlässigen Spatsanden des unteren Diluvialmergels, die auf dem undurchlässigen roten unteren Diluvialton auflagern.. Es handelte sich damit um Brunnen, die hauptsächlich aus Oberflächenwässer gespeist wurden, welches sich in diesen Spatsanden speichert.

Über ein Jahr lang wurden von Krüger aus den 30 Brunnen innerhalb und außerhalb der Stadt (2 Stck.) zu unterschiedlichen Jahreszeiten Proben gezogen, überwiegend direkt am Pumpenauslauf, einige aber auch durch Probenahme am Brunnentiefsten. Untersucht wurden die einzelnen Proben visuell nach Farbe, Aussehen und Klarheit. Der in jeder Probe vorhandene Bodensatz wurde mikroskopisch und chemisch nach Mineralien und nach unbelebten und belebten organischen Substanzen untersucht. Beispielhaft sei dazu hier wiedergegeben ein Auszug aus einer Tabelle über die Ergebnisse der Untersuchung von 11 Brunnen am 24. März 1874:

Bezeichnung der Brunnen	Wasser nach Farbe, Klarheit ꝛc.	Bodensatz				
		Größe in Cc.	Aussehn.	unbelebte Substanz	Größere Organismen	Pilzmycelien und Bakterien
1) Armenhaus	klar, farblos-	0,05	flockig, fasrig, bräunlich	Humuskörnchen mit Leinenfasern; zerfallende organische Substanz	Stylonchia	Reichl. Geflecht v. Crenothrix mit Zoogloea; Pilzmycel
2) Meerwischer Schule	klar	0,08	wie vor	Holzrestchen, zerfallende organische Substanz	Einige Stylonychia	Reichl. Crenothrix, Bakterien
3) Armenerziehungshaus	klar	0,01	körnig, fasrig	Leinen- und Baumwollenfasern, Stärkekörnchen; Humustheilchen	Einige Chilodon, Rotifer	Crenothrix

Ausschnitt aus Tabelle von Seite 13 aus [7]

Von den in der Veröffentlichung wiedergegebenen chemischen Analysen des Bodensatzes aller Proben werden auszugsweise hier nur wiedergegeben die Ergebnisse für die drei vorgenannter Proben:

Brunnenbezeichnung	Salpetersäure N_2O_5	Kalk CaO	Chlor Cl	Ammoniak NH_3	Schwefelsäure H_2SO_4
1) Armenhaus	0,190	0,189	wenig	sehr viel	keine
2) Meerwischer Schule	0,285	0,353	ziemlich viel	sehr wenig	mäßig
2) Armenerziehungshaus	0,285	0,285	ziemlich viel	ziemlich viel	mäßig

Nach den damaligen Vorgaben durfte **normales Trinkwasser** nur maximal 0,027 g/l wasserfreie Salpetersäure und höchstens 0,168 g/l kohlensaure Salze (CaO) enthalten. Als **„brauchbar"** galt ein Wasser noch bei einem Gehalt von max. 0,054 g/l Salpetersäure und 0,334 g/l kohlensaure Salze. In keinem Falle durften aber Fäulnisprodukte und Ammoniak im Trinkwasser enthalten sein.
Die Ergebnisse dieser Untersuchung müssen auch für die damalige Zeit sehr erschreckend gewesen sein, denn *„innerhalb der Stadt ist keines der untersuchten Brunnenwasserfrei von beträchtlichen Verunreinigungen durch schlechtes Grundwasser"* [7]. Der Berichterstatter weist auch auf die Ursachen der Verschmutzung hin. Beispielsweise sind 3 Brunnen *„durch reichlich Dung der an der Straße grenzenden Tabaksfelder (!) sowie der zahlreichen benachbarten Jauchegruben"* verunreinigt, bei einigen anderen Brunnen ist deren mangelhafte Abdeckung, durch die Straßenstaub/-Schlamm und Rinnsteinflüssigkeiten eindringen konnte, die Ursache der Verschmutzung.
Krüger gibt aber auch Empfehlungen für eine bauliche Verbesserung der Brunnen und führt Maßnahmen an, um die Verschmutzung des wasserführenden Bodens zu verringern, wie z.B. Drainierung des Bodens, Einrichtung wasserdichter Abtrittsgruben, Kloaken und Drummen, Desinfektion der Abfallstoffe in jedem Haushalt und eine geregelte Abfuhr der Abfallstoffe. Diesem Maßnahmenkatalog wird eine interessante Rechnung vorangestellt:
*„nach den Mitteilungen des Gewerbevereins für Hannover 1873, Heft 4 fallen in einer Stadt von 100,000 Einwohnern jährlich mindestens 50 MW Kilo in Zersetzung begriffene Stoffe verschiedener Art an, die in den Boden gelangen. Die entsprechende Ziffer auf Tilsit bezogen bedeutet eine Menge von 10 MW. Kilogramm *, die hier in den Boden geht. Eine solche Menge ist mehr als ausreichend die Brunnen Wasserqualität nicht nur weiter zu verschlechtern, sondern auch den Grund und Boden zu einer Brutstätte verderblicher Epidemien zu machen, und die Sterblichkeitsziffer der darauf wohnenden Bevölkerung beträchtlich zu erhöhen".*
Mit einer Fußnote unterstreicht Krüger diese Aussage noch drastischer [7 Seite 24,], in der er von einer lokalen Choleraepidemie berichtete, bei der 61 Personen erkrankten, die Wasser aus dem Brunnen in der Kasernenstraße verbraucht hatten. Dieser Brunnen war durch das Reinigen der bei der Entleerung einer Fäkalgrube benutzten Gefäße verunreinigt worden, weil die mangelhafte Bedeckung des Brunnens ein

---

* damit hatte Tilsit 1875 schon rd. 20.000 Einwohner (1840 dagegen nur 12.000 Einwohner)

Durchsickern der Reinigungs-Flüssigkeit erlaubte. Auch traten in der Nachbarschaft, die das Wasser aus diesem Brunnen geholt hatte, Erkrankungen auf.
Die Stadtverordneten müssen aus diesem Bericht und den Ergebnissen die richtigen Schlussfolgerungen gezogen haben. Es ist zwar nicht bekannt, wann die Stadtverordneten von Tilsit den Beschluss fassten, die Trinkwasserversorgung der Stadt neu zu gestalten. Aber schon bald, in den 80er Jahren, ist mit dem Verlegen von Wasserleitungen begonnen worden, denn das „Königliche Provinzial-Schul-Kollegium" genehmigte am 30. November 1889 dem Königlichen Realgymnasium zu Tilsit einen außerordentlichen Zuschuss von 900 Mark für die Deckung des auf 1200 Mark berechneten Anschlusses des Realgymnasiums an die städtische Wasserleitung [6].
Tilsit im Jahre 1840, wie es die eingangs wiedergegebene Stadtansicht zeigt, war „Hafen- und Brückenstadt". Damit war Tilsit für Handel und Gewerbe, dem Personen- und Postverkehr und dem Warenfluss von dem und in das preußische Gebiet nördlich der Memel und nach bzw. von Litauen und Russland (Holzflößerei auf der Memel) ein bedeutsamer Ort.
Der Personen- und Warenverkehr auf der Memel und über die Memel war damals aber nicht ganzjährig möglich sondern sehr abhängig von den jeweils jahreszeitlichen Wasser- und Eisverhältnissen der Memel. Da dadurch der Personen- und Warenverkehr oftmals über längere Zeiträume zum vollständigen Erliegen kam und dem Handel beträchtliche Erschwernisse, Zeit- und Kostenausfälle brachten, die nicht kalkulierbar waren, ist es nicht verwunderlich, das durch die *Königliche Wasserbau-Inspektion zu Tilsit* die Wasser- und Eisverhältnisse der Memel sorgfältig beobachtet und registriert wurden, um die Zeiträume der Beeinträchtigungen zu erfassen und damit kalkulierbarer zu machen. Der Realgymnasiallehrer Gustav Berent hat diese Aufzeichnungen der königlichen Wasserbau-Inspektion aus den Jahren 1831 bis 1. Jan. 1891 ausgewertet und 1892 veröffentlicht [8].

Zuerst durch städtische Beamte, dann durch die Königlichen Brückenmeister wurden in den vorgenannten Jahren täglich drei Pegelmessungen durchgeführt und daraus der mittlere Wasserstand des Tages berechnet. Ohne auf Schwankungen in den einzelnen Jahren hier besonders einzugehen, ergab die Auswertung, dass der mittlere Wasserstand der Memel im 60 jährigen Durchschnitt der Jahre 1831 bis 1890 bei 2,37 m lag. Der höchste Wasserstand in diesem 60 jährigen Durchschnitt ergab sich für den Monat April mit 4,08 m, die niedrigsten Wasserstände wurden für die Monaten Juli (1,50 m.), August (1,56 m.) und September (1,41 m.) ermittelt. Aber auch im Juni (1,71 m.) und noch

im Oktober (1,68 m.) waren im 60 jährigen Durchschnitt die Wasserstände der Memel nicht als „normal" anzusprechen. So ist es nicht verwunderlich, dass die *„Dampfer für die Monate August und September ihre Fahrten stromaufwärts vollständig einstellen mussten, und auch die stromab gehenden gerieten vielfach auf Grund und wurden stundenlang an der Weiterfahrt verhindert".* Damit war auch die schnellste und bequemste Fahrt mit dem Dampfer nach Memel in den Sommermonaten nicht immer sichergestellt. So blieb nur die Brücke ein „sicherer Reiseweg" nach und von Norden über die Memel.

Nun hatte Tilsit zu dieser Zeit aber noch keine feste Brücke über die Memel, sondern nur eine Schiffsbrücke, wie auf der eingangs wiedergegebenen Stadtansicht zu erkennen ist. Aber auch diese Schiffsbrücke war auch nur abhängig von den Wasser- und Eisverhältnissen der Memel nutzbar. Die Benutzung der Schiffsbrücke wurde darüber hinaus noch dadurch eingeschränkt, dass von den beiden nördlich gelegenen Memelarmen Ußlenkis und Kurmerszeris nur letzterer überbrückt war. Bis 1876, als über die Ußlenkis eine eiserne Brücke gebaut wurde, führte dort im Sommer eine „Interimschaussee" um diesen Wasserlauf herum., *„bei Hochwasser war ein Setzen erforderlich"* [8]. Kam noch ein Sturm dazu, dann war ein „Setzen" (Übersetzen mit Booten) nicht möglich und die Reisenden saßen dann hier fest, auch wenn sie vorher die Tilsiter Schiffsbrücke überquert hatten. Begann aber die Winterzeit bzw. der Eisgang auf der Memel, dann war der Übergang über die Memel (und des Nebenarmes Ußlenkis) zeitlich nicht mehr planbar.

Im Herbst, immer vor Beginn des Eisganges, wurde die Schiffsbrücke *„abgefahren".* Der ganze Verkehr über die Memel wurde dann von der *„Königlichen Trajekt-Anstalt"* bewältigt Über die Arbeit dieser Trajektanstalt (heute vielleicht „staatlicher Fährdienst" genannt), die in der Teichstraße ihren Sitz hatte, wurde ab 1. Januar 1868 intern täglich rapportiert. Daraus ist zu ersehen, dass man die Memel und die Ußlenkis, solange es ging, mit „Trajekten", d.h. mit einer Art Fährschiffen oder Kähnen überquerte. War die Eisdecke stark genug, steckte man Wege ab, die betreten und befahren werden durften. Hierzu einige Beispiele aus dem Rapportbuch des Jahres 1868 [8]:

15. 2. Nördlich an der aufgenommenen Vorbrücke nachts den Frost wahrgenommen, und mit Wasser 3 mal Nachts begossen, ist für die jetzige Pasage fahrbar.

27. 2. Eine Vorbrücks Ponton von der nördlichen Seite zur Südlich gebracht um die Vorbrücke zu verbessernder Südlichen Seite und zwar auf zwey Schlitten.

1. 3. Das Post Role nach der Nördlichen Seite übergefahren. Eisstärke in der Bahn 9 Zoll. Nördlich eine Vorbrücke gemacht für leichte Fuhrwerke.

2. 3. Nördlich und Südlich die Vorbrücken abgenommen und in stelle dessen eine Kleine Noth Vorbrücke beider Seits gemacht, das Nothdürftige zu befördern.

3. 3. Die Posten mit Schlitten übergebracht.

4. 3. Nördlich eine Noth Vorbrücke gemacht. Das Nothwendige Publikum in Fußgänger befördert, mit Vorsicht Eine Kuh und ein Pferdt über gebracht, und einige 20 Fette Schweine, nach der Nördlichen Seite für Herrn Wehrendorff.

5. 3. Die Stuttirie Taräng (Soll wohl Train heißen) Pferde von Trakehn Memelstrom und Ußlenkis mit Vorsicht beförderdt, die Posten mit Schlitten beförderdt und 1500 Brode (1867 war das Notstandsjahr) von uns übergeschaft nach der Nördlichen Seite.

6. 3. Der Regierungs Presidendt 12½ Uhr Mittags über den Memelstrom und Ußlenkis sowie Herr Post Derekter mit Eisböte beider Theile mit Vorsicht beförderdt.

7. 3. Die Vorbrücke Nördlich 2 Fuß breiter gemacht.

8. 3. Den Bretterstäg vom Schnee gereinigt. – Die Vorbrücke Nördlich auf der Eisseite verlängert.

9. 3. Das Getreite – Vom Nothstands Verein zu 2–3–5 Säcke über den Memelstrom über Schleifen lassen und Einspänner Wagen ein leichter Bauerwagen 3 Cent beladen.

Im Jahre 1869 war endlich am 1. April *„frei Wasser",* dennoch war es durch den hohen Wasserstand (über 4,80 m), der den ganzen Monat anhielt, nicht möglich, die Schiffsbrücke *„aufzustellen".* Der Memelübergang mußte mit *„Böten und Spitzprähmen"* durchgeführt werden. Wie stark der Verkehr über die Memel schon in diesem Monat war, ist aus der Eintragung am 28. April 1869 zu ersehen, die da lautet: *„2 Böte und 3 Spitzprähme den Trajekt bewirkt. Die Spitzprähme haben hin und zurück jeder 16 reisen gemacht und stäts 2 Fuhrwerke und 3 geladene bis 110 Fuhren".*

Am 11. Mai 4 Uhr nachmittags war die Schiffsbrücke dann endlich befahrbar. An diesem einem Beispiel aus dem Jahre 1869 kann man ermessen, welchen Beeinträchtigungen und Abhängigkeiten von den Naturgegebenheiten der Personen- und Güterverkehr damals unterworfen war.

Mit dem Bau der Eisenbahnbrücke, die am 15. Oktober 1875 dem Verkehr übergeben wurde, verbesserte sich die Memelquerung aber erheblich, da während des Winters und des Frühjahres der Verkehr darüber geleitet wurde. Aber auch diese Erleichterung war mit dem zunehmenden Waren- und Personenverkehr auf Dauer nicht befriedigend, denn die Eisenbahnbrücke mußte wegen des Zugverkehrs täglich mehrere Stunden am Tag für diesen Verkehr geschlossen werden, wurde der

Ruf nach dem Bau einer festen Straßenbrücke über die Memel daher immer lauter [8]. Es sollte aber noch bis 1907 dauern, ehe diese Brücke, die Luisenbrücke, gebaut wurde und die dann die ersehnte Erleichterung für den Straßen- und Schiffsverkehr (freie Durchfahrten) brachte. Wenn man vorgestellte Zeitberichte wertet und sich das Leben unter diesen Bedingungen vorstellt, - weitere, hier nicht aufgezeigte erschwerende Lebensbedingungen kommen noch hinzu -, dann erhebt sich die Frage, ob es wirklich eine angenehme Zeit war, in der die Menschen damals in unserer Heimatstadt lebten. Aus den hier wiedergegebenen Berichten ist aber zu ersehen, dass sie mit Fleiß und Geschick alle Unbilden, Mühen und Widrigkeiten bewältigten, tatkräftig, offen und weitschauend waren. Sie legten Grundsteine für das Wachsen und Wohlergehen ihrer späteren Generationen und der Stadt Tilsit. Sie waren Ostpreußen!

Literatur:

[1] —: Fragen an die deutsche Geschichte, Ideen, Kräfte, Entscheidungen von 1800 bis zur Gegenwart.
Herausgeber: Deutscher Bundestag, Referat Öffentlichkeitsarbeit, Bonn 1991,
ISBN 3-924521-73-5

[2] Bruno Schumacher: Geschichte Ost- und Westpreußens,
Weltbild Verlag, **1987, ISBN** 3-89350-111 -8

[3] Eberhard Straub: Eine kleine Geschichte Preussens,
Siedler Verlag, 2001, ISBN 3-88680-723-1

[4] Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk in 4 Bänden,
Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, 1839

[5] Gilbert H. Gornig: Das nördliche Ostpreußen Gestern und heute,
Herausgeber: Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bonn, 1995,
ISBN3-88557-151-X

[6] Max Dangel: Bericht über die Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der Anstalt,
aus: Programm des königlichen Realgymnasiums zu Tilsit zu dessen öffentlicher Prüfung seiner Schüler am Freitag, den 28. März, vormittags von 8 Uhr ab., Tilsit, 1890,
Druck J. Reylaender & Sohn

[7] Wilhelm Krüger: Untersuchungen einer größeren Zahl Brunnenwasser Tilsit's, ausgeführt während der Jahre 1873, 1874, aus:
31. Jahresprogramm der städtischen Realschule erster Ordnung zu Tilsit, Tilsit, 1875,
gedruckt bei J. Reyländer & Sohn

[8] Gustav Berent: Die Wasser- und Eisverhältnisse der Memel bei Tilsit,
aus: Programm des Königlichen Realgymnasiums zu Tilsit... zu der öffentlichen Prüfung seiner Schüler Dienstag den 5. April 1892, vormittags von 8 **Uhr** ab, Tilsit, 1892, **Druck**
Otto v. Mauderode

G. Grübler

Der Konditormeister Fritz Intat im Garten seiner Konditorei in Ragnit, Tilsiter Straße / Ecke Schloßplatz. *Foto: privat*

Tilsit vor 1914

Auszug aus den Erinnerungen des Konditormeisters Fritz Intat

Mein Vater hatte in der „Tilsiter Allgemeinen Zeitung" nach einer Anzeige für eine Lehrstelle gesucht. Er entschied sich für den Kolonialwarenhändler Ziehe in der Wasserstraße nahe der Deutschen Straße. Dorthin schickte mich mein Vater, und ich sprach mit Herrn Ziehe. Ich erzählte ihm von meinen Eltern und vom Schulbesuch. Herr Ziehe fand mich aber zu klein für sein Geschäft und bedeutete mir, in einem Jahr nochmals anzufragen.

Am nächsten Tag fand mein Vater eine Anzeige der Konditorei in der ein Konditorlehrling gesucht wurde. Am nächsten Nachmittag ging ich zu dieser Konditorei. Eine Verkäuferin fragte mich nach meinem Wunsch und schickte mich zu Herrn Gesien. Der hielt gleich hinter dem Laden auf einem Sofa seine Mittagsruhe. Nach meinen Antworten auf seine Fragen über Eltern und Schulbesuch erhielt ich den Bescheid, am nächsten Sonntagvormittag mit meiner Mutter zu kommen. Bei diesem Besuch wurden die notwendigen Lehrbedingungen, wie Lehrvertrag, Lehrdauer, Wohn- und Schlafgelegenheit und die Bekleidung besprochen. Der Beginn der Lehre wurde für den 1 .Oktober 1901 nachmittags festgelegt. Nun kaufte meine Mutter starken Nessel, der gebleicht wurde. Dadurch wurde der Stoff zartweiß. Daraus wurden Jacken, Schürzen und Mützen hergestellt. Natürlich alles etwas größer, auf Zuwachs, wie man sagte. Eine besonders sehr gute und praktische Einteilung war der Ladendienst im ersten Jahr. Es handelte sich um den Verkauf und die Bedienung der Gäste im Cafe. Zuerst gehörte dazu das Auflegen der Gebäcke, wie Hefeteigstücke, Blätterteig, Dessertsache und Teegebäck in den Schaukästen, die vor dem Ladentisch auf schrägen Eisenrahmen standen. Dazu gehörte auch das Einteilen und Aufschneiden der Apfelkuchen auf den Blechen, der Sandkuchen und Napfkuchen. Am 1. Oktober war sehr schönes warmes Wetter, als ich den Laden zum ersten Mal betrat. Dort bediente der Lehrling Walter Mielenz. Sein Bruder hatte gerade seine Lehre beendet und war noch vier Wochen als Gehilfe tätig. Ich kam mit meiner neuen Konditorjacke und Schürze in den

Laden. Nach der Begrüßung nahm mich Walter beiseite und band mir die Schürze ab, die mir zu lang war. Auch hatte ich sie über die Jacke gebunden. Er erklärte mir, wie komich ich aussah, denn meine Mutter hatte in den oberen Teil der Schürze zwei Keile eingearbeitet, wie sie für ihre Küchenschürze notwendig waren. Die Schürze stand daher in weitem bauschigen Bogen um meine Hüften. Er rollte sie soweit auf, daß sie mir nicht mehr bis auf die Schuhe reichte. Der aufgerollte Wulst kam unter die Jacke und so sah ich einigermaßen manierlich aus.
Die erste Bedienung war das Servieren einer „Berliner Weiße mit Schuß" (Himbeersaft) auf einem glatten Nickeltablett. Sie bekam ein großer Herr, der auf der Veranda mit meinem Chef an einem kleinen Tisch saß. Ich balancierte dieses große schwere Glas mit einigen Lampenfiebergefühlen glücklicherweise gut auf den Tisch. Der Tisch stand auf der Veranda vor dem Ausgang des Ladens. Die Veranda war eine vor dem Gebäude der Konditorei liegende niedrige Holzfläche, auf der sechs Tische mit Gartenstühlen links und rechts von der Eingangstür aufgestellt waren. Wie ich später erfuhr, war der Gast Herr Metscher, der Direktor der Tilsiter-Aktien-Brauerei, mit dem ich später, bei der Einrichtung meines Cafe's in Ragnit viel zu tun hatte.

Am nächsten Morgen wurde ich von Walter über das Waschen der Biergläser, Putzen des Bierapparates, sowie der dazugehörigen Bierablaufanlage und des Spülkastens für die Gläser unterrichtet. Es gab damals noch keine Kohlensäureflaschen, mit deren Hilfe das Bier aus dem Faß in die Gläser gedrückt wurde. Im Keller lag eine große Luftpumpe neben einem Bassin mit einem Manometer. Dieses Bassin wurde mit einiger Kraftanstrengung mit der Luftpumpe gefüllt, bis das Manometer den erforderlichen Druck anzeigte. Diese Arbeit war mir ungewohnt, aber ich lernte schnell, sie zu bewältigen. Nach einigen Monaten trat ein Kellner zum Bedienen ein. Er hatte vorher im Schützenhauslokal „Überm Teich" gearbeitet. Nach und nach wurde ich zu anderen Arbeiten herangezogen, die in der Backstube ausgeführt werden mußten. Ich lernte ein Hefestück anzusetzen, daß je nach dem erwarteten Geschäftsgang des nächsten Tages ein bis zwei Liter groß war. Am Sonnabend und Sonntag wurden größere Mengen gebraucht. Die Hefe dazu wurde aus der schräg gegenüberliegenden Bäckerei Behrend geholt. Hierbei konnte ich mir den Bäckereibetrieb ansehen. Ich war erstaunt, unter mehreren Lehrlingen meinen Schulfreund Liskin arbeiten zu sehen. Die Backstube war sehr heiß, und die Mitarbeiter liefen dort nur mit Hose und Hemd bekleidet in flottem Tempo hin und her. Dies machte einen großen Eindruck auf mich, denn in meiner Backstube bei Gesien ging jede Arbeit in Ruhe und ohne Hetze vonstatten. Auch war der Beginn nicht, wie in der Bäckerei um 9 Uhr abends, und Arbeit die

ging auch nicht die ganze Nacht durch bis in den frühen Morgen um 9 oder 10 Uhr, da es damals noch keine gesetzlich geregelte Arbeitszeit gab. Diese wurde erst 1918 eingeführt und mußte streng eingehalten werden. Auch die Sonntagsarbeit war in der Konditorei verboten. Das war ein bedeutender Verlust, da die Hauptverkaufszeit der Sonntag war. Langsam wurden die Bestimmungen dann gelockert, und es durften am Sonntag wieder leicht verderbliche Waren hergestellt werden.

Das Bedienen der Cafegäste war für mich eine gute Einnahmequelle. Ich konnte an jedem Sonntagvormittag, wenn ich die schmutzige Wäsche meiner Mutter zum Waschen brachte, ihr 2,00 bis 5,00 Mark abgeben. Ich war darüber informiert, daß selbst bei der sparsamen Wirtschaft meiner Mutter, jeder Pfennig nötig war. Es war mir selbstverständlich, damit meinen Dank für das von meinen Eltern gezahlte Schulgeld abzustatten. Mit der Zeit habe ich mir von meinem Trinkgeld auch eigene Wünsche erfüllt und kaufte mir einen kleinen Fotoapparat Format 6x9. Herr Brauer brachte mir die Handhabung bei und lehrte mich auch das Entwickeln und Kopieren.
Bald hatte ich das Servieren des Kaffees mit Sahnekännchen, Zuckerschälchen und einem kleinen Glas Wasser erlernt. Auch der Verkauf der Kuchen, einpacken und einteilen war meine Arbeit. Ich nehme an, diese Arbeiten zur Zufriedenheit ausgeführt zu haben, denn ich konnte nach der Probezeit bleiben. Mein Chef hatte für seine Konditorei eine Vollkonzession und konnte das Geschäft bis um 12 Uhr nachts offen halten. In den Abendstunden kamen nur selten Gäste. Jedoch fanden sich oft die Verwandten und viele Bekannte der Familie Gesien ein. Es waren dies immer lustige Gesellschaften, die ich zu bedienen hatte. Da war der Vater von Frau Gesien, Herr Schlossermeister Zimmer, mit seinen drei Töchtern, Helene, Hedwig und Charlotte. Mit Charlotte war ich zusammen im Konfirmationsunterricht bei Herrn Superintendent Guddas. Wir wurden am gleichen Tag, dem 5. Mai 1902, eingesegnet. Von der Berufsschule wurde ich gleich am ersten Tag von unserem früheren Klassenlehrer, Herrn Kremer, freigestellt. Nur zum Zeichenunterricht, der am Sonntagvormittag stattfand, mußte ich gehen. Da ich schon in der Schule gut im Zeichnen war, machte es mir viel Freude, die Vorlagen von Kunstmalern abzuzeichnen. Von meinem beim Servieren verdienten Trinkgeld hatte ich mir bald ein Vorlagenbuch für Tortenverzierungen im Jugendstil gekauft. Ich zeichnete verschiedene ab, die dann auch von anderen Konditorlehrlingen nachgezeichnet wurden. In der Klasse waren verschiedene Handwerkslehrlinge. Außer Konditoren und Bäckern waren auch Maler und Fleischer. Da die gezeichneten runden Tortenflächen mit Wasserfarben angelegt wurden, wies mich Herr Kremer an, die anderen Lehrlinge im Gebrauch der Wasserfarben ein-

zuweisen. In einer Stunde fiel mir ein, die Handwerkzeuge des Konditorhandwerks zu zeichnen. Herr Kremer sah dies und fand die Arbeit ausgezeichnet. Diese Zeichnungen wurden dann als Vorlage für die anderen Lehrlinge benutzt.
Die Unterbringung in meiner Lehrzeit war damals sehr eigenartig. In der seit vielen Jahren betriebenen Konditorei waren noch keine wesentlichen baulichen Veränderungen vorgenommen worden. Unsere Unterkunftsräume lagen über der Backstube. Sie war auf einer langen Treppe durch einen langen Gang zu erreichen. Der Gang diente auch als Lager für leere Flaschen. Im ersten Raum schlief unser Gehilfe, Herr Kurt Brauer mit dem ersten Lehrling zusammen. Im anschließenden Raum schliefen drei Lehrlinge und der Hausbursche, damals „Faktor" genannt. Dieser hieß stets „Friedrich" oder wurde einfach so gerufen. Wir hatten nur einen gemeinsamen Schrank, den Herr Brauer aus langen ungehobelten Brettern zusammengebastelt hatte. Ebenso waren die Betten aus langen Brettern hergestellt. Nur die zwei Betten im ersten Zimmer waren Feldbetten mit tief ausgelegenen Sprungfedereinlagen. Bei uns waren nur Strohsäcke vorhanden, und wir hatten eigene Laken, Bezüge und Kopfkissen mitzubringen. Diese Wäsche mußte selbstverständlich von Mutter gewaschen werden. Auch die Jacken und Schürzen mußte Mutter waschen. Diese waren stets sehr schmutzig, und Mutter brachte darüber ihren Unmut zum Ausdruck. Allerdings waren die Verschmutzungen sehr leicht zu beseitigen, denn sie bestanden nur aus Zucker und Teigresten.

Bis zum ersten Umbau, etwa im Jahre 1903, betrat man den Laden durch eine altertümliche Glastür, und im Verkaufsraum war rechts die Theke und ein Fahrstuhl zur Backstube für Kuchen, für Kaffee und sonstige Getränke. Gegenüber war durch eine Plüschportiere abgetrennt der Zugang zum Cafe mit runden und viereckigen Marmortischen. Im hinteren Raum, der nicht mit einer Türe verschlossen war, stand ein langer Tisch, mit einem Sofa für die Damengesellschaften, die dort ihren „Kaffeeklatsch" abhielten. Hier ging es mit den 12 bis 15 Damen recht lebhaft zu. Es wurden die Familienangelegenheiten, der Ärger mit dem Hauspersonal und sonstige Stadtangelegenheiten besprochen.
An der hinteren Wand befand sich eine Tür, die zur Toilette führte, und in der Wand war ein großes Fenster, das zum Hof zeigte. Durch dieses Fenster ist in meinem zweiten Lehrjahr der damalige „Friedrich" während der Nacht eingestiegen und hat die Kasse im Laden um das Wechselgeld und die Einnahmen aus dem Vorverkauf der Eintrittskarten zu festlichen Veranstaltungen der Vereine erleichtert. Er wurde von mir beobachtet und von Herrn Gesien und Herrn Brauer dem bestellten Polizeibeamten übergeben. Er erhielt $1^1/2$ Jahre Gefängnis. Auch hinter dem Laden war ein großes Zimmer, in welchem sich am Mittwoch im-

mer vier Herren zum Skat trafen. Es waren dies Herr Obdekamp, Herr Gerchel, der Bürovorsteher des Justizrates Fuhge und Drogeriebesitzer Rotenbücher. In diesem Raum befand sich auch das Bierbuffet. Dies unterstand, wie bereits geschrieben, meiner Wartung und wurde jeden Monat einschließlich der Bierleitungen geprüft. Eine besondere Eigenart dieser alten Konditorei war die Veranda. Auf einer etwa 2,5 m breiten Holzplatte war auf der ganzen Breite der Hausfront ein zerlegbares Podest von 20 cm Höhe vorhanden. Auf diesem Podest standen links und rechts vom Eingang je zwei Gartentische mit vier Stühlen. Zwei große Lindenbäume an beiden Ecken gaben im Sommer Schatten. Die Straßenkante wurde mit mehreren Efeukästen begrenzt. Hier bewegte sich an jedem Nachmittag ein Schwarm von jungen Mädchen, Jünglingen und Frauen vorbei. Diese „Promenade" reichte von der Wasserstraße bis zur Langgasse und nur selten weiter bis zur Kasernenstraße. Eine besondere Note bekam diese „Promenade" durch die jungen Offiziere des 41. Infanterieregimentes und des Dragonerregimentes. An Nachmittagen von ca. 3 Uhr bis abends um 7 Uhr wogte eine dichte lustige Jugend unermüdlich hin und her. Die Veranda engte den Bürgersteig ein. Oft waren die wenigen Stühle auf der Vera besetzt von jungen Leuten, die die Promenierenden kritisch begutachteten. Nach dem ersten Umbau, etwa 1903, sollte diese Veranda wegen der Verkehrsbehinderung nur von der Stadtverwaltung erlaubt werden.

Als Lehrlinge haben wir im Frühjahr im Herbst den Auf- bzw. Abbau unter Aufsicht des Herrn Brauer gemacht und auch Farbausbesserungen durchgeführt. Nach dem Bau einer Kegelbahn auf dem langestreckten Hof bis zur Garnisonstraße waren auch die Kegelabende eine besondere Lehrlingsangelegenheit. Oft mußte ich in Vertretung des „Friedrich" als Kegeljunge einspringen, was für mich eine einträgliche Einnahme bedeutete. Auf dieser Kegelbahn wurde von verschiedenen Gesellschaften an mehreren Tagen gekegelt. Es waren immer 8 bis 12 Herren, und sie hatten einen guten Getränkeumsatz. Mir sind noch die Herren, Juwelier Fehrmann, Fotograf Rumada, Herr Gesien und Tischlermeister Zimmer in Erinnerung geblieben. Oft saßen ihre Frauen in den vorderen Räumen des Lokals. Elektrisches Licht gab es noch nicht, überall hingen Gaslampen. Die Gasuhr neben dem Eingang gab abends ein quietschendes Geräusch. Die Lehrzeit wurde mit der Gesellenprüfung vor der Handwerkskammer in Insterburg mit dem Prädikat „Gut" am 30. März 1905 abgeschlossen.
Ich blieb bei der Firma Gesien noch bis zum 1. September 1905 und habe als Konditorgehilfe auf der Gewerbeausstellung im Park von Jakobsruh gearbeitet. Auf dem Ausstellungsgelände waren sehr interessante und sehenswerte Objekte aufgebaut. Das Größte war ein ca.

30 m hoher Aussichtsturm. Mit einem Periskop konnte man auf einer runden Glasfläche den Verkehr der Besucher auf dem ganzen Gelände beobachten. Außerdem gab es eine Wasserrutschbahn. Die Musikkapellen der beiden Tilsiter Regimenter spielten in einer Musikhalle jeden Tag. Das Denkmal der Königin Luise wurde abends mit Scheinwerfern angestrahlt und bildete so mit den dunklen Tannen im Hintergrund einen fantastischen Anblick. Oft bin ich mit dem Bedienungspersonal nach Schluß um 9 Uhr noch in andere Lokale gegangen, um mich von der Arbeit zu erholen.

Tilsit ist immer eine Reise wert

Pünktlich, wie im Reiseplan der DB ausgedruckt, hielt der D 345 um 15.33 Uhr Ortszeit auf dem Königsberger Hauptbahnhof. Wir, eine sechsköpfige Reisegruppe ehemaliger Tilsiter hatten um diese Zeit die Reisestrapazen überwunden. Dies vorweg: Für etwa 500 km brauchte unser Gefährt genau 15 Stunden und 45 Minuten. Dies kam so zustande: Eilig hatte der Zug es nicht. Dann ging es nicht, wie erwartet, von Berlin über Frankfurt/O-Schneidemühl-Marienburg nach Königsberg. Man fuhr uns zunächst nach Posen, dann gab es mehrere Aufenthalte, um uns dann gemächlich nach Norden über Dirschau in die gewünschte Richtung zu bringen. Warum dies? Unser Eindruck ist, dass man in Polen nicht interessiert ist, eine passable Reisemöglichkeit von der BRD nach Nordostpreußen anzubieten. Meine letzte Zugreise auf dieser Strecke war im Sommer 1944 mit einem Fronturlauberzug. Abfahrt Berlin, Schlesischer Bahnhof gegen 21 Uhr, Ankunft in Königsberg am nächsten Morgen gegen 8 Uhr.

So, nun konnte es nur besser werden. Auf dem Bahnsteig unser „Abholkommando", bestehend aus der Tilsiter „Residentin" von Hein-Reisen, Frau Dr. Natascha Gurjewa und Alex mit Kleinbus. Die Straßen nach Tilsit bekanntermaßen gut, die Stimmung der Reisenden ebenfalls, schönstes Tilsiter Sommerwetter, blauer Himmel über den weißen Schönwetterwolken segelten und zusammen mit einem leichten Wind die Sonnenwärme dämpfend. Vor dem Hotel Rossija am Hohen Tor Staunen über das geänderte Aussehen. Innen, obwohl der Umbau noch nicht beendet ist, wurde offenbar, dass hier in Kürze mitteleuropäischer Standard herrschen würde. Ein Aufzug vermied das mühsame Treppensteigen. 3 Sterne würde ich dem Haus zuerkennen. Der schöne Abend machte den Biergartenbesuch am Mühlenteich - er liegt hinter dem Polizeidirektionsgebäude -, unerlässlich. Wir hatten Grund, uns das vorzügliche litauische Bier schmecken zu lassen, eine erste „Inspektion" auf dem Waldfriedhof, die Ulrich Depkat und ich unternahmen, hatte uns Gewissheit gegeben, dass alles, wirklich alles, was wir gehofft und erbe-

Tilsit 2006. Das restaurierte Hotel Rossija am Hohen Tor, heute Leninplatz.

Dieser Neubau entsteht an der Clausiusstraße (Leninstraße) / Ecke Salzburger Straße. Das frühere Haus aus deutscher Zeit stand hier jahrelang als Brandruine, wurde dann abgebrochen und ermöglichte in der Zwischenzeit den Durchblick zur Landwehrstraße. Rechts neben dem Neubau steht das Haus mit der früheren Adresse Clausiusstraße Nr. 6. *Fotos: Linda von der Heide*

„Unsere Hohe" zwischen Hohem Tor und Langgasse *Foto: Alfred Rubbel*

Die Napoleonslinde scheint zu verkümmern mit ausgedünntem Blattbehang, weil ihre Namensberechtigung in Zweifel gezogen wurde. *Einsender: Alfred Rubbel*

Drei junge Damen, die

Der Bahnhof
Tilsit/Sowjetsk
im Jahr 2006.
Im Hintergrund der
Wasserturm in der
Friedrichstraße.
Foto:
Linda von der Heide

ten hatten, bestens vorbereitet war. Die Wiedereinweihung des Waldfriedhofes am 30. Juni 2006, die unser zentraler Reiseanlass war, würde den allseits hohen Erwartungen entsprechen können. Darüber berichte ich anschließend gesondert.

Die Stadt, dies war nicht nur mein Eindruck und so möchte ich es umschreiben, hatte „etwas Rouge aufgelegt" -Tristesse, sonst unübersehbar, schien etwas zurückgedrängt. Dies konnte nicht nur am schönen Wetter liegen, an unseren hohen Erwartungen für die bedeutsame Feier auf dem Waldfriedhof und dem neuen Hotelinterieur. Auch die Terminvorgabe, die dazu führte, dass ich meinen 85. Geburtstag in Tilsit und fast „zuhause" mit deutschen und russischen Freunden beging, konnte es allein nicht gewesen sein. Es schimmerte etwas von unserer Stadt durch, wie wir sie kannten und schätzten und unvergessen bleiben wird. Und auch dies fiel mir dazu ein, Tilsit „die Stadt der schönen

Mädchen" schien mir in der Nachfolge gesichert. In einem kleinen Speiselokal, gutes Angebot, guter Service, es war um die Mittagspause, bemerkte ich beim Hinausgehen die drei jungen Damen. Durch unsere Natascha ließ ich ihnen die Historie und meine Bitte erklären, sie zu fotografieren. Welche gut aussehende Frau würde sich da verweigern!? Es hätte viele Damen gegeben, die zu fotografieren es sich ebenfalls gelohnt hätte. Man bemüht sich, Eleganz zu zeigen.
Das 2007 heranstehende Jubiläum des Tilsiter Friedens hat das Vorbereitungskarussell in Betrieb gesetzt. Man wird sehen, auf welche Weise man dieses Ereignis, das damals Europa zu verändern begann, begehen wird. Unser Freund Georgij Ignatow, Direktor des Stadtmuseums und ich diskutierten, bislang ohne Ergebnis, über die Authentität der Napoleonslinde auf dem Drangowskiberg, in deren Schatten ich groß geworden bin. Ich bleibe weiter in der Beweispflicht, dass dieser Baum auf irgendeine Weise Bezug zu Bonaparte hat. Könnte mir jemand dabei Hilfen geben, die über den Namenseintrag auf dem preußischen Messtischblatt TILSIT hinausgehen? *Alfred Rubbel*

Unsere Heimatstadt Tilsit nach dem Stand von 1927

Daten

Stadtrechte seit 1552 - Kreisfreie Stadt seit 1895
Einwohner der Stadt = rd. 50 000
Stadt. Grundbesitz = 1170 ha
bebaut = 140 ha
unbebaut =1030 ha

Leitung der Stadtverwaltung = Dr.jur. Salge - Oberbürgermeister
Abgeordnete des Rates = DN, DVP, Zentrum - 14 Sitze
Völk. Sozialisten - 5 Sitze
Demokraten - 3 Sitze
SPD - 3 Sitze
KPD - 9 Sitze
Wirtsch. Verein - 4 Sitze
Gemeinschaft gegen Alkohol - 2 Sitze

Die Stadtverwaltung befand sich in folgenden Gebäuden:

1. Rathaus - erbaut 1752 bis 1755
2. Stadthaus - Deutsche Straße/Packhofstraße 3. Verkehrs- 3.

3. Verkehrs- und Wirtschaftsamt - am Schenkendorfplatz
4. Stadt. Bibliothek und Heimatmuseum - Wasserstraße
5. Chem. Untersuchungsamt - Rathaus - Fischgasse
Berufsfeuerwehr - am Rathaus - Bäckergasse
Stadt. Gas- und Wasserwerk Tilsit - Gasabgabe 2.700.000 cbm jährlich
Wasserabgabe 1.500.000 cbm jährlich

Stadt. Hafenspeicher mit Hafenverwaltung, erbaut 1927
Hafenanlagen - Kailänge = 2,5 km
Ankommende Schiffe = 1225 jährlich
Abgehende Schiffe = 1246 jährlich
Umschlag = 200.000 t
Schlachthofhafen = erbaut 1900
Fiskalischer Hafen an der Schleusenbrücke
Königin-Luise-Brücke = erbaut 1907
Eisenbahnbrücke = erbaut 1875
Schleusenbrücke = erbaut 1860/61
Landratsamt Tilsit = erbaut 1907
Amtsgericht Tilsit = erbaut 1863
Landgericht Tilsit = erbaut 1910
Postamt = erbaut 1835
Tilsiter Straßenbahn = gegründet 1900
Polizeiverwaltung im Rathaus
Polizeidirektion wurde im Jahre 1928 erbaut (Fabrikstraße)

Wirtschaft und Industrie:
Zuckerfabrik Waechter in der Fabrikstraße erbaut 1850
Zellstoff-Fabrik Waldhof Mannheim AG. = erbaut 1907
Gründung der ersten Zellstoff-Fabrik = erbaut 1897
Ostdeutsche Hefewerke Tilsit = gegründet 1874
Schlachthof mit Verkaufshallen = 160 Stände
Wochenmarkt = zweimal wöchentlich - Schenkendorfplatz
Fisch- und Getreidemarkt = zweimal wöchentlich - Fischgasse und Fletcherplatz

Sportplätze und Bäder:
Hindenburg-Stadion mit Übungsplätzen
8 Sportplätze im Stadtgebiet, zum Teil vereinseigene Plätze
2 Stadt. Badeanstalten an der Memel und Tilßele
Turnerbad am Schloßberg
Privatbadeanstalten = SV 1910 und Deutsche Wehrmacht an der Tilßele
Stadt. Badeanstalt = 230 Wannen - jährlich 30.000 Besucher

Schulwesen:
16 Volksschulen
2 Mittelschulen
a) Herzog-Albrecht-Schule für Jungen - erbaut 1899
b) Cäcilienschule für Mädchen - erbaut 1884
3 Höhere Schulen
a) Gymnasium (humanistisches). Hervorgegangen aus der
Fürstenschule / Lateinschule - erbaut 1586
Neubau Oberst-Hoffmann-Straße - erbaut 1900
b) Realgymnasium für Jungen, Schulstr. - erbaut 1850
Neubau „ÜbermTeich" -erbaut 1913
c) Königin-Luise-Schule für Mädchen, Kirchenstraße, erbaut 1884
Stadt. Handelslehranstalt - erbaut 1921
(Diese Schule umfaßte neben der kaufmännischen Berufsschule, zwei Berufsfachschulen, eine zweijährige Handelsschule und eine einjährige Höhere Handelsschule.)
Hauswirtschaftsschule (ehem. Realgymnasium) erbaut 1850
Prov. Taubstummenanstalt Tilsit - erbaut 1907
Stadttheater Tilsit - erbaut 1893
„Napoleonhaus" - Deutsche Straße 24
„Luisenhaus" - Ludendorffplatz 4

Kirchen:
a) Deutsche Kirche - erbaut 1610
b) Kreuzkirche - erbaut 1911
c) Landkirche (lit.) - erbaut 1760
d) Ref. Kirche - erbaut 1900
e) Kath. Kirche - erbaut 1851
f) Jüdische Synagoge - erbaut 1842
Dazu gab es in Tilsit eine Anzahl freier christlicher Gemeinschaften.
Krematorium mit Waldfriedhof - erbaut 1910
12 Friedhöfe im Stadtgebiet Tilsit

Grünanlagen:
a) Park von Jakobsruhe mit Gartenrestaurant
b) Oberbürgermeister-Pohl-Promenade um den Schloßmühlenteich mit Gartenrestaurant Schäferei
c) Botanischer Garten an der Tilßele
d)Tilßeleanlagen
e) Anger im Jahre 1926 durch Blumenanlagen ergänzt
f) Villa Kuhlins im Stadtwald - Cafe und Restaurant
g) Waldschlößchen im Stadtwald - Cafe und Restaurant

Dragonerkaserne Bahnhofstraße erbaut 1878.
Tilsiter Rennplatz des Tilsiter Rennvereins.
Flugplatz Tilsit am Ortsrand der Stadt gelegen.
Fluglinien:
1. Linie = Königsberg (Pr.) - Tilsit - Kaunas (Kowno) Litauen - Moskau (Rußland-UdSSR)
2. Linie = Königsberg (Pr.) Tilsit - Riga - Reval - Leningrad (Rußland-UdSSR).

Schlußwort
Es ist ein weiter, abwechslungsreicher, oftmals auch sehr schwieriger Weg in der Geschichte unserer Heimatstadt Tilsit gewesen, bis diese sich zu ihrer eigenständigen Form durchgerungen hatte. Eine derartige kommunale Entwicklung einer Stadt konnte selbstredend nicht ohne Hindernisse und Schwierigkeiten für eine zukünftige Gesamtstruktur abgehen. Die vorstehende kurzgefaßte Zusammenstellung zeigt sehr deutlich, daß die gesamte Entwicklung im Stadtbereich dank einer fortschrittlichen und umsichtig eingestellten Führung des Rates, von führenden Persönlichkeiten der Stadtverwaltung und einer fleißigen und strebsamen Bürgerschaft erbracht werden konnte.
Dadurch erreichte die Stadt Tilsit zum Wohle ihrer Bürger und der in den angrenzenden Kreisgebieten ein reges Wirtschafts-, Handels-, Verkehrs- und Bildungszentrum im nordostpreußischen Raum unseres deutschen Vaterlandes. *Heinz Kebesch*

Ohne Diesel fährt er nicht

Vom Jahre 1938 bis zum Jahre 1941 habe ich bei der Firma Ewald Ewert & Co., Tilsit, Deutsche Straße Nr. 50, Drogist gelernt. Hier war ich in Vollverpflegung und bekam im 2. Lehrjahr ein monatliches Taschengeld von 3 (in Worten: drei) RM.
Nach Geschäftsschluss um 19 Uhr saßen wir, ca. 15 Personen, im Speisezimmer des Chefs zu Tisch. Wie eine Großfamilie fühlten wir uns. Da wurden telefonisch von der Schiffahrtsgesellschaft 400 Liter Diesel zur sofortigen Lieferung bestellt. Die Lieferung sollte an einen Ausflugsdampfer, der am Memelkai lag, erfolgen. Als Lehrling saß ich am Tisch dem Chef gegenüber, und er fragte in die Runde: „Wen holen wir jetzt?" Ich fragte: „Darf ich die Bestellung ausführen?" Die Antwort des Chefs lautete: „Ja." Ich bekam die Schlüssel vom Treibstofflager, das sich ca. 100 m vom Geschäft, Deutsche Straße Nr. 50, nicht weit von der Memel befand. Es hatte Gleisanschluss, und die Kesselwagen mit ca. 20.000 Liter Diesel wurden dort abgestellt.

Zwei Arbeiter füllten den Diesel in 200-Liter-Fässer ab. Zu unserem roten Dreiradauto Marke „Tempo" bekam ich den Schlüssel. Mehrmals war ich Beifahrer gewesen und kannte somit die Gangschaltung und die Bedienung. Das Auto holte ich aus der Garage und fuhr zum Treibstofflager. Zwei 200-Liter-Fässer Diesel, die Pumpe und den Schlüssel zum Öffnen der Fässer hatte ich geladen. Ich war 16 Jahre alt und hatte keinen Führerschein der Klasse 5. Es war ein warmer Sommerabend im Jahre 1939. Ab ging es nun zur Memeluferstraße. Viele Menschen waren auf dem Weg zum Dampfer. Dank des Zweitaktmotors, der nicht zu überhören war, wurde die Fahrbahn für mich freigehalten. Kurz vor der Anlegestelle des Dampfers sah ich plötzlich einen Polizisten. Oh Schreck. Am liebsten wäre ich mit der Höchstgeschwindigkeit von ca. 20 km/h rückwärts gefahren - und dann auf und davon. Ich hielt neben dem Dampfer und habe dann im Angesicht des Polizisten den Tank des Dampfers mit 400 Liter Diesel gefüllt. Nun konnte der mit Lampions geschmückte Musikdampfer ablegen.

Ach, wie schön muss es doch gewesen sein, mit Musik und Tanz eine Dampferfahrt auf der Memel zu unternehmen. Tank gefüllt, nahm ich nun eine große Linkskurve - alles im Angesicht des Polizisten - zur Rückfahrt. Ich, klein mit 1,65 m Größe, saß ziemlich tief im Auto vor dem Lenkrad. Ob ich nur unter das Lenkrad nach vorn schauen konnte, ist mir nicht mehr bekannt. Das Auto habe ich in die Garage gefahren und die Schlüssel unserem Tankwart abgegeben.

Ob es wohl die letzte Musikdampferfahrt vor Kriegsbeginn am 1. September 1939 gewesen ist? Ich weiß es nicht. *Karl Kudszus*

Begegnung mit Juwelier H. Loewenson aus Tilsit

Noch heute esse ich mit dem Dessertlöffel (einem Patengeschenk, das wir haben retten können) der auf der Rückseite den Namen Loewenson trägt. Meine Eltern haben viele Dinge dort gekauft, und auf den Bestecken stand dann immer der Name des Juweliers als Qualitätszeichen.

Das Geschäft war seit 1831 in Tilsit ansässig und von allen anerkannt. Herr H. Loewenson hatte am ersten Weltkrieg als Offizier teilgenommen und war mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet worden. Trotzdem hatte Herr Loewenson, der Jude war, unter der Verfolgung im Dritten Reich sehr zu leiden. Noch rechtzeitig vor der bewußten Kristallnacht übergab er sein Geschäft an seine langjährige Mitarbeiterin Frau Gröchel, die die Firma im Sinne von Loewensons weiterführte.

Unsere Familie war immer ein guter Kunde in dem Geschäft. Noch heute haben wir Gegenstände, die wir dort gekauft hatten. So hatte sich ein gutes Verhältnis zu dem Herrn Loewenson aufgebaut, auch in der Zeit, da man Juden schneiden sollte.

1831 • 100 JAHRE • 1931

H. Loewenson / Tilsit

Juwelier

Fernruf Nr. 2341

*

Juwelen, Gold- und Silberwaren

Versilberte Waren

Alleinvertretung der Württembergischen Metallwaren-Fabrik

Uhren

Alleinvertretung der Alpina-Uhren

Ausschnitt aus der Jubiläumsausgabe „50 Jahre TILSITER ALLGEMEINE ZEITUNG" vom 15. August 1931

Mein Vater traf eines Tages, es muß 1940 gewesen sein, Herrn Loewenson auf der Hohen Straße etwa am Lichtspielhaus. Er berichtete uns über die Begegnung. Herr Loewenson trug den vorgeschriebenen Judenstern. Er, wie auch mein Vater, hatten denselben Weg. Sie unterhielten sich kurz, und Herr Loewenson bat meinen Vater, doch allein weiterzugehen, da es nicht gut wäre, wenn man zusammen gesehen würde. Darauf erwiderte mein Vater: „Die paar Schritte bis zur Wasserstraße lassen sie uns ruhig zusammen gehen. Sie gehen doch links ab zu Ihrer Wohnung, während ich nach rechts zu meinem Freund Alois F. gehe." Das war die letzte Begegnung meines Vaters mit Herrn Loewenson. Später erfuhren wir, dass das Ehepaar nach Theresienstadt abtransportiert wurde. Schicksal ungewiss.

Im letzten Herbst trafen wir uns mit Schulfreunden aus der Schweiz. Da haben wir auch das Thema Loewenson angeschnitten. Ganz stolz berichtete uns unser Freund Heribert, dass es einer Tante von ihm im Kriege gelungen sei, über diplomatische Wege die Loewensons aus dem KZ heraus in die Schweiz zu holen.

Wenn es der guten Frau gelungen war, das Ehepaar vor dem grausamen Schicksal der anderen Leidensgenossen zu bewahren, so soll ihr ein besonderer Dank und Anerkennung gelten und dieses uns ein große Genugtuung sein.

Egon Janz

Litauen

Nachbarstaat von Ostpreußen

Der historische Weg Litauens ergibt in der Entstehung und Entwicklung in den einzelnen Zeitabschnitten im Vergleich mit unserer Heimatprovinz Ost-Ostpreußen ein gänzlich anderes Bild, wenn auch die Urbewohner von beiden Ländern aus dem gleichen völkischen Stamm der Ostseerandvölker, den Balten, stammen. Historisch erfassbar sind die Baltenstämme im Ostseeraum erst in der Zeit vom ersten bis zum elften nachchristlichen Jahrhundert. Verlässliche Aufzeichnungen sind sehr spärlich, da sich die Baltenvölker im ersten nachchristlichen Jahrhundert gleichsam noch im vorgeschichtlichen Stadium befanden. Nach historischen Unterlagen und archäologischen Forschungen waren es die Indogermanen aus den südosteuropäischen Steppenlandschaften, die um das Jahr 3000 v.Chr. in das Baltenland kamen und sich mit der ansässigen Urbevölkerung der Ostseerandgebiete vermischten.

Aus dieser Verschmelzung entstanden bis zum Jahre 2000 v.Chr. die Urbalten, das Volk an der nordöstlichen Ostsee, dem Mare Balticum. Die von den Urbalten bewohnten Gebiete waren landschaftlich sehr mannigfaltig. Im Westen lag die Ostseeküste mit ihren vom Wind und Stürmen geformten Dünenlandschaften und weißen Sandstränden. An den Küsten und längs der größeren Flüsse Weichsel, Memel und Düna, die in die Ostsee münden, aber auch deren kleinere Nebenflüsse, erstreckten sich Niederungen und fruchtbare Landstriche, so dass in jenen Zeiten für die Bewohner eine angemessene Lebensqualität bestand. Andererseits, durch die Jahrhunderte hindurch, boten Küsten und Flüsse den Balten vielerlei Möglichkeiten, mit Mittel-, Süd- und Westeuropa Kontakte aufzunehmen und zu pflegen, um den damals üblichen Austausch von Waren zu betreiben. Der Stammesname dieses Ostseerandvolkes, Balten, abgeleitet aus der Zeit vor und nach Chr., ist eine Bezeichnung der für die baltischsprechenden Volksstämme - Prussen, Litauer, Letten, Kuren, Semgallen und Selen - verwandt wurde. (Gimbutas, „Die Balten").
In Deutschland, ebenfalls in unserer Heimatprovinz Ostpreußen, waren in früheren Zeiten über den Nachbarstaat Litauen nur wenige grundlegende Kenntnisse vorhanden. Vermutlich deshalb, weil Litauen vergangenheitlich nicht zum Baltikum gerechnet wurde und zum polnischen Kulturkreis gehörte.
Dass Litauen über eindreiviertel Jahrtausend unser Nachbar an der ostpreußisch-deutschen Grenze war, wird durch die Geschichte belegt. Es ist jedoch von fundamentaler Bedeutung, dass die Litauer mit den Letten und der im Deutschtum aufgegangenen Urbevölkerung Preußens, den

Prussen, die gleiche baltische Gruppe der indogermanischen Völkerfamilie bildeten und seit der Völkerwanderung in den gleichen Landschaften im Ostseeraum siedelten und lebten. Die Entstehungsgeschichte der Ostseerandstaaten Litauen, Lettland und Estland ist eng miteinander verknüpft. Allerdings gibt es nicht zu übersehende Unterschiede zwischen Litauen und den genannten Staaten des Baltikums. Im Gegensatz zu Lettland und Estland konnte Litauen bis zu den polnischen Teilungen auf eine staatliche Selbständigkeit zurückblicken. Nach vorübergehender Dezentralisierung schuf der litauische Großfürst Gedimin das damalige litauische Großreich. Auf Großfürst Gedimin, der von 1316 bis 1341 n.Chr. regierte, geht auch die Gründung der Hauptstadt Litauens, Vilnius (Wilna), im Jahre 1323 zurück. Er erweiterte das litauische Reich nach Osten, indem er größere Teile Rußlands, Weißrußlands und die Ukraine eroberte. Die russische Herrschaft war in diesen Zeiten durch die Tatareneinfälle geschwächt.

Im Jahre 1363 versuchten die Tataren die Ostgrenze des litauischen Reiches zu überschreiten. Geminins Sohn, Algirdas, konnte sie zurückschlagen. 1385 heiratete der Sohn Algirdas, Jogaila, die polnische Königstochter Jadwiga (Hedwig), konvertierte zum Christentum und wurde König von Polen. Dadurch wurde auch Litauen christianisiert. Er war auch der Sieger der Tannenbergschlacht im Jahre 1410 mit dem vereinigten polnisch-litauischen Heer über den Hochmeister des Deutschen Ordens Ulrich von Jungingen. Allerdings verhinderte dieser Sieg eine Unterwerfung der Litauer unter der Herrschaft des Deutschen Ordens. Dafür waren die Litauer einer schleichenden Polonisierung ausgesetzt, die im Ergebnis das litauische Volk zur Zeit des völkischen Erwachens im 19. Jahrhundert wesentlich schlechter stellte als Esten und Letten unter der deutschen Herrschaft. Dies lag im Wesentlichen in der in Polen-Litauen nicht erfolgten Reformation begründet. Sicherlich spielten auch noch politische Gründe eine entsprechende Rolle.
Zu Beginn des 15. Jahrhunderts erreichte Litauen unter der Führung des Großfürsten Vytautas seine weiteste räumliche Ausdehnung von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer.
Seine Westgrenze, die im Friedensvertrag mit dem Deutschen Orden am Melnosee im Jahre 1422 vereinbart wurde, hat sich als eine der stabilsten Grenzen im osteuropäischen Raum als echte Friedensgrenze bis 1919 bzw. 1945 erwiesen. Mit der Lubliner Union von 1569 verlor Litauen seine machtpolitische Bedeutung. Gleichzeitig setzte mit dieser polnisch-litauischen Union eine Verpolung des litauischen Adels ein, deren verhängnisvolle Folgen bis in das 19. und 20. Jahrhundert ausstrahlten. Nunmehr orientierte sich der litauische Adel am polnischen Vorbild, denn die Privilegien des Adels waren in Polen unvergleichlich größer. Seine

Landtitel und Zugeständnisse erhielt dieser direkt vom Königshof in Polen. Die Folge war, dass viele litauische Bauern und Bürger des niedrigen Standes infolge dieser wirtschaftlichen Situation verarmten und ihre bisherige Freiheit und Freizügigkeit verloren. Es blieb nicht aus, dass sich aufgrund dieses sozialen Abstiegs dieser Bevölkerungsschichten zwangsläufig eine Flucht im 15. und 16. Jahrhundert nach dem preußischen Ordensland und anderen Ländern ergab.
In der Zeit der evangelischen Reformation (1525) nahm sich Herzog Albrecht von Preußen der litauischen Flüchtlinge an. Sie erhielten Land, wurden vorerst von Steuern und Abgaben befreit und konnten ihr gewohntes Leben fortführen. Unter seiner Protektion entstand nicht nur die 1545 publizierte Übersetzung des evangelischen-lutherischen Katechismus in der Sprache der Ureinwohner des preußischen Landes, sondern auch in polnischer und litauischer Sprache. In den Grundschulen wurde, um die Sprachbarriere für die litauischen Kinder zu beseitigen, neben dem vorhandenen deutschen Unterricht auch litauischer Unterricht eingeführt. Das betraf insbesondere den Nordosten des Herzogtums Preußen. In den evangelischen Kirchen dieses Gebietes wurden auch litauische Gottesdienste abgehalten. In den großen Strömungen seines Jahrhunderts darf Herzog Albrecht von Preußen zu den Herrschern gezählt werden, der das Herzogtum Preußen mit christlicher Einstellung, Würde und Weitblick geführt hat. Die Pest, die in den Jahren 1708 bis 1710 im Nordosten Ostpreußens wütete, entvölkerte große Teile des Landes. Dörfer und Bauernhöfe standen leer. Es war der geniale preußische Bürger- und Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. (1713-1740), der Ostpreußen nach der Pest wieder aufbaute.

Seit der dritten Teilung Polens gehörte Litauen von 1795 bis 1918 Rußland an. Dadurch ergab sich für Litauen eine absolute staatliche Abhängigkeit von Rußland. In Litauen richteten sich nationale Bestrebungen gegen Rußland, um wieder die frühere Selbständigkeit zu erreichen. Das von Rußland vor dem ersten Weltkrieg erlassene Verbot, litauische Bücher in lateinischen Lettern zu drucken, führte zu einem lebhaften Schmuggel litauischer Druckerzeugnisse aus dem Nachbarland Ostpreußen nach Litauen. Auch die erste Zeitung „Ausra (Morgenröte) wurde im Jahre 1883 in Tilsit gedruckt und nach Litauen geschafft. Herausgeber dieser nationalen Zeitung war Dr. Jonas Basanavicius.
Ökonomische Nachteile und kulturelle Unterdrückung seitens des Zarenreiches gegenüber Litauen führte zu weiteren Auswanderungen, insbesondere nach Übersee.
Für Litauen trat die Verwirklichung der staatlichen Unabhängigkeit nach dem ersten Weltkrieg und der russischen Oktober-Revolution im Jahre 1917 ein. Am 16. Februar 1918 verkündete der litauische Nationalrat die

staatliche Unabhängigkeit Litauens. Nach politischen und ökonomischen Anfangsbedingungen gelang es dann Litauen, sich allmählich zu konsolidieren. Die Wirtschaftsbeziehungen mit Deutschland wurden ausgebaut. Allerdings war die Republik Litauen zu dieser Zeit aufgrund der Okkupation des deutschen Memellandes mit dem Deutschen Reich und durch den Streit überWilna mit Polen in erhebliche Schwierigkeiten gekommen. Die Lostrennung des Memellandes aus einem sechshundertjährigen Staatsverband (Deutsches Reich), die damit erfolgte Aufhebung der ältesten in Europa existierenden Grenze von 1422 war ein Akt nicht staatsmännischer Klugheit und Einsicht. Da der deutschen memelländischen Bevölkerung auch kein Selbstbestimmungsrecht durch eine entsprechende Wahl eingeräumt wurde, war für beide beteiligte Staaten eine Zwangslage, die de jure-de facto auch nicht durch das umstrittene und unvollständige Memelstatut zu beseitigen war. (s. „Wege und Wirkungen ostpr. Geschichte"- Prof. Hubatsch-).

Im Jahre 1934 hatten sich die drei baltischen Staaten (auch Litauen) zur baltischen Entente zusammengeschlossen. Als die diktatorischen Staaten Deutschland und die Sowjet-Union die Grenzen jedoch neu vereinbarten, war die baltische Entente zu schwach, um dem etwas entgegensetzen zu können. Das weitere unabänderliche Schicksal dieser Zeit entschied sich am 23. August 1939. An diesem Tag schloss Hitler mit Stalin den berüchtigten Nichtangriffspakt, der der NS-Regierung in Berlin den Weg zur Unterwerfung Polens ebnete.
Ein weiteres geheimes Zusatzprotokoll teilte diesen Teil Europas nach den Interessensphären der beiden Vertragspartner auf. Estland, Lettland und Litauen fielen dabei an die Sowjet-Union. Im Juni 1940 besetzte die Rote Armee Rußlands auch Litauen. Es ist davon auszugehen, dass bis zum deutschen Einmarsch am 22. Juni 1941 ein großer Teil auch der litauischen Intelligenzschicht nach Rußland verschleppt wurde. Damit wollten die Sowjets die baltische Führungsschicht gezielt eliminieren. Nachdem das Baltikum und auch Litauen nach dem 22. Juni 1941 von der Deutschen Wehrmacht besetzt, bzw. erobert war, fielen die jüdischen Bewohner des Baltikums in großer Zahl den Mordkommandos der SS zum Opfer.
Das Baltikum enthält für uns Deutsche zwei alles überragende Aspekte: Die 750jährige Kulturleistung der Deutsch-Balten und leider die Tragödie der drei Baltenvölker in der unmittelbaren Neuzeit. Letztere hat leider auch mit uns Deutschen zu tun, denn ohne den Hitler-Stalin-Pakt mit seinen schändlichen Geheimprotokollen wäre diesen Völkern und uns ebenfalls viel Leid erspart geblieben.
Endlich trat auch für Litauen im Rahmen der staatlichen Unabhängigkeit für die Bevölkerung die persönliche Freiheit, die Geistesfreiheit und

Freizügigkeit ein. Am 11. März 1990 erklärte der Staatsrat Litauens die Unabhängigkeit seines Landes. Diese Entscheidung der litauischen Regierung wurde von der internationalen Staatengemeinschaft und durch den UNO-Beitritt im Jahre 1991 sanktioniert.

1945 - Ende des grausamen zweiten Weltkrieges. Menschen, deren Heimat Ostpreußen war, mussten schmerzlichen Abschied mit nicht endender Trauer von ihrem geliebten Zuhause, ihrer Bleibe nehmen. Eine Zeit der Angst, Leiden, Zerstörung und auch des Todes. Auf den verschneiten, vereisten Landstraßen von Panzern der Roten Armee unzählige, umgekippte und zerstörte armselige Leiterwagen. Tote Menschen, Greise, Frauen und Kinder, sowie Zugpferde lagen verstreut an den Fluchtwegen in Eis und Schnee. Eine sterbende Mutter flüsterte ihren ängstlichen, ahnungslosen Kindern ein noch letztes Wort zu, nicht ihren Namen zu vergessen. Die sich allein überlassenen, zerlumpten, fast verhungerten und erfrorenen Kinder, später W o l f s k i n d e r genannt, fanden bei christlich, verständnisvollen, hilfsbereit eingestellten litauischen Menschen freundliche Aufnahme trotz des Verbotes sowjetischer Dienststellen, deutsche Flüchtlinge aufzunehmen.

Den litauischen Bürgern sei für diese humane Tat, die unvergesslich bleiben wird, Dank und Anerkennung ausgesprochen! Die folgende Literatur ist sehr empfehlenswert: „Die versprengten Deutschen" von Karl-Markus Gauß, Verlag Csolnay, Salzburg/Osterreich 2005.

Litauische Kultur im Exil

Während der Jahre der Repression leistete das Exil einen wichtigen Beitrag zur Bewahrung der eigenständigen Kultur. Viele Schriftsteller, Musiker und Maler auch des Baltikums sahen nach 1944 nur im freien Ausland die Möglichkeit, ihren Tätigkeiten nachgehen zu können. So entwickelte sich in Westeuropa, Skandinavien, Nordamerika, Kanada und Australien ein reges baltisches Kulturleben. In den Zentren der Emigration, wie für die Litauer im Raum von Chicago/USA, entstanden Theater, die aktuelle Stücke in der eigenen Sprache aufführten. Heute leben in den USA und in Kanada über 500.000 Litauer. In der Bundesrepublik Deutschland liegt das Zentrum von etwa 6.000 Litauern im Bereich der Bergstraße. In Lampertheim-Hüttenfeld wurde ein litauisches Kulturinstitut errichtet, das Tagungen, Konzerte, Folkloreveranstaltungen, Ausstellungen und anderes mehr organisiert. Träger ist die „Litauische Volksgemeinschaft e.V.", die auch ein Gymnasium unterhält.

Die nachstehend aufgeführten Kunst- und Bauwerke zeugen von einer eindrucksvollen Kultur Litauens. Der „Gediminas Turm" in Vilnius (Wilna), benannt nach dem litauischen Großfürsten und Staatsgründer (1323) Gedimin, ist das Wahrzeichen der Stadt. Der Turm ist ein Rest der oberen Burg aus dem 14.Jahrhundert. Das Stadttor, „Ostra Brama" (Tor der Morgenröte), ist das einzige erhaltene Tor der alten Stadtmauer.

Die Kirche Peter und Paul gehört zu den schönsten Sakralbauten in Wilna/Vilnius. Sie wurde vom Architekten Giovanni Zaer entworfen, der auch die Bauarbeiten ab 1668 leitete.

Rund 12 km nördlich von Schaulen/Siauliai liegt der Berg der Kreuze. Mehrere zigtausend Kreuze aller Größen befinden sich auf diesem Hügel. Durch Pilger, die den Wallfahrtsort besuchen, wächst die Anzahl der Kreuze weiter. Sie sind ein Symbol des Freiheitswillens der Litauer und symbolisieren zugleich Trauer und Hoffnung. Papst Johannes Paul II. besuchte bei seinem Litauen-Besuch auch diese Stätte.

Fotos: Gisela Koehler

Die Erzkathedrale des Heiligen Stanislaus wurde 1387 nach Einführung des Christentums in Litauen erbaut. Zur Stalinzeit wurde dieses altehrwürdige Gotteshaus als Gemäldegalerie benutzt. Die Peter- und Paulskirche, erstellt 1668-1684, mit 2000 Plastiken, ist die bedeutendste Barockkirche in Vilnius. Die Nikolaikirche ist die älteste gotische Kirche in Vilnius. Die Kirchengruppe St. Anna und St. Bernhard aus dem 15. Jahrhundert in Vilnius ist neben dem Dom zu Frauenburg in Ostpreußen (Polen) das schönste gotische Backstein-Ensemble in Osteuropa. Die Kasimirkirche in Vilnius ist nach Abzug der Sowjets wieder Gotteshaus geworden. Zur Zeit der Sowjets war hier das Museum des Atheismus (Gottlosenbewegung) untergebracht. In Kaunas (Kowno) befindet sich die Erzkathedrale St. Peter-Paul. Zwischen 1795 und 1807 verlief hier die preußisch-russische Grenze.
Das katholische Priesterseminar in Kaunas war das einzige in der damaligen Sowjetzeit. Aus Protest gegen die sowjetische Diktatur verbrannte sich der Priesterzögling Roman Kalantas 1972 in der Innenstadt. Ferner ist das Haus des Perkunas (heidnischer Donnergott) insofern von Bedeutung, als hier das Deutsche Hansekontor ab 1440 untergebracht war. Das architektonisch beachtliche Rathaus in Kaunas auf dem Marktplatz wurde 1542 erbaut. Die einstige Residenz der litauischen Großfürsten (14. Jahrhundert) war die malerisch im Glave-See gelegene Burg Trakai. Im 20. Jahrhundert war diese Burg fast zur Ruine geworden. Seit den 50er Jahren wurde sie mit Unterstützung litauischer Kulturkreise wieder aufgebaut bzw. restauriert. Die Seenlandschaft um Trakai wurde im Jahre 1991 zum historischen Naturpark erklärt (4500 ha).

Grenzüberschreitende Dichter und Schriftsteller

Der deutsch-ostpreußische Dichter Simon Dach (1605-1659), Professor der Poesie an der Königsberger Universität (1630), verfasste dass plattdeutsche Gedicht „Anke van Tharow". Sein Freund Alberts vertonte und Herder übersetzte das Gedicht in hochdeutsche Sprache. Im Jahre 1912 wurde ihre Figur auf dem Simon-Dach-Brunnen vor dem Stadttheater in Memel enthüllt. Nach 1933 mußte „Ännchen von Tharau" einer Hitler-Büste weichen. Nach 1945 stand dort ein Sowjet-Panzer. 1989 kehrte dann „Ännchen von Tharau" endlich wieder als Nachguss und Geschenk ehemaliger Memeler Bürger auf dem Theaterplatz in Memel/ Klaipeda zurück. Unter großer Anteilnahme litauischer Bürger und Kulturbehörden, wie ehemaliger deutscher Bürger aus der Bundesrepublik Deutschland, wurde „Ännchen von Tharau" als grenzüberschreitendes Kulturdenkmal an ihrem alten Platz wieder aufgestellt. Der deutsch-ostpreußische Heimatschriftsteller Hermann Sudermann wurde am 30. September 1857 in Matzicken bei Heydekrug (Memel-

land/Deutsches Reich) geboren. Nach Besuch des Realgymnasiums in Tilsit studierte Sudermann moderne Sprachen, deutsche Literaturgeschichte, provengalische Literatur und Altfranzösisch an den Universitäten in Königsberg und Berlin. Die innere Verbundenheit mit der ostpreußischen, memelländischen Heimat war für ihn immer die Quelle seiner schriftstellerischen Ausdruckskraft. Sudermann hat eine große Anzahl von Romanen, Dramen Schauspiele, Komödien und Erzählungen geschaffen. Im Jahre 1896 ließ sich Hermann Sudermann in Berlin dauerhaft nieder. Den Landsitz „Schloß Blankensee" in der Mark Brandenburg bei Trebbin erwarb er im Jahre 1902. Am 21. November 1928 verstarb Hermann Sudermann in Berlin. Eine große Anzahl von Freunden und Verehrern begleiteten Sudermann zum Friedhof Berlin-Hallensee zur letzten Ruhestätte.
(Weitere Ausführungen über den deutsch-ostpreußischen Schriftsteller und Dichter Hermann Sudermann in den Tilsiter Rundbriefen Nr. 19, Nr. 29 und Nr. 33). Sein Denkmal in Heydekrug-Memelland wurde 1944/45 durch Kriegseinwirkungen zerstört und von litauischen Kulturbehörden nach 1945 neu erstellt.
Der international anerkannte Schriftsteller Thomas Mann (1875-1955) verbrachte oftmals seine Ferien in seinem Haus in Nidden auf der Kurischen Nehrung. Nach 1945 wurde sein Haus von litauischen Kulturbehörden als Museum unterhalten.
Der Dichter der „preußischen Litauer", Christian Doneleitis (1714-1780) wurde als Sohn eines Freibauern in Lasdinehlen bei Gumbinnen geboren. Nach Besuch der Bürgerschule auf dem Kneiphof in Königsberg (Pr.) begann er im Jahre 1736 mit dem Studium der Theologie an der Universität in Königsberg (Pr.). Nach Abschluss des Studiums wurde er im Jahre 1740 Kantor in Stallupönen und zwei Jahre später Rektor der Schule. Seit 1743 bis zu seinem Tod war er Pfarrer in Tolmingkehmen am Nordrand der Rominter Heide. Seine Gottesdienste hielt er in deutscher und litauischer Sprache, da zu seiner Gemeinde auch eine Anzahl eingewanderter litauischer Bürger gehörten. Seine ersten dichterischen Versuche waren Fabeln im Stil des Äsop, wie zum Beispiel „Der Wolf als Richter", „Das Gastmahl der Füchsin und des Storches". In seinen weiteren Erzählungen schildert er den harten Alltag der armen Bauern und unterdrückten Menschen. Am 18. Februar 1780 verstarb Doneleitis.

Mitte des 18. Jahrhunderts begann man im Königreich Preußen die Geschichte, Mythen und Sagen der Prussen, Litauer und Kuren aus der Zeit vor der Gründung des Ordensstaates zu erforschen. Das Bestreben des pietistischen preußischen Königs Friedrich Wilhelm I. war unter anderem darauf gerichtet, auch seinen eingewanderten litauischen Untertanen Geistliche für Gottesdienste und Religionsunterrichte in Schulen

zur Verfügung zu stellen. Studenten, die bereit waren, die litauische oder polnische Sprache zu erlernen, wurden gefördert. Im Jahre 1718 erhielt die Universität in Königsberg (Pr.) ein litauisches Seminar. 1732 erschien das „Vocabularium-Lithuanico-Germanicum" von Haak. Der evangelische Pfarrer Ruhig gab im Jahre 1745 ein litauisches Wörterbuch heraus. Johannes Bretke, Prediger der litauischen Gemeinde in Königsberg, übersetzte die Bibel in litauischer Sprache. Ostpreußische Geistliche bemühten sich mit Erfolg um die Übersetzung deutscher Kirchenlieder in litauischer Sprache.

Seit 1829 gab es in Tilsit eine „Litauische-Literarische-Gesellschaft", die für jedermann offen war. Sie widmete sich der Heimatgeschichte des nordöstlichen Ostpreußens und dem Verhältnis zwischen Deutschland und Litauen. Es wird an das „Litauerhäuschen" im Park von Jakobsruhe in Tilsit erinnert. Wie auch 1547 das erste litauische Buch, so ist 1832 die erste Zeitung in litauischer Sprache nicht in Litauen, sondern in Ostpreußen erschienen. Ein deutscher Pfarrer, Friedrich Kelch, gab zunächst in Tilsit, dann in Königsberg (Pr.) eine evangelische Missionszeitschrift „Nusidawimai" (Begebenheiten) in litauischer Sprache heraus. Ebenfalls stellte der liberale-fortschrittliche Tilsiter Verlag Otto von Mauderode 1890 seiner „,Tilsiter Allgemeinen Zeitung" eine Zeitung in litauischer Sprache „Nauja Lietuwiszka Ceitunga" zur Seite. Mehr Toleranz kann man in der Tat gegenüber dem litauischen Volkstum nicht erwarten. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang, dass in Rußland 1865 der Druck von litauischen Schriften in lateinischer Schrift verboten wurde. Litauische Schriften durften nur in cyrillischer Schrift erscheinen. Die litauischen Schriftsteller wichen deshalb über die Grenze aus und Tilsit wurde die Zufluchtsstätte für eine illegale Literatur, die über die Grenze geschmuggelt wurde. Auch in diesem Fall war die Druckerei von Mauderode in Tilsit bei der Herstellung von litauischer Exilliteratur sehr hilfreich. Dies Entgegenkommen deutscherseits bleibt bestehen. Warum die Litauer nach ihrer Staatsgründung nach 1918 Ansprüche auf preußisches Gebiet erhoben und von Unterdrückung des litauischen Volkstums sprachen, bleibt allerdings unverständlich. Die vorstehenden Ausführungen zeigen insgesamt sehr deutlich, dass es angebliche Unterdrückungen des litauischen Volkstums niemals gegeben hat. Derartige Behauptungen entsprechen einer krankhaften Phantasie unbelehrbarer Nationalisten. Ebenfalls ist die Auffassung unrichtig und tendenziös „in Nordostpreußen bestände aufgrund der eingewanderten Litauer ein „Klein-Litauen-Mazöju-Lietuva". In Nordostpreußen hat es weder ein geschlossenes litauisches Staatsvolk gegeben, noch eine autarke litauische Regierung mit gesetzgeberischen Funktionen. Der frühere preußische Staat und ab 1871 das Deutsche Reich hätte ein sol-

ches Staatsgebilde in seinen Staatsgrenzen gemäß der deutschen Reichsverfassung nicht dulden dürfen. Die Geschichte hat nach 1945 andere Wege beschritten.
Angesichts der Materialfülle und unterschiedlicher historischer, kultureller und politischer Ereignisse Litauens konnte in der vorstehenden Abhandlung nur ein begrenzter Überblick selektiv und summarisch ausfallen.
Ich hoffe, die Akzente so gesetzt zu haben, dass wesentliche Schnittstellen in den Ausführungen sichtbar geworden sind. Die vorstehende Abhandlung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Literatur:

1. „Wege und Wirkungen ostpreußischer Geschichte" von Hubatsch -1956
2. „Reise in das Baltikum" von Weider - 1993
3. „Aufnahme Osteuropa - Litauen" von Weider -1993

Zu 1., 2. und 3. Verlag Rautenberg/Leer-Ostfriesland

4. „Die Entstehung des litauischen Staates" von Bienhold -Studienverlag Dr. Brockmeyer- Bochum 1976
5. „Das Baltikum: Estland, Lettland, Litauen" von Ludwig Verlag Beck - München 1991
6. „Die versprengten Deutschen" von Gauß Verlag Csolnay - Salzburg/Österreich - 2005
7. „Die Balten „Volk im Ostseeraum" von Gimbutas -1963 Verlag Herbig - München-Berlin

Heinz Kebesch

Unser Dank

gilt an dieser Stelle allen Damen und Herren, die durch die Zusendung von Artikeln und Bildern dazu beigetragen haben, auch diesen Tilsiter Rundbrief zu erstellen. Wir sind auch weiterhin an Artikeln über Themen interessiert, die für unsere Leser von allgemeinem Interesse sein könnten. Bitte haben Sie aber Verständnis dafür, wenn wir Fotos und Texte z.T. zurückstellen, um sie auch für künftige Veröffentlichungen zu verwenden.

Ihre Stadtgemeinschaft Tilsit e.V.

Hermann Sudermann

Der Hermann Sudermann Fan-Club 1993 berichtet:
(Ansprechpartner Arnold Krause, Thywissenstraße 70, 47805 Krefeld)

Es ist im Jahre 2007 beabsichtigt, eine Hermann-Sudermann-Wanderausstellung in der Bundesrepublik Deutschland, Litauen, Polen und Russland durchzuführen. In Litauen soll zum 150. Geburtstag im Jahre 2007 von Hermann Sudermann eine literarische Konferenz in Heydekrug-Silute stattfinden.
Der russische Schriftsteller Sem Simkin, Kaliningrad - Königsberg (Pr.) - als Anhänger und Freund deutscher Literatur (Deutscher Kulturpreisträger 2005, Träger des Ehrentitels „Verdienter Künstler Russlands"), wird zum Sudermann Gedenkjahr 2007 ein Werk über Hermann Sudermann - Gedichte und Novellen - in deutscher Sprache mit einer russischen Übersetzung herausgeben.

Über unseren ostpreußischen Schriftsteller Hermann Sudermann möchte ich für den interessierten Leser folgendes hinzufügen:

Hermann Sudermann wurde am 30. September 1857 in Matzicken bei Heydekrug/Memelland (Deutsches Reich) geboren. Nach dem Besuch des Realgymnasiums in Tilsit legte er die Reifeprüfung ab und studierte an den Universitäten Königsberg (Pr.) und Berlin moderne Sprachen, deutsche Literaturgeschichte, provencalische Literatur und Altfranzösisch. Er nahm ebenfalls an Veranstaltungen über Kants Kritik der reinen Vernunft teil und hörte auch Nationalökonomie, Staatslehre und Politik.

Seine Biographie ist ein aufschlussreicher Abschnitt der Zeitgeschichte, sein Werk gehört zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte. Das schriftstellerische Lebenswerk von H. Sudermann war tief in seinem eigenen Erleben verwurzelt und von Kräften beeinflusst, die ihm aus seinem oftmals wechselnden, aber wiederum sehr erfolgreichen Lebensabschnitten zuströmten. Die innere Verbundenheit mit der ostpreußischen, memelländischen Heimat war für ihn jedoch auch die Quelle seiner schriftstellerischen Ausdruckskraft. Wir fragen uns in der Tat bei seinen heimatlichen Erzählungen, wie sah sein Heimatland in der nahen Umgebung seines Geburtsortes Matzicken bei Heydekrug wirklich aus?

Tiefe, dunkle Wälder, in deren Lichtungen Elche weideten und im strengen, kalten Winter Wölfe heulten. Moore von unendlicher Weite und natürlicher Schönheit mit einer schönen, seltenen und unbekannten Flora gehörten zu dieser einsamen urwüchsigen Landschaft. Und das Kurische Haff mit der schon von weitem sichtbaren weißen Dünenkette ergänzte dieses friedliche, romantische Landschaftsbild. Das war seine Heimat! Hier hat Hermann Sudermann seine Kinder- und Jugendzeit

verbracht. Von dieser unvergessenen Heimat wurde er zu seinen schriftstellerischen Arbeiten angeregt. Seine zu Herzen gehenden, oftmals melancholischen Erzählungen geben dem Leser das Denken und Fühlen der in dieser Landschaft lebenden Menschen, Fischer und Moorbauern wieder und vermitteln auch einen tiefen Einblick in ihre menschlichen Probleme. In seinen mit großer Erzähltechnik verfassten heimatlichen Schilderungen räumt H. Sudermann insbesondere den wenig begüterten, aber mit ihrer Scholle verbundenen Menschen in dieser abgeschiedenen Landschaft einen besonderen Platz ein.

Das stärkste und bleibende heimatliche Werk Hermann Sudermanns ist unzweifelhaft der Band „Die Litauischen Geschichten" (1917) mit den vier Erzählungen „Die Reise nach Tilsit", „Die Magd", „Miks Bumbullis" und „Jens und Erdme". Es sind lebens- und wirklichkeitsnahe Erzählungen von dem ebenso einfachen wie zutiefst harten Leben der Bewohner der Niederung und Memellandschaften. Andererseits hat H. Sudermann in seinem schriftstellerischen Leben eine große Anzahl von Romanen, Dramen, Schauspielen, Komödien und Erzählungen geschaffen. Einige seiner Werke seien hier als Beispiele aufgeführt: Die Dramen „Die Ehre" und „Heimat" waren große Theatererfolge. Die Romane „Frau Sorge", „Der Katzensteg" und „Der tolle Professor", das Drama „Sodoms Ende" und „Die Lobgesänge des Claudian" sowie die Tragödie „Der Bettler von Syrakus" zeigten das Können von Sudermann.

Dieser kurze Überblick zu Hermann Sudermann's Wirken gibt sehr deutlich darüber Aufschluss, dass seine Werke nicht nur im deutschen Literaturbereich, sondern auch in den Niederlanden, in England und in Japan Ansehen und Anerkennung fanden.

Am 21. November 1928 verstarb Hermann Sudermann in Berlin.

Literatur:

„Hermann Sudermann - Werk und Wirkung -°
Walter T. Rix - Verlag Königshausen und Neumann - 1980

„Die Reise nach Tilsit"
von Hermann Sudermann - Helmut Motekat
Verlag Königshausen und Neumann - 1980

Tilsiter Rundbriefe Nr.19, 29 und 33 des Verfassers
- Stadtgemeinschaft Tilsit, Kiel

Heinz Kebesch

Wir danken allen Spendern für die freundliche Unterstützung unserer ehrenamtlichen Vereinsarbeit. Ihre Spende sichert die Herausgabe weiterer Rundbriefe und Sonderdrucke. Unser Konto: Stadtgemeinschaft Tilsit e.V. · Sparkasse Kiel
BLZ 210 50170 · Konto-Nr. 124 644

Charlotte Keyser

Annäherung an Werk und Leben

Im September 2006 jährte sich der Todestag der Tilsiter Schriftstellerin Charlotte Keyser zum 40. Male - ein guter Grund, wieder einmal an sie zu erinnern.
Mir begegnete Ch. Keyser zum erstenmal vor fast 50 Jahren, als meine Mutter, die ihre Schülerin an der Königin-Luisen-Schule gewesen war, mir von ihr erzählte.
Meine Mutter sagte, man habe gemerkt, daß Charlotte Keyser ein besonderer Mensch war. Wenn ihre Schülerinnen über ihre Arbeit gebeugt saßen, habe sie manchmal am Fenster gestanden und hinausgeschaut. Dabei habe sie ihren Blick in unbestimmte Fernen gerichtet, als sehe sie dort eine andere Wirklichkeit. Ob dabei wohl die Geschichten in ihrem Kopf entstanden sind?
Dieses Bild hatte ich nun immer vor Augen, wenn ich den Namen Ch. Keyser las: eine Frau, die im Alltagsleben ihre Aufgaben erfüllte und die doch mit einem anderen Teil ihrer Persönlichkeit ein wenig über dem Boden schwebte und ein bißchen geheimnisvoll war.

Mehr wusste ich nicht von ihr, hatte auch nie etwas von ihr gelesen. Heimatdichtung, das war nicht die Lektüre, nach der mich damals verlangte. Doch vor einigen Jahren entstand in mir der Wunsch, mehr von Ch. Keyser zu erfahren. Aber nun war es längst zu spät, meine Mutter nach ihr zu fragen. So begann ich nach Literatur sowohl von Ch. Keyser als auch über sie zu suchen. Die Ausbeute war gering. Biographisches fand ich gar nicht. Aber es gab noch ein Buch von ihr: „Von Häusern und Höfen daheim klingt es nach." Auf diese Lektüre soll im Folgenden näher eingegangen werden; denn man kann aus ihr schon einiges über Ch. Keyser und ihre Welt erfahren.
Das Buch enthält mehrere Erzählungen aus dem bäuerlichen Leben im Memelland. Die Sprache ist mir sehr vertraut, da sie Wendungen enthält, die auch meine Eltern und Großeltern gebrauchten, die anderen Menschen in unserer neuen Umgebung in Westdeutschland aber nicht.

So sah man sich eine Sache nicht etwa an, nein, man besah sie sich. Konnte man eine Tätigkeit nicht bewältigen, so sagte man nicht: „Ich schaffe es nicht", man sagte: „Ich zwing nicht." Diese kleinen Wendungen vermittelten mir das Gefühl, ich lausche einer Verwandten, die aus der Heimat erzählt.
Ch. Keyser hat das Buch „Von Häusern und Höfen daheim klingt es nach", wie der Titel schon deutlich macht, nach dem Krieg geschrieben. Sie will die Heimat vor dem Vergessen bewahren und beschwört sie in liebevoll gestalteten Bildern herauf, vor allem ihre Menschen. Da ist ein-

mal der redliche Kutscher, der nach dem Krieg jahrelang unter vielen Mühen nach seiner Herrschaft sucht, weil er einen ihrer Koffer auf der Flucht gerettet hat und ihn unbedingt zurückgeben will. Auch der Humor kommt nicht zu kurz, wenn etwa zwei Nachbarn, beide gleich stolz und beide ebenso hitzköpfig wie ostpreußisch-dickschädelig, in Streit geraten und diesen mangels Nachgiebigkeit wohl nie beendet hätten, wenn nicht das Schicksal und die Frauen eingegriffen hätten ...
Die Dichterin beschwört ebenso die „gute, alte Zeit" herauf. Die Probleme der Menschen sind überschaubar. Wenn sie ans Heiraten denken, dann muss ihnen der Partner durchaus gefallen, aber es ist vor allem wichtig, daß er auf den Hof passt und fleißig, ehrlich und verständig genug für die Wirtschaft ist. So ist es allemal besser, den biederen, aber redlichen Nachbarssohn zu, heiraten, dessen Familie man schon von Kindheit an kennt und den auch die Eltern gern als Schwiegersohn sähen, als sich mit dem attraktiveren Assessor aus der Stadt einzulassen, der sich dann auch prompt als Windbeutel entpuppt.
Die Menschen arbeiten schwer und leben so, wie sie schon immer gelebt haben und wie es sich in einer langen Tradition bewährt hat. Das Altvertraute undTiefverwurzelte gibt ihnen Halt und Sicherheit. Da rebelliert keiner, da zweifelt keiner, und es greift auch keiner nach den Sternen. Diesen festen Standort in einem einfachen Leben, das ist es, was wir in der heutigen Zeit mit ihren vielen Zerstreuungen, Veränderungen und Wahlmöglichkeiten und den daraus folgenden Unsicherheiten, Zweifeln und Gefahren des Scheiterns manchmal vermissen, und was uns diese Geschichten so „heil" erscheinen läßt.

Das Buch ermöglicht es dem Leser, für eine Weile in eine untergegangene Welt einzutauchen, und dem, der diese Welt noch erlebt hat, hilft es, seine Erinnerungen neu zu beleben.
Nun hatte ich einen kleinen Teil des Werkes von Charlotte Keyser kennengelernt Und dann, endlich, nach jahrelangem Suchen, bekam ich auch einen Einblick in ihr Leben: durch zwei Manuskripte von Reden, die anläßlich ihres 100. Geburtstages im Jahre 1990 gehalten worden waren. Das Lebensbild von Ch. Keyser, das sich daraus ergibt, soll hier verkürzt nachgezeichnet werden.
Geboren wurde Charlotte Keyser 1890 in Ruß an der Skirwiet im Memeldelta. Diese flache Landschaft, die sie mitgeprägt hat, mit ihren vielen Flussarmen, mit ihrer Einsamkeit und Weite hat sie selbst eindrucksvoll beschrieben (s. TR 2001/2002, S. 80 f.)
Ihr Vater war ein wohlhabender Holzhändler, der früh starb. So zog die Mutter mit ihren drei Töchtern nach Tilsit, als Charlotte neun Jahre alt war. Diese besuchte hier die Schule und anschließend in Königsberg die Kunstakademie. Als Kunsterzieherin kehrte sie nach Tilsit zurück und

Das Geburtshaus von Charlotte Keyser in Ruß. Der Ort liegt am Berührungspunkt der Flüsse des Memeldeltas: Ruß, Skirwiet und Atmath. *Foto: Archiv*

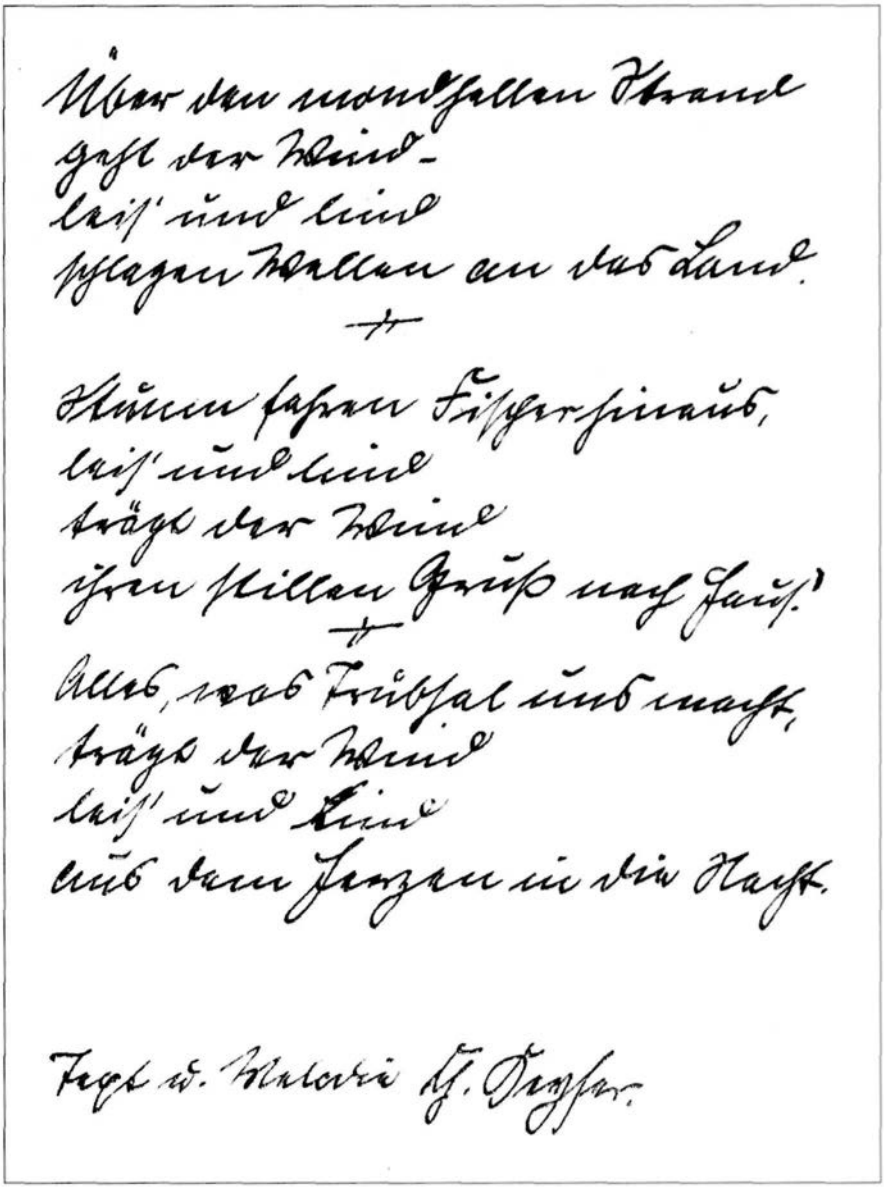
unterrichtete 30 Jahre lang an der Königin-Luisen-Schule. Sie wohnte in der Roonstraße Nr. 2 im Haus des Textilkaufmanns Wilhelm Leiner. Ihre Mutter soll ebenfalls früh gestorben sein, und auch den schweren Tod ihrer Lieblingsschwester hat Ch. Keyser miterleben müssen. Sie hat in ihrem Leben viel Leid und Verlust erfahren. Das mag dazu beigetragen haben, dass sie sich eine reiche Innenwelt aufbaute, in die sie sich zurückziehen konnte, wenn sie sich verlassen fühlte.

Ihre Schülerinnen schildern den Kunstunterricht, den Ch. Keyser erteilte, als lebendig, für damalige Verhältnisse modern und sehr vielseitig. Darüber hinaus inszenierte sie Aufführungen für die Schulfeste und gründete einen Singkreis, war also in jeder Hinsicht musisch begabt und aktiv.

Neben ihrer Tätigkeit als Lehrerin sammelte sie memelländische Lieder, die sie z.T. umgestaltete, z.T. selbst dichtete und sogar komponierte. Mit Unterstützung eines Professors für niederdeutsche Mundart und Literatur der Universität Königsberg wurde die Sammlung „Bi ons to Hus" bei Gräfe und Unzer herausgebracht.

Aber erst nachdem Ch. Keyser nach 30 Jahren den Schuldienst wegen eines Hüftleidens aufgeben mußte, begann ihr eigentliches schriftstellerisches Schaffen.

Sie verfaßte ihre „Kindheitserinnerungen", die Erzählung „In stillen Dörfern", sowie ihren ersten großen Familienroman „Und immer neue Tage." Der Ort der Handlung ist das Memelland, die Zeit: 1700-1800.



Über den mondhellen Strand
geht der Wind –
leis' und lind
schlagen Wellen an das Land.

Stumm fahren Fischer hinaus,
leis' und lind
trägt der Wind
ihren stillen Gruß nach Haus.

Alles, was Trübsal uns macht,
trägt der Wind
leis' und lind
aus dem Herzen in die Nacht.

Text u. Melodie Th. Seyfer.

Die Handschrift der Schriftstellerin

Ihr zweiter geschichtlicher Roman „Schritte über die Schwelle", der erst 1948 veröffentlicht wurde, spielt in Tilsit und handelt vom Familienleben der reichen Bürger und Kaufleute in den Jahren 1710-1720. Ch. Keyser, die für ihre Werke immer gründlich recherchierte, schrieb.: „Im ersten Jahr meiner Arbeit an dem neuen Roman habe ich mich eigentlich nur in die Geschichte der Stadt Tilsit vertieft,. . ., damit alles in meinem Buch echt und wahr ist." Es ist schade, dass dieses Buch nicht mehr zu haben ist, aus dem man so viel über Tilsit erfahren könnte, nicht durch eine wissenschaftliche Abhandlung, sondern durch eine lebendig erzählte Geschichte, die auch die Charaktere, die Lebensart und das Atmosphärische wiedergibt.
Im Juni 1944 wurde Ch. Keyser der Herderpreis der Uni Königsberg verliehen. Bei dieser Gelegenheit fand auch eine Begegnung mit Agnes Miegel statt, bei der die beiden Schriftstellerinnen intensive Gespräche über weltanschauliche und religiöse Fragen führten, wie Ch. Keyser selbst berichtet.
Was mögen die beiden Frauen im Jahre 1944 besprochen haben? Ob Agnes Miegel da schon ihren furchtbaren Irrtum, der sie anfänglich Hitler zustimmen ließ, durchschaut hatte? - Und wie Ch. Keyser zum Nationalsozialismus eingestellt war, darüber habe ich nirgendwo ein Wort gefunden. So bleibt ihr Bild in diesem Punkt unvollständig. Zwei Tage später verließ Ch. Keyser Tilsit zu einer schon lange geplanten Kur in Baden bei Wien. Sie ahnte nicht, daß sie Tilsit nicht wiedersehen würde. So schmerzlich das für sie gewesen sein mag, so ist das Schicksal offenbar noch gnädig mit ihr umgegangen und hat ihr die Gefahren und Strapazen der Vertreibung erspart.

Nach dem Krieg ließ sie sich in Oldenburg nieder. Sie verfasste Novellen, kleine Erzählungen, hielt Vorträge und Lesungen ihrer Werke. Sie wurde noch mehrfach geehrt, sogar mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse und dem Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen.
Ihre letzten Lebensjahre waren von Krankheit gezeichnet. Am 23. September 1966 ist sie gestorben.
Unter einer der drei Todesanzeigen im Ostpreußenblatt steht als Hinterbliebene Marta Potschka. Ch. Keyser und sie waren ein Leben lang verbunden gewesen. M. Potschka hatte einen nicht geringen Anteil an den Werken Ch. Keysers. Sie sprach - anders als die Schriftstellerin, die mit dem Hochdeutschen aufgewachsen war - von Hause aus plattdeutsch. Sie beriet Ch. Keyser in den Fragen der ostpreußischen Mundart und korrigierte auch die Texte daraufhin. Sie stand treu im Schatten der Dichterin und soll deshalb hier auch erwähnt werden. Die Leistung derer, die im Stillen mitwirken und große Werke möglich machen, ist gar nicht hoch genug einzuschätzen.

Präsident Dannemann
überreicht der Schriftstellerin das
vom Bundespräsidenten verliehene
Bundesverdienstkreuz I. Klasse.
Fofo: *Günter Nordhausen*

Die letzte Ruhestätte auf dem Friedhof in Oldenburg *Foto: Wöltje*

Hatte meine Mutter als Schülerin wirklich schon wahrgenommen, dass in ihrer Lehrerin eine Künstlerin heranreifte? Ch. Keyser wurde ja erst viel später als Schriftstellerin bekannt. Wahrscheinlicher ist, dass meine Mutter im Nachhinein aus ihren frühen Erinnerungen und den späteren Ereignissen, ihre ganz eigene Legende gewoben hat von der Dichterin, die mit beiden Beinen im alltäglichen Leben stand und dabei aus dem Fenster ihrer Schulklasse schon in eine andere Wirklichkeit hinüberschaut. Wie auch immer, ich finde, es ist ein schönes und treffendes Bild. Es hat mich vor fast einem halben Jahrhundert unvergesslich beeindruckt, und es gefällt mir noch heute.

Wer weiß, vielleicht hätte es sogar der „Keyserin" gefallen? Möglich wäre es; denn sie spricht selbst von ihrem Zugang zu einer anderen Wirklichkeit: „Es waren Welten, voll von Geheimnissen und reich an Schönheit. Verdanke ich diesen Eindrücken nicht alles? Bilder und Menschenschicksale belebten und bewegten .. . meine Innenwelt und ließen dem Denken und Sinnen keine Ruhe. So ergeht wohl an einen der Ruf, dem man dann ... folgen muss. Woher dieser Ruf kam? Ich glaube, die Heimat rief, - und ich gebe nun nur an ihre Kinder zurück, was sie mir erzählte.

Ich danke Frau Rosemarie Lang dafür, dass sie mir ihre wertvollen Unterlagen, Ch. K. betreffend, zu Einsicht anvertraute.

Benutzte Literatur:

Ch. Keyser: Von Häusern und Höfen daheim klingt es nach, Verlag Rautenberg, 1992

Ilse Lach: In Erinnerung an unsere Ch. Keyser (unveröffentlicht)

Elfriede Kube: Gedenkstunde zum 100. Geburtstag der Schriftstellerin Ch. Keyser, 1990 (unveröffentlicht)

Tilsiter Rundbrief 2001/2002

Dagmar Eulitz

Vom 34. und 35. TILSITER RUNDBRIEF

sind noch genügend Restexemplare vorhanden, so dass Nachsendungen bis auf weiteres möglich sind. Wissen Sie weitere Interessenten, die den Tilsiter Rundbrief bisher nicht erhalten haben? Bitte, teilen Sie uns dann die Adressen mit. Wir versenden unsere Veröffentlichungen auch nach Übersee.

Ein Tilsiter Stadtpanorama aus dem 18. Jahrhundert

Unserem „Stadtschreiber" Ingolf Koehler ist ein besonderer Fund gelungen, er hat diesen als Titelbild auf dem Tilsiter Rundbrief Nr. 35 veröffentlicht. Es ist ein uns bislang kaum bekanntes Gemälde von J. Sperber, das das Stadtpanorama von der Übermemeler Seite zeigt. Historische Bilder von Tilsit sind selten, diese farbige Darstellung ist beachtenswert, weil sie trotz aller künstlerischer Freizügigkeit das reale historische Stadtbild widergeben könnte. Anders als der bekanntere Stich von Hartknoch von 1684, der eine sehr willkürliche Komposition ist, erlaubt das Stadtbild von Sperber eine relativ gute Orientierung. Diese erschließt sich nur von der Stromseite. Daher lohnt sich mit Aussicht auf Erfolg eine Bebauungsanalyse. Überzeichnungen sind auch hier nicht ausgeblieben, weil nur damit der Maler herausheben konnte, worauf es ihm ankam. Dies ist u.a. der Drangowsky-Berg, wie ich meine. Den Nachweis, dass es diese Höhe sein soll, scheint mir diesmal, anders als beim Hartknoch-Stich, müheloser erbringbar. Nachzutragen aus Tilsits früher Historie ist, dass diese Höhe für die Landschaft, die das spätere Tilsit umgab, von Bedeutung war. Dass ich dort meine Jugend verbrachte, ist Antrieb, mich diesem Bild besonders zuzuwenden.
Zunächst ist Antwort auf die Frage zu suchen: Wann ist dieses Bild entstanden? Ich meine, in der Regierungszeit von Friedrich dem Großen, 1740-1786 oder danach, noch im gleichen Jahrhundert. Beweis: Im Siebenjährigen Krieg, 1756-1763 war Ostpreußen fünf Jahre von Rußland okkupiert. Die russische Zarin Elisabeth hatte in dieser Zeit die Erbauung der Landkirche (Lithauische Kirche) betrieben, diese ist mit dem mittelsten der drei Türme dargestellt. Die Wachposten auf der Übermemeler Seite am nördlichen Brückenkopf tragen preußische, friederizianische Uniformen. So könnte das Bild in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden sein. Weil das Bild vermutlich eine Auftragsarbeit sein könnte, kam es darauf an, dem Stadtpanorama ein gefälliges Aussehen zu geben, das nicht immer der Wirklichkeit entsprach.

Beginnen wir mit der Bildbetrachtung des Vordergrundes von links nach rechts:
Auf der Memel, Fließrichtung nach rechts, ein Holzfloß mit den „Szimteninks", das stromabwärts in Tilsit angekommen ist und ein Segelkahn, ein „Boydak", der mit Westwind stromaufwärts fährt.
Die Memelbrücke war damals und in Vorzeiten nie eine feste Stromquerung, es ist eine Schiffbrücke. Mehrere Pontons mit Fahrbelag bilden Brückenelemente, die zusammengefügt werden. Im Winter wurde die Brücke demontiert. Die Überfahrt war in dieser Zeit nur per Schiff oder

Das Titelbild des 35. Tilsiter Rundbriefes. Das Original hat eine Größe von 23,5 x 18,5 cm.
Einsender: Rudolf Meyer-Bremen

über die Eisdecke möglich. Wie passierten Schiffe die Brücke? Dort, wo die zwei Leitrampen plaziert sind, wurde für den Schiffdurchlass ein Brückenelement ausgeschwenkt. Die Holzflöze, die den für Tilsit wichtigen Holzhandel bedienten, wurden vermutlich vor der Brücke angelandet. Rechts von der Brücke scheint eine Kaimauer für den regen Schiffsverkehr geschaffen zu sein.
Kommen wir zur Stadtfront: Jetzt wird es interessant aber auch schwierig. Links am Bildrand dürfte der Schlossberg dargestellt sein. So dicht lag er nicht an der Stadt, und ein schlossähnlicher Bau war im 18. Jahrhundert dort nicht vorhanden.
Die Häuser an der Bergflanke dürften zu Tilsit-Preußen und zur „Schlossfreiheit" gehören.
In der Bildmitte ist in einer Bausubstanz, die so üppig nie vorhanden war, das Schloss zu sehen. Das Bemühen des Malers, das Bild so wirklichkeitsnahe wie möglich zu gestalten, ist daran zu erkennen, dass er die vierseitige Wassersicherung des Schlosses ins Bild gebracht hat.
Erkennbar außer der Memel, war, von dieser abgehend, der Wasserarm links des Schlosses. Zwischen Schloss und Alter Kirche war der Einlauf der Tilszele aus Schlossteich und Anstauung.
Ziemlich genau ist die Altstadt mit Alter Kirche, erbaut 1610, der Lithauischen Kirche, erbaut um 1760 und dem Rathaus, erbaut Mitte des 17. Jahrhunderts, wiedergegeben. Die Türme entsprechen weitgehend

ihrem tatsächlichen Aussehen, nur der Turm der Lithauischen Kirche hatte nicht die gezeigte Höhe. Einzelne Gebäude identifizieren zu wollen, stößt auf Schwierigkeiten. Lediglich das weiße Gebäude hinter dem Rathaus könnte der Packhof, den wir niedriger in Erinnerung haben, sein. Für die Handelsstadt Tilsit mit Markt- und Stapelrecht war er von großer Bedeutung.
Jetzt wenden wir uns dem blauen Höhenblock zu, der drei Windmühlen und schwach erkennbar, ein Gebäude mit Turm trägt. Wie vorab behauptet, es sei zweifelsfrei der Drangowsky-Berg in Senteinen, trete ich hier die Beweisführung an: Es ist bekannt, dass dort die Familie von Derengowski-Gleichen, später lautartlich verformt zu Drangowsky, 1692 ein Oratorium für die katholisch gebliebene Bevölkerung baute. Diese wurde dem etwas später errichteten Franziskanerkloster nach Ausbau 1701 als Kapelle St. Michael zugeordnet. Der seitlich angebaute Glockenturm ist, wenn auch in der Höhe überzeichnet, auf dem Bild erkennbar. Teile der Klosteranlage bestanden bis nach Kriegsende. Da es andere Höhen - der Drangowsky-Berg hat die Stadt mit seinen 42 m nicht so überragt -, im Weichbild der Stadt nicht gab, muss, gekennzeichnet durch die Kapelle, die Höhe der Drangowsky-Berg sein. Bemerkenswert erscheint mir dies: Der Maler, der die blaue Farbe ins Bild setzt, hat damit die Einmaligkeit des ostpreußischen Himmels mit Licht und Farbe für uns festgehalten. Ich erkläre das Sperber-Bild für das schönste von unserer Stadt. Frage: gibt es noch das Original und wo befindet es sich?

Alfred Rubbel

Frau Westphal hat den Tilsiter erfunden

Es ist kalt und dunkel, und ich habe Hunger! Zum Glück befindet sich das Cafe „Altstadt" gleich in der Nähe des Busbahnhofs. Ein herzhaftes Käsebrot wäre jetzt genau das Richtige. Und mein Lieblingskäse, der Tilsiter, stammt ja aus Tilsit. Da können Sie mir ruhig vertrauen, denn schließlich heiße ich sehr ähnlich. Allerdings gibt es Tilsit gar nicht mehr. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Ort in Sowjetsk umgetauft. Und im Cafe „Altstadt" von Sowjetsk gibt es offensichtlich auch keinen Käse. „Mjaso po-tilsitskij" entdecke ich stattdessen auf der Speisekarte: „Fleisch auf Tilsitisch". Klingt auch ansprechend. Und was ist das für ein Gericht? „Fleisch", sagt die Kellnerin. Ich bekomme dann eine Art Wiener Schnitzel ohne Schnitzel serviert. Panierte Luft, sozusagen. „Fleisch auf Tilsitisch" schmeckt nicht schlecht und ist schön warm. Leicht irritierend nur, dass die Dame am Nebentisch jetzt bereits zum zweiten Mal vom Stuhl purzelt. Sie hat wohl heute Abend bereits ein wenig dem Alkohol zugesprochen.

Über Käse ist in der „Altstadt" beim besten Willen nichts zu erfahren. Ich bestelle also Wodka und werde mich dann erst einmal aufs Ohr legen. Das Hotel „Rossija" beim Bahnhof ist eine solide Adresse. Und als ich endlich einschlafe, träume ich von riesigen Käselaiben.
Das Stadtgeschichtliche Museum von Sowjetsk steht an der Uliza Pobjedy, der Straße des Sieges, erfahre ich am nächsten Morgen. Ein gutes Omen. Und der Direktor des Museums sei „ein Russe, der schon manchen Deutschen durch seine Detailkenntnisse beschämt hat", steht in meinem neu erworbenen Reiseführer. Dieser hochgebildete Mann wird mich sicher zu den Spuren meines Lieblingskäses führen!

Nichts für schwache Mägen

Das Museum ist liebevoll eingerichtet. Ein Raum mit der deutschen Geschichte Tilsits und ein weiterer mit Exponaten aus der sowjetischen Zeit. Im Flur lehnt ein monströser roter Stern an der Wand, der fast fünfzig Jahre lang, das Portal der berühmten Luisenbrücke über die Memel zierte, die von Rußland nach Litauen führt.
Doch der Museumsdirektor himself ist leider auf Geschäftsreise, und tilsitertechnisch hängt lediglich das Foto eines jungen Mannes mit einem Käselaib in den Händen an der Wand: „Tilsiter Käse" steht darunter. Sehr aufschlussreich.
Doch dann wird alles gut: „Sie sind sicher Schweizer", sagt die russische Junghistorikerin Angela. „Alle Schweizer interessieren sich für dieses Thema. Und ich habe eine wissenschaftliche Arbeit über den Tilsiter geschrieben." Bereits im 18. Jahrhundert habe man hier in der Region Käse hergestellt, erzählt Angela: „Gewürzt wurde er mit Kümmel und Salz." Doch dieser Käse war wohl in erster Linie für die Möbelherstellung geeignet: „Er wird so hart, dass man ihn mit einem Beil in Stücke zerlegen muss, und es erfordert beste Zähne, ihn klein zu machen, und einen guten Magen, ihn zu verdauen", heißt es dazu in einem Lexikon aus dem Jahr 1782. „Emigranten aus der Schweiz versuchten später, in Tilsit Emmentaler Käse herzustellen", erzählt Angela. Dieses Experiment sei allerdings bald wieder aufgegeben worden.
„Lange Zeit über hatte hier fast jede Familie ihr eigenes Käserezept", sagt Angela. «Doch im Jahr 1845 hat dann die Auslandschweizerin Frau Westphal den eigentlichen Tilsiter Käse erfunden, der sich rasch durchsetzte."

Ende des 19. Jahrhunderts sei der Tilsiter bereits so weit etabliert gewesen, dass er auch in anderen Ländern produziert werden konnte. - Und wo befand sich die Käserei von Frau Westphal? „Ganz in der Nähe von Tilsit", sagt Angela. „Der Weiler hieß ‚Milchbude'". Aber Sie werden ihn nicht finden, denn es gab damals siebzehn verschiedene Siedlungen mit diesem Namen."

Inzwischen hat sich Ljudmilla, die an der Kasse arbeitet, zu uns gesellt. „Vor ein paar Jahren kam eine ganze Gruppe von Schweizern im Museum vorbei, die haben uns Tilsiter-T-Shirts mit Kühen drauf geschenkt", erinnert sie sich. „Vielleicht feierten sie ja damals gerade ihr 100-Jahre-Tilsit-Jubiläum." Sie selbst sei ebenfalls eine große Käsefreundin, sagt Ljudmilla. Besonders Fondue möchte sie endlich einmal kosten: „Das ist diese Schweizer Käsesuppe mit Wurst drin, nicht wahr?" Ich erkläre ihr, dass Wurst nicht unbedingt zwingend ist, und Ljudmilla mir, wie ich am besten zur „Käsefabrik" von Sowjetsk gelange.
Der rötliche Gebäudekomplex an der Majakowskij-Straße (fr. Hindenburgstraße, die Red.) in dem bereits die Deutschen vor vielen Jahrzehnten Tilsiter herstellten, wirkt verlassen. Doch in einer der Hallen brennt Licht. Die beiden jungen Männer dort sehen allerdings nicht wie Käser aus, und sonderlich erfreut über meinen Besuch sind sie auch nicht.

„Hier ist gar nichts", sagt der eine. Rostige Edelkarossen stehen herum. Wo die Jungs diese Wagen herhaben, frage ich wohl besser nicht. Und schon kommt Sergej Sokolow herbeigestiefelt, in einem türkisfarbenen Trainingsanzug, trotz der Minustemperaturen. Was ich hier suche, fragt er mürrisch. „Käse", sage ich. Da wird er plötzlich ganz freundlich und führt mich zu seinem Häuschen hinüber. Früher habe er mit seiner Familie in Tschetschenien ein gutes Leben gehabt, erzählt Sergej. Doch dann kam der Krieg. Und nun sind die Sokolows in Rußland Flüchtlinge mit russischem Pass. Sie leben seit drei Jahren als Hausbesetzer in der ehemaligen Käserei. „In unserem Garten wachsen inzwischen Blumen, Bohnen und Kartoffeln", erzählt Sergej stolz, obwohl durch die Schneedecke nichts davon zu sehen ist. Die neue Milchfabrik steht an derselben Straße, einen guten Kilometer weiter stadtauswärts, offenbart er mir schließlich noch. Wahrscheinlich hat Ljudmilla diesen Laden gemeint.

Die sowjetische Milchfabrik erinnert an ein Atomkraftwerk: riesige Hallen und furchterregende Türme. An der Einfahrt ein Eisentor und muskulöse Wächter mit Hunden. „Ne rabotajet", sagt Sascha mit der schwarzen Wollmütze. Eine häufige Redewendung in Rußland: „Ist im Eimer", lässt sie sich in vielen Fällen frei übersetzen. Zum Beispiel bei Fernsehern, Computern oder Wohnungsschlüsseln. Die Grundbedeutung lautet jedoch: „arbeitet nicht" und wird oft in Zusammenhang mit Kolchosen, Fabriken und Beamten verwendet. Bei der Käsefabrik von Sowjetsk treffen wohl gleich beide Bedeutungen zu.
Sascha und sein Kollege Anatolij sind bewaffnet, denn die stillgelegte Fabrik zieht viele Diebe an. Die meisten Scheiben sind eingeschlagen, und bei einem Blick durch die Fenster bietet sich ein Bild der Verwüstung. Metall sei hier eben eine beliebte Handelsware, erklärt Anatolij. Lediglich in einer Halle sind noch kupferne Heizkessel zu sehen. Anatolij

hat Anfang der achtziger Jahre beim Bau der Anlage mitgeholfen. „Es war die zweitgrößte Milchfabrik der Sowjetunion", erzählt er stolz. Hier habe man täglich 400.000 Liter Milch verarbeitet, und 600 Menschen waren beschäftigt. Aber die Perestroika hat dem Betrieb nicht gut getan. 1995 kaufte schließlich ein Geschäftsmann aus Polen die Anlage, der sich bald darauf in die Schweiz absetzte. Seither geht hier nichts mehr. - Die Tradition des Tilsiter Käses ist in Rußland also endgültig abgerissen? „Aber nein. In Slawsk (fr. Heinrichswalde, die Red.) drüben wird er noch produziert", sagt Sascha. «Nur dreißig Minuten von hier mit dem Bus." Dort seien allerdings „lediglich Frauen am Werk".

In Slawsk ist Walentina Samochina der Boss. Sie hat Zähne aus Messing, trägt eine Fellmütze auf dem Kopf und könnte die Schwester von Leonid Breschnew sein. - Stimmt es, dass hier fast nur Frauen arbeiten? „In leitender Funktion ausschliesslich", sagt Samochina. „Männer sind ja so schwach." Während ich die Plastikkuh auf ihrem Regal bewundere, ordert sie Tee und Tilsitskij Syr (Tilsiter Käse).

„Der Geschmack, na ja ..."

Stolz packe ich ebenfalls meinen Tilsiter aus, den ich aus der Schweiz mitgebracht habe. „Aha, auch mit Rinde, wie bei uns", sagt Walentina Samochina anerkennend. Sie kostet ein Stückchen und verdreht irritiert die Augen. Wortlos schneidet sie den Schweizer Tilsiter in schmale Streifen und biegt einen davon ganz langsam zu einem Ring. „Die Elastizität ist nicht schlecht", sagt sie nach einer Weile. „Aber der Geschmack, na ja ... Unser Tilsiter Käse ist jedenfalls um einiges besser!"

Ich bin erst einmal beleidigt. „Der Fettgehalt beträgt bei uns 29 Prozent", lese ich von der Verpackung ab, um irgendwas zu sagen. „Das kann nicht sein", sagt Walentina Samochina. „Dieser Käse hat mindestens vierzig Prozent." Und sie duldet keinen Widerspruch. Seit 1985 hält Frau Samochina hier die Zügel in der Hand. Sicher keine einfache Chefin.

Mittlerweile ist Tatjana Askerowa mit Tee und Käse eingetroffen. Sie ist „Master" in der Fabrik, so etwas wie Samochinas rechte Hand. Während der warmen Jahreszeit arbeitet die Käsefabrik 24 Stunden durch, erzählt Frau Askerowa. 72 Leute seien angestellt, und es würden täglich zwei Tonnen Käse produziert.

Russisches Raclette

Nur im Winter gehe es etwas ruhiger zu. Dann lassen mich die beiden Damen endlich von ihrem Tilsitskij Syr kosten: Er schmeckt tadellos, das muss ich zugeben. Mild, aber überhaupt nicht fad. „Das ist eben russische Technologie", erklärt Walentina Samochina.

Sie möchten mir einen Slawsker Tilsiter schenken, sagen die Damen beim Abschied und führen mich in die hinterste Halle der Fabrik. Käselaibe lagern keine hier, aber so etwas wie überdimensionierte Backsteine, lang wie mein Unterarm: Tilsitskij Syr, erkenne ich sofort an der dunkelgelben Rinde. Tatjana Askerowa wickelt einen der Backsteine sorgsam in Wachspapier und verstaut ihn in meinem Rucksack. Dieser Käse ist wirklich eine Freude! Und inzwischen habe ich im russischen Exil in einer Bratpfanne bereits mehrmals Raclette daraus zubereitet. Auch meinen russischen Freunden schenkte ich ein großes Stück weiter, und neulich war ich wieder einmal bei ihnen eingeladen. Zur Überraschung gab es Fondue - natürlich aus Slawsker Tilsiter. Es schmeckte nicht ganz wie zu Hause in der Schweiz, war aber absolut essbar! Die Russen sind, was Käse betrifft, halt einfach Weltklasse. Und beim nächsten Mal müssen wir unbedingt auch Ljudmilla und Angela aus Sowjetsk zum Fondue einladen! Sie dürfen dann die Wurst dazu aussuchen. *Till Hein*

*Aus dem Schweizerisch-Litauischen Lesebuch **„Zwischen Vilnius und Bern'***
*Mit freundlicher Genehmigung des **WERD** VERLAGS, Zürich*

„Deinen Namen, den hab' ich vergessen ..."

Als ich diesen bekannten Schlager aus den 50iger Jahren, gesungen von Rene Caroll, im Rundfunk vernahm, sah ich vor meinem geistigen Auge eine Begebenheit aufsteigen, die schon sehr lange zurücklag. Und ich fügte still für mich hinzu:

> „Aber den letzten Buchstaben Deines Nachnamens
> vergesse ich nie!"

Unsere Klasse in der Oberschule für Jungen (Realgymnasium) zu Tilsit war eine illustre Gesellschaft mit einigen „EXOTEN": Schülern, die besondere Kenntnisse und Fähigkeiten hatten oder wegen ihrer Herkunft aus dem allgemeinen Rahmen fielen. Ich denke dabei an unsere drei Deutsch-Brasilianer, den Deutsch-Argentinier sowie an den Mitschüler, der die Schweizer Staatsangehörigkeit besaß und einen Namen ähnlich dem von Erni, Rütli oder Bimbili hatte.
Wer die Geschichte unserer Heimat kennt, weiß, dass im 18. Jahrhundert aus religiösen Gründen auch französische Schweizer nach Ostpreußen kamen. Ferner wurden wegen ihres speziellen Wissens auf dem Gebiet der Milchwirtschaft und der Käseherstellung Ende des vergangenen Jahrhunderts in der Schweiz Melker und Käser angeworben. Sie haben mit dazu beigetragen, dem „Tilsiter Käse" Weltgeltung zu verschaffen. Die Berufsbezeichnung „Schweizer" für das Wort Melker war bei uns achtbar geläufig und bürgerte sich im Volksmund von hier aus

bis nach Westdeutschland ein. Nicht von ungefähr wurde daher vor einigen Jahren in der Schweiz das 100jährige Jubiläum des „Tilsiters" gefeiert. Nicht von ungefähr berichtete die großformatige „Schweizerische Milchzeitung" in einer Beilage auf 12 Seiten über Herkunft, Geschichte und Zukunftsperspektiven des „Tilsiters". Wie jeder weiß, wird „Tilsiter Käse" in der Schweiz mit gutem Erfolg produziert und auch vermarktet. Auf diese Weise wird außerdem die Erinnerung an unsere ostpreußische Heimat wachgehalten. Wie sagte man bei uns? „Tilsiter Käse labt Magen und Neese!" Aussehen, Konsistenz, Geschmack und der besondere „Duft" müssen beim „Tilsiter" stimmen. Daher dieser Ausspruch: „In der Not isst man Tilsiter Käse auch ohne Brot!"

Wer weiß heute noch, dass die Memel das größte Deltagebiet Europas hat? Ideale landschaftliche Voraussetzungen waren entscheidend für eine Weide- und Milchwirtschaft größten Ausmaßes. Unvergesslich ist mir das Bild, wie glückliche Kühe auf den weitläufigen Memelwiesen grasten. Vom schönen Turm der altehrwürdigen Deutschordenskirche habe ich hiervon einen großartigen Überblick bekommen und bis heute behalten. Im Memeltal weiten sich auf dem Nordufer die uneingedeichten Wiesenflächen bis zu einer Breite von 5 bis 8 km. In jedem Frühjahr tritt der Memelstrom über seine Ufer, überschwemmt weit und breit die Grasflächen und düngt sie mit seinen Sinkstoffen. Das ist der Grund - wie früher am Nil - für die einmalige Fruchtbarkeit und besondere Qualität des Grases. Im Sommer kehrt er in das Flussbett zurück und dann leuchtet die vormals überflutete Fläche im saftigsten Grün. Mit Bestimmtheit entsinne ich mich an ein Gespräch, das von anderer Art war, als sonst unter Schülern üblich. Es war Ende 1943 oder Anfang 1944. Während der Unterrichtspause bewegten wir uns auf dem Schulhof, unterhielten uns und kauten an unseren Frühstücksbroten. So unterhielt ich mich mit einem Klassenkameraden, dessen Stulle mit einer dicken Scheibe „Tilsiter" belegt war. Als Stadtkind konnte ich bei der damaligen Lebensmittel-Rationierung von solchem dicken „Genussmittel" nur träumen. Unvermittelt blieb mein Gesprächspartner stehen und meinte:

„Vielleicht werde ich bald Emmentaler essen?"

Seine Bemerkung irritierte mich ein wenig, weil ich wusste, dass Schweizer Käse im Kriege nicht zu bekommen war. Früher hatte ich schon mal diese Schweizer Spezialität probiert, die mir jedoch wegen seines andersartigen Geschmacks nicht behagte. Ich entsann mich, dass auch die Lobeshymnen meines Vaters über dieses Erzeugnis keinen Sinneswandel bei mir bewirkt hatten. Während ich noch über den Sinn seiner Aussage nachdachte, wurde ich hellwach, als ich die Stimme meines Gegenübers vernahm:

Zumeist auf diese Weise wurde einst die Milch von den Erzeugern zu den Molkereien transportiert. Mit dem Milchwagen des Gutes Kairies wurde hier die Milch im Jahr 1930 jeden Morgen zur Molkerei gebracht. Der damals siebenjährige Karl Kudszus begleitet hier seinen Großvater, den Milchkutscher des Gutes, auf der Fahrt von Tilsit-Preußen zur Tilsiter Molkerei. *Einsender: Karl Kudszus*

„Wir sind Schweizer Staatsbürger und besitzen noch unser Heimatrecht!"

Das hatte ich bis zu diesem Augenblick nicht gewusst. Und dann führte er aus, dass sein Vater als „Neutraler" zuhause seinen Betrieb führen dürfe und nicht deutscher Soldat sein müsste. Darüber war ich so erstaunt, dass ich vergaß, ihn nach Sinn und Inhalt „dieses Heimatrechts" zu befragen. Ich wusste nur, daß er „Fahrschüler" war und aus einem Dorf im Kreis Elchniederung kam.

Erst nach dem Inferno von 1945 erinnerte ich mich hieran. Nun wurde mir bewusst, dass sich seine Familie schon sehr früh mit dem Gedanken der Rückkehr in das Land der Vorväter vertraut gemacht hatte. Also zu einer Zeit, als anderen und mir Überlegungen, „unser Heimatrecht" aufgeben zu müssen, sicher fremd und absurd erschienen wären. Verständlich also, dass ich mich später fragte, ob er mit seiner Familie sein Vorhaben unversehrt realisieren konnte. In Unterredungen oder Briefen tauchte daher bei mir immer wieder dieses Thema auf. Aber kein

Mitschüler, sofern ich die Anschrift besaß, konnte etwas dazu sagen. So hatte ich mich fast schon damit abgefunden, keinen Erfolg bei der Auskunft mehr zu haben.
Doch dann bekam ich unerwartet eine neue Anschrift von einem weiteren ehemaligen Klassenkumpel. Im Telefongespräch stellte ich die gleiche Frage und war glücklich, folgende Antwort zu hören:

„Natürlich weiß ich von ihm, es ist Manfred .....y,
er lebt in der Schweiz!"

Aha, dachte ich, also hatte ich doch recht behalten: der letzte Buchstabe war zwar ein „y", aber in phonetischer Hinsicht ein deutliches „i"! Weiter erfuhr ich, dass sie beide aus dem gleichen Dorf stammten und zusammen die Grund- und Mittelschule besucht hatten, bis sie beide zur Oberschule nach Tilsit überwechselten. Was er sodann noch hinzufügte, gab mir die Erklärung nach einem halben Jahrhundert dafür, warum Manfred dicke Scheiben „Tilsiter" essen konnte:

„Sie besaßen eine MOLKEREI!"

Dankbar nahm ich alle Informationen entgegen und fühlte mich durch sie sehr beschenkt!

Tilsiter Käse bleibt unvergessen,
Heut' noch in EUROPA gegessen.
Vollfett, mild oder pikant:
Immer ein MEMELLAND-Repräsentant!

Ostpreußen, Du, mein Heimatland.
Du Land, wo unsere Wiege stand.
Dir gilt mein Lied, hier tönt mein Sang:
Ich hab' Dich lieb - mein Leben lang!

(Aus meinem Poem „Vergiss die Heimat nicht!") *Helmut Daniel*

Überprüfen Sie bitte Ihre Versandadresse!

Sofern die Adresse fehlerhaft geschrieben oder eine Änderung eingetreten ist, teilen Sie uns bitte die korrekte Schreibweise bzw. die Adressenänderung mit. Sie vermeiden dadurch Fehlsendungen und ersparen uns unnötige Portokosten. Vielen Dank.

Reisen aus Tilsit

In Tilsit, meiner Heimatstadt,
gab's den berühmten Käse,
der meilenweit geduftet hat,
nicht nur bis Kuckerneese!

Auf der Memel fuhr ich oft,
auch über's Haff, nach Nidden; -
erfuhr, wie Dünen unverhofft,
Erbautes überschütten!

Ich war einmal in Insterburg;
dort wohnte Tante Schneller:
Sie reiste gern nach Orteisburg
und kaufte bunte Teller!

Natürlich, auch in Königsberg
genoss ich saure Klopse -
und danach, als Zuckerwerk,
die bunten Rollen-Dropse!

Weiter ging's per Samlandbahn.
gemächlich nach Palmnicken,
denn dort gab es für jedermann
viel Bernstein zu erblicken!

Einst hatte ich, nebst Allenstein,
auch Hohenstein zum Ziele,
um einmal mit dabei zu sein,
im Ort der Puppenspiele!

Als Bauer, nahe Lötzen - Lyck
- mein Onkel, in Masuren -
bescherte mir oft Ferienglück, -
(nebst Ostseebad, Neukuren)!

In Nikolaiken freute man
sich auf die Seen-Platte, -
staunte dort den Stinthengst an,
der ja ein Krönchen hatte!

Ich fuhr auf schiefen Ebenen, -
im Lauf des Oberland-Kanal, -
den einzig dort gegebenen, -
sogar mehrfach an der Zahl!

Es war so vieles, was mir gab
das Land der dunklen Wälder, -
mittels Bahn und Wanderstab,
streifend durch die Felder!

Rudolf Kukla

Erinnerungen an den Männer-Turn-Verein Tilsit

Als ich vor einigen Tagen wieder einmal meinen Schreibsekretär aufräumte, fiel mir eine Broschüre in die Hände, die 1936 zum 75jährigen Jubiläum des Männer-Turn-Vereins Tilsit herausgegeben worden war, mit dem Ergebnis, dass es mir damit genau so erging, wie jedes Jahr beim Erscheinen des „Tilsiter Rundbriefes": Ich war für einige Stunden nicht mehr ansprechbar. Alle die Namen, die mir noch so gut in Erinnerung waren, tauchten darin wieder auf, und ich fühlte mich zurückversetzt in meine Kindheit, in meine Jugend und sogar noch in die Anfänge der Nachkriegszeit, wo sich die Turner des MTV und die Sportler des TSC zusammengefunden hatten, um in einer Traditionsgemeinschaft ihr Andenken an frühere Zeiten in den Vereinen der unvergessenen Heimat zu pflegen. In diesem Jahr nun würde sich das Gründungsjahr des Männer-Turn-Vereins zum 145. mal wiederholen, und ich stelle mir vor, dass wir ein rauschendes Fest in der Bürgerhalle gefeiert hätten, wären wir noch zu Hause. Für die meisten Turnerinnen und Turner bedeutete das Vereinsleben sehr viel, auch wenn sie nicht mit Urkunden und Lorbeerkränzen geschmückt wurden. Man machte halt mit großer Begeisterung mit.

Als ich die Broschüre durchblätterte, kam es mir erst so recht zum Bewusstsein, dass mein Leben eigentlich schon seit Babybeinen an mit dem MTV stark verbunden war. Die traditionellen Himmelfahrtswanderungen und -ausflüge durfte ich im Kinderwagen mitmachen. Zum Deutschen Turnfest 1933 in Stuttgart durfte ich als 10jährige stolz in einem von Mutter geschneiderten weißen Turnkleid im Festzug mitmarschieren., während ich 1938 zum Deutschen Turnfest in Breslau an verschiedenen Veranstaltungen teilnahm und stolz die Stadtfahne von Tilsit schwang.

Nach 1933 hieß es für die Jugend, die Turn- und Sportvereine zu meiden und sich an den politischen Verbänden zu orientieren (sprich Hitlerjugend). Darüber brachen heiße Diskussionen an der Schule aus, und ich verteidigte meine Zuneigung zum MTV so lautstark, dass sie mir den Spitznamen „Turnvater Jahn" einbrachte. Als kleines Mädchen stand ich bei den Stiftungs- und Winterfesten in der Bürgerhalle am unteren Bühnenrand und schaute mit sehnsüchtigen Augen hinauf zu den Turnerinnen, die ihr Können am Schwebebalken und am Barren zeigten. Und dann der „Kaiserwalzer" und die „Petersburger Schlittenfahrt", in herrlichen Kostümen, von unserer Frauenwartin Marta Perkuhn einstudiert, ließen mein Herz höher schlagen. Mein sehnlichster Wunsch war es, auch einmal dort oben stehen zu dürfen. Gebannt schaute ich auf die Riege „Schüleit", wo Vater Schüleit (übrigens auch Turnvater Jahn ge-

Die 4. Riege im Jahre **1911:**
Bundt, Petzel, K. Hirtz, Bock, Grigoleit, Federau, Sedat, Gallinowski, F. Hirtz, Klein, Krause, Schulzke

Der MTV beim Deutschen Turnfest in Breslau 1938. *Foto: Privat*

nannt), mit seinen Kindern die Turnkunst zum besten gab. Und dann die „Altherrenmannschaft"! Die Kapelle intonierte die „Alten Kameraden" oder den „Einzug der Gladiatoren" und straff und stramm, schneeweiß gekleidet, wohl schon etwas bejahrt, aber mit eingezogenen Bäuchen und immer noch top-fit marschierten sie auf die Bühne und zeigten ihr Können an Pferd und Barren. Den Höhepunkt allerdings bildete die 1. Männerriege mit Fred Kallweit, Fiffi Bonacker, Günther Bergschmidt und vor allem Turner Reiche, dessen Riesenwellen mich völlig faszinier-

ten. Sogar das Abschmirgeln der Reckstange zwischen den einzelnen Übungen wurde vom Publikum mit starkem Beifall bedacht.

Bald durfte ich dann zum Geräteturnen in die Turnhalle Kohlstraße. Das Portrait Turnvater Jahns, mit ehrfurchtgebietendem weißen Bart prangte über der Tür zu den Umkleidekabinen und mit strengem Blick schaute er auf den hoffnungsvollen Nachwuchs. Wir hatten aber auch noch mehr Zuschauer. Im gegenüberliegenden Städtischen Krankenhaus waren die Fenster von schaulustigen Patienten belagert, die uns als Zaungäste bei unseren Bemühungen zuschauten, sei es beim Geräteturnen oder bei der Gymnastik, wozu wir durch Frau Langes Klaviermusik den nötigen Schwung erhielten. Und dann das Faschingsturnen, das uns allen so viel Spaß bereitete, wenn wir als Omas, feurige Zigeunerinnen oder rassige Spanierinnen kostümiert, an Barren, Reck oder Ringen turnten. Ich erinnere mich auch noch an die korpulente Hausmeisterin Frau Trudrung, die ein strenges Regiment führte und von ihrem Balkon aus, der an einer Seite der Halle integriert war, mit Kind und Kegel über der Brüstung hing, um uns zuzuschauen. Sie hatte immer etwas an den neuinstallierten Duschen zu hantieren, wenn das Männerturnen beendet war. Ich denke an die Läufe um den Schlossmühlenteich, die abends nach Beendigung des Turnbetriebs, ob sommers, ob winters, den Abschluss bildeten. Ich war in der Riege von Erna Haffke, die uns trainierte und mit der wir im Turnerheim in der Stiftstraße schöne Heimabende verlebten. Am 1. November 1933 wurde das Turnerheim eröffnet und dort erledigte „Onkel Petzel" für den Verein den Schriftverkehr. Übrigens, Onkel Petzel machte noch im Alter von 60 Jahren einen Handstand am Barren!!

Es wurde aber nicht nur geturnt im MTV. Es gab auch Abteilungen für Fechten, Schwimmen, Skilaufen, Faustball, Handball und Leichtathletik. Meine Mutter turnte in dem damals für mich hohen Alter von 46 Jahren in der sogenannten „Kochtopfriege", die von der etwas gesetzteren Jugend bevorzugt wurde. Dabei möchte ich noch erwähnen, wie tolerant und fortschrittlich der Vorstand des MTV vor 70 Jahren war, denn damals schon wirkten zwei Frauen im Ältestenrat und Vorstand des MTV mit, und zwar Frau Marta Perkuhn und meine Mutter, Frau Zander. Auch eine Kinderturnabteilung wurde geschaffen, unter Leitung von Annemarie Wiemer. Als Annemarie heiratete, übertrug man mir die Leitung und ich durfte an einem Lehrgang an der Reichsakademie für Leibesübungen in Berlin teilnehmen. Dieses Erlebnis verdanke ich dem MTV, wie übrigens auch meinen ersten Kuss, meinen ersten Schnaps und die letzte Ohrfeige, die ich von meiner Mutter kassierte. Aber das ist eine andere Geschichte.

Inzwischen waren meine turnerischen Leistungen soweit gediehen, dass man mich in die erste Frauenriege eingliederte. Ich war sehr stolz, dass

ich mit Else Scheer, die sogar 1936 bei den Olympia-Turnausscheidungen dabei war, mit den Denk's-Mädchen, Erna Haffke und den Scheffler-Schwestern in einer Riege turnen und sogar Städte-Vergleichskämpfe bestreiten durfte. Nach dem Training wiesen meine damals recht dünnen Oberarme jede Menge blauer Flecken auf, hervorgerufen durch Oberarmhang oder Oberarmstand am Hochbarren, aber ich biss tapfer die Zähne zusammen, um es den Vorbildern gleichzutun. Ich war das jüngste und ganz bestimmt das schwächste Glied der Riege, aber mein kleiner Vetter Ingolf Koehler fand mich großartig und ich war stolz, wenigstens einen Bewunderer zu haben.

Dann gab es noch das Turnerbad am Schlossberg, das durch die Initiative des damaligen 1. Vorsitzenden, Adolf Eckert, im Jahre 1929 geschaffen wurde. Heiße Kämpfe entbrannten unter uns Kindern um den großen blauen Niveaball und um die Holzbottiche, in denen wir Weltumsegler spielten. Später dann, als Willi Kallweit Bademeister war, schauten wir gebannt seinen Flic-Flacs, Salti, Handständen und Standwagen zu. Der blaue Niveaball wurde uninteressant, dafür die Mitglieder der ersten Handballmannschaft umso interessanter. Als mein Fahrrad durch die täglichen Fahrten zum Turnerbad seinen Geist aufgab, trat ich den Weg von Kallkappen zum Schlossberg zu Fuß an. Konnte ich allerdings einen Groschen von meinem Taschengeld abzweigen, benutzte ich den „Turner", das vereinseigene Motorboot, das zwischen Bollwerk und Schlossberg hin- und hertuckerte. Es gäbe noch viel Schönes von unserem Vereinsleben zu berichten, aber ich möchte doch mit großem Respekt und Dankbarkeit an einen Mann erinnern, und zwar an unseren letzten 1. Vorsitzenden Rudolf Papendick, der lange Zeit den Verein in toleranter Weise leitete und der nach seiner Rückkehr aus russischer Gefangenschaft sofort begann, Adressen alter Mitglieder zu sammeln und wertvolle Dokumente und Unterlagen des Vereins sicherzustellen. Er war zusammen mit Fredi Jost vom TSC (dem Tilsiter Sport-Club) Mitbegründer der Traditionsgemeinschaft Tilsiter Turn- und Sportvereine, deren Mitglieder sich einmal jährlich im Haus des niedersächsischen Fußballverbandes in Barsinghausen zu einem der schönsten und fröhlichsten Treffen der inzwischen nicht mehr ganz jungen Tilsiter Turner und Sportler zusammenfanden.

Mit meiner Rückbesinnung auf die schönen Jahre, die ich mit und durch den MTV Tilsit erleben durfte, wollte ich eigentlich nur beweisen, dass der MTV mein Leben mitbestimmt hat, wie das so vieler anderer Mitglieder auch. Wir alle lernten dort Kameradschaft, Toleranz, Gemeinschaftssinn, Rücksichtnahme und Disziplin kennen, alle jene preußischen Tugenden, die man heutzutage so gerne beiseiteschieben oder gar belächeln möchte. Wir aber haben Freundschaften geschlossen, die ein ganzes Leben währten und auch heute noch ihren Bestand haben.

Rosemarie Lang geb. Zander

Reunion in Schwarzort

Das verhältnismäßig enge Fahrwasser des Memelstromes bot den Tilsiter Seglern nur geringe Möglichkeiten zur Ausübung ihres schönen Sportes. Deshalb war für uns das eigentliche Segelrevier das Kurische Haff, das für die Segelei wie geschaffen war, aber, wegen der steilen Seen bei stürmischem Wetter, auch gefürchtet war. Jedes Jahr zu Pfingsten trafen sich in dem malerischen Fischer- und Kurort Schwarzort auf der Kurischen Nehrung viele Segler der Umgebung, so aus Königsberg, Memel, Tilsit und manchesmal auch aus Danzig und Riga. Im Kurhaus traf sich dann auf einer Reunion ein frohes Völkchen für ein paar Stunden bei Musik und Tanz. In einem Jahr - es war wohl Anfang der dreißiger Jahre - beschlossen wir, auch an dieser Veranstaltung teilzunehmen. Der Tilsiter Segel-Club hatte einige clubeigene Boote, darunter die Yacht „Bajazzo", ein offenes, etwas übertakeltes Kielboot, sehr schmuck aus Mahagoni. Bei leichtem Winde ließ sich das Boot wunderbar segeln, für schweres Wetter war es aber absolut ungeeignet.

Mit diesem Boot sollten wir die Fahrt unternehmen. Eine Mannschaft fand sich rasch zusammen, Erich Pempeit als Käpten, Willy Pempeit als Smutje und meine Wenigkeit als Mann vorm Mast. Damals wurde in den Büros noch am Samstag gearbeitet, so dass wir uns erst gegen Mittag im Bootshaus des TSC treffen konnten.
Meine Segelkameraden warteten schon auf mich. Rasch schlüpften wir in unsere Bordpäckchen, bald hieß es: „Leinen los", und die Fahrt begann. Zuerst wurde auf ein gutes Gelingen ein großer Schnaps getrunken, sehr zu meinem Leidwesen. Ich bekam auch prompt heftige Kopfschmerzen und habe das Zeugs Zeit meines Lebens nicht so recht vertragen können. Bei einem schwachen Ostwind machten wir stromab rasche Fahrt, kamen bald an die Teilung Ruß und Gilge und segelten auf dem breiten Rußstrom bis zu dem Örtchen Ruß weiter. Am späten Nachmittag kamen wir dort an und machten unser Boot in dem Mündungsarm Skirwiet fest. Wir sahen uns ein bisschen den Ort an und gingen in ein Gasthaus, wo das Abendessen eingenommen wurde.

Müde von der frischen Luft, begaben wir uns bald zur Ruhe, meine beiden Segelkameraden im Gasthaus und ich an Bord des „Bajazzo". Ich wollte das Geld für das Übernachten sparen, denn damals waren wir bei den kleinen Gehältern ständig im Dalles. Wir verabschiedeten uns. Ich ging an Bord, um mir mein spartanisches Lager zu bereiten. Das war kein reines Vergnügen, denn die harten Bodenplanken drückten. Ich hatte kaum etwas zum Zudecken und fror jämmerlich. Das offene Cockpit war alles andere als bequem, aber ich hatte die Persenning darüber gezurrt und versuchte nun zu schlafen. Es dauerte lange, bis ich endlich et-

was eingenickt war, als mich polternde Geräusche, Quieken und Rennen an Deck wieder wach machten. Es waren Wasserratten, die nach etwas Fressbarem suchten. Ich schlug einige Male mit der Faust gegen die Persenning, dann ein Jumpen und Platschen über Bord, und ich hatte für eine Weile Ruhe. Leider wiederholte sich das Manöver noch mehrmals. Endlich graute der Morgen. Rasch machte ich ein bisschen Toilette, soweit das auf dem kleinen Boot überhaupt möglich war, und ging in das Gasthaus, wo meine Segelkameraden bereits am Früh-stückstisch saßen. Sie waren noch ein bisschen verkatert, weil sie am Abend noch etwas zur Brust genommen hatten. Das Wetter war recht günstig. Wir lichteten den Anker und segelten nun auf dem Atmathstrom dem Haff entgegen. Bald hatten wir Windenburg querab und das offene Haff vor uns. Aus alter Tradition wurde nun erst zur Begrüßung des Haffs ein tüchtiger Schluck aus der Flasche genommen. Wir nahmen Kurs auf Nidden und hatten das Haff bald überquert.
In Nidden aßen wir im Gasthaus Blöde zu Mittag, wo man uns schon kannte, sahen uns noch ein bisschen den Hafen an und gingen dann wieder unter Segel. Immer wieder waren für uns die Fahrten an den hohen Dünen der Kurischen Nehrung ein Erlebnis. Nun nahmen wir Kurs auf Schwarzort, wo schon viele befreundete Segler angekommen waren. Nachdem wir unser schmuckes Boot sorgfältig vertäut hatten, begaben wir uns in das Gasthaus und Hotel Emil Bolz. Der Inhaber war ein ehemaliger Tilsiter und freute sich immer, wenn Tilsiter Segler bei ihm einkehrten. Er hatte viele Fragen zu seinem schönen Tilsit.

Am Pfingstsonntag startete dann der Ball im Kurhaus, der nun alle Segler bei fröhlichem Tanz einige Stunden vereinte. Wir hatten vor, am nächsten Tag nach Memel weiterzusegeln. Das Wetter war günstig. Bei leichter Backstagsbrise kamen wir rasch vorwärts und waren bald in Memel. Wir machten bei dem herrlichen Bootshaus des Memeler Segel-Clubs fest. Besonders interessant war für uns der große Saal. Auf einer Konsole rund um den Saal waren Modelle sämtlicher Segelschiffe aus den Anfängen der Nutzung des Windes zum Segeln bis zu den großen Windjammern aus der Blüte der Segelschiffszeit aufgestellt. Nach einem Bummel durch das malerische Städtchen aßen wir in einem Gasthof Abendbrot und übernachteten dort auch. Am anderen Tage hieß es dann in der Frühe: Anker auf. Es wehte kräftig, wir konnten aber noch unter Vollzeug fahren. Nach ein paar Kreuzschlägen in dem Memeler Tief in Richtung Ostsee wendeten wir dann und nahmen wieder Kurs auf Schwarzort. Die Fahrt verlief ohne Zwischenfälle. Bei steifer Backsstagsbrise machten wir gute Fahrt und kamen am frühen Nachmittag wieder in Schwarzort an. Nochmals kehrten wir bei unserem Freunde Bolz ein, und es wurde ein lustiger Abend. Am nächsten Tag waren wir schon früh

Fischerhaus in Schwarzort.
Foto: Ingolf Koehler

Blick von der Windenburger Ecke auf das Kurische Haff. Im Vordergrund Fangnetze der Vogelwarte. Im Hintergrund links die Einmündung des Flusses Atmath in das Haff.
Foto: Peter Kempkens

auf den Beinen. Der Urlaub ging zu Ende, und wir wollten nach Hause segeln. Zuerst wurde mal der Himmel angeschaut. Der sah alles andere als freundlich aus. Dunkle Wolkenfetzen, steifer NO. Wir kamen zum Anlegesteg, wo wir eine Gruppe der einheimischen Fischer im Gespräch vorfanden, darunter auch den Fischmeister - ich glaube mit Namen Petersen oder Pietsch - ein Hüne von Gestalt von dem die Frauen ängstlich sagten, dass er selbst gegen den Durst Schnaps trinke. Aber ein famoser Mann, jederzeit hilfsbereit und ein Seemann von altem Schrot und Korn, dem wir stundenlang zuhören konnten. Als er hörte, dass wir nach Hause fahren wollten, sagte er nur: „Jungs fahrt nicht, wir kriegen schweres Wetter." Was nun? Mit meinen beiden Segelkameraden war es nicht so schlimm, sie waren selbständige Leute im Beruf, bei mir aber lag die Sache anders. Ich musste wieder pünktlich im Büro sein. Nach einigem Hin und Her beschlossen wir, die Fahrt zu wagen. Rasch wurde das Mittagessen eingenommen, wir gingen unter Segel. Der Wind nahm immer mehr zu. Solange wir im Schutz der Dünen segelten, ging es ja noch einigermaßen, sobald wir aber das freie Wasser erreicht hatten, ging es los. Unter dem Druck der Segel fing unser Boot an zu wiegen und zu geigen. Wir mussten das Großsegel raffen und die Sturmfock setzen. Eine Weile ging das so ganz gut, der Sturm wurde aber immer heftiger. Bei heftigen Böen mussten wir ganz vorsichtig manövrieren, um nicht vollzuschlagen. Eiskalter Regen setzte ein, der bald in Hagel und Schnee überging. Schließlich war ein Segeln nicht mehr möglich. Wir bargen die Segel und lenzten nun vor Top und Takel über das sturmgepeitschte Haff. Schließlich blieb uns nichts weiter übrig, als zu ankern. Wir waren bis auf die Höhe von Negeln auf der Kurischen Nehrung gekommen, manöverierten das Boot möglichst nahe unter Land und ließen den Anker fallen. Bange Minuten folgten. Wird der Anker halten?! Zum Glück hielt er. Aber was nun? Das offene, relativ kleine Boot war schutzlos gegen so einen schweren Schneesturm. Wir zurrten erst einmal die Persenning über das Cockpit und überlegten unsere Lage. Viel war da nicht zu überlegen. Wir hatten weder Ausrüstung für ein derartig schweres Wetter, noch Proviant, nur eine Flasche Kakaoliqueur, aus der wir ab und zu einen Schluck nahmen. Ohne einen Bissen zu essen, schmeckt das Zeug scheußlich. Ich konnte Zeit meines Lebens keinen Kakaoliqueur mehr trinken. Mir wäre sofort schlecht geworden. In dieser hoffnungslosen Lage blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten. Bei normalem Wetter flaut der Wind mit Einbruch der Dunkelheit meistens ab, ein Sturm dagegen frischt bei Sonnenuntergang noch auf. Wir krochen also verloren unter unsere Persenning. Der Wind heulte unheimlich in der Takelage, dazu das Schlingern und Stampfen des Bootes bei dem hohen Seegang. So gut es ging, richteten wir uns zur Nachtruhe ein. Das

war kein einfaches Unterfangen bei dem geringen Platz. Es folgte eine Nacht, die nicht enden wollte. Endlich graute der Morgen, keine Spur vom Abflauen des Sturmes, also an Segeln war nicht zu denken. Ab und zu hielten wir Ausguck, kein Schiff weit und breit. Im Laufe des Vormittags zog dann in großer Entfernung der Liniendampfer Cranzbeek - Memel an uns vorbei. Er war zu weit ab. Wir konnten uns nicht bemerkbar machen. Allmählich neigte sich auch dieser Tag seinem Ende entgegen, ohne dass sich an unserer Situation etwas geändert hätte. Wieder folgte eine ruhelose Nacht ohne Nahrung, ohne ein warmes Getränk. Am Morgen wurden wir durch einen Ruf „Boot ahoi" an Deck gescheucht. Unweit von unserem Boot dümpelte ein Polizeikreuzer des Wasserschutzes. Später erhielten wir dazu die Erklärung. Damals war der erste Vorsitzende des TSC Polizeihauptmann Wolf, dem die Tilsiter Wasserschutzpolizei unterstellt war. Zu seinem Revier gehörte neben dem Memelstrom mit Mündungsarmen auch das Kurische Haff. Als unser Boot nicht termingemäß zu Hause ankam und die Wetterlage zu größter Besorgnis Anlass gab, wurde Wolf von unserem wackeren Bootsmann Glaubitz gewahrschaut. Der schickte sofort einen Polizeikreuzer aus, um das Haff abzusuchen, der uns dann auch im Negel'schen Haken vor Anker fand. Wir waren natürlich hocherfreut. Eine Schlepptrosse wurde übernommen, wir stiegen an Bord des Polizeibootes, und die Schleppfahrt begann. Nun hat das Haff bei stürmischem Wetter hohe steile Wellen. Eine Weile ging die Sache ganz gut, dann ein Knall. Die Schlepptrosse war gebrochen. Langsam dümpelte der „Bajazzo" achteraus. Nun musste das Manöver wiederholt werden. Das Polizeiboot wurde vorsichtig längsseits manöveriert. Ich jumpte an Bord unseres Seglers, verband die Schlepptrosse mit einem fachmännischen Kreuzknoten, und wir konnten die Fahrt wieder aufnehmen, ganz vorsichtig, damit sich das nicht wiederholte. Die freundlichen Polizisten schlugen uns erstmal eine Portion Spiegeleier in die Pfanne, dazu gab's ein warmes Getränk, und so kehrten unsere Lebensgeister bald wieder zurück. Bald hatten wir die Atmathmündung erreicht und Windenburg querab an Steuerbord. Nun waren wir im ruhigen Fahrwasser. Uns konnte nichts mehr passieren. In Ruß wurde zwecks Mittagessen Station gemacht, und dann erreichten wir bald den heimatlichen Hafen. Zu Hause angekommen, sahen wir verweinte Gesichter. In Windeseile hatte es sich in der Stadt herumgesprochen: Die Segelyacht „Bajazzo" wird im Schneesturm auf dem Kurischen Haff vermisst. Zum Glück hat sich die Parole nicht bewahrheitet. *Ernst Mielke*

Bitte, geben Sie bei telefonischen Anfragen auf Anrufbeantworter für evtl. Rückfragen auch Ihre Telefonnummer an. *Die Redaktion Ihres Rundbriefes dankt es Ihnen.*

Ein Tilsiter Kriegsgefangener

Als Sanitäter in der Ukraine

Sonderbar, im Alter werden Erinnerungen wach, die lange, lange zurückliegen. Ich frage mich so manches mal, wie konnte ich als Soldat nur den Krieg überstehen. Für jeden Tag, den ich jetzt als 83jähriger mich gesundfühlend verbringe, bin ich sehr dankbar.
Im Mai 1945 geriet ich als Sanitätssoldat in der CSR in Gefangenschaft. In zwei Tagesmärschen ging es in ein Gefangenenlager nach Görlitz. Nach wenigen Tagen Aufenthalt fuhren wir, in geschlossenen Güterwagen, nach Russland. In der Stadt Brest, Grenzstadt Russland-Polen, bauten wir selbst unser Lager und arbeiteten auf dem Güterbahnhof beim Entladen der Beutezüge aus Deutschland. Im Juni 1946 ging es mit der Bahn in die Ukraine in die Stadt Sumy. Vom Bahnhof marschierten wir zum Stadtrand, und auf einer unbefestigten Straße hielten wir. Wie in der Kaserne, hieß es: rechts um. In Dreierreihen standen wir. Ich sah zwei russische Offiziere, die sich mit einem jungen kräftigen Burschen unterhielten. Ich habe ihn erstmalig hier gesehen. Er fragte uns, wer bei der Wehrmacht Sanitäter war, (sinngemäß vortreten). Vier Gefangene meldeten sich, darunter auch ich. Wir haben ja mehrmals Fragebogen ausfüllen müssen. Angaben zu Kampfeinsätzen gehörten dazu. Seit Oktober 1943 war ich als Sanitäter in einer Panzergrenadierkompanie (Schwadron), die im Brückenkopf Nikopol am Dnepr im Einsatz war. Bei den Rückzügen durch die Ukraine, Rumänien und Ungarn kam es zu erbitterten Kämpfen. Auch zu Nahkämpfen. Ich fragte mich nun, ob man mich als Sanitätssoldat für Kampfhandlungen verantwortlich machen will? Nein. Die zwei russischen Offiziere waren Militärärzte. Einer im Range eines Majors und der andere im Range eines Hauptmanns. Da ich am rechten Flügel der Kolonne stand, kamen beide Offiziere auf mich zu. Frage: „kak Familie?" Antwort von mir: „Karl, Franz Kudszus" Der Vorname des Vaters musste immer mit genannt werden. Die Frage wurde noch ein zweites Mal an mich gestellt. Dann hieß es: „Bis auf Kudszus alle zurücktreten." Man sagte mir, ich wäre ab sofort der Lagersanitäter. Wir marschierten dann wenige 100 m weiter und kamen in einem großen Betonbau unter.

Zum Sanitätspersonal gehörten die beiden russischen Militärärzte, zwei deutsche ehemalige Militärärzte, zwei russische Sanitäterinnen und ich. Mein Schlafraum war ein kleiner Raum mit Pritsche und Strohsack. Es wurde ein Behandlungszimmer und ein Krankenzimmer von uns Deutschen eingerichtet. Im Krankenzimmer standen sechs Betten mit Strohsäcken und Wehrmachtsbettwäsche. Neben dem Bett stand ein kleiner Nachttisch, und am Fußende hing die Fieberkurve.

Sumy, die Stadt in der Ukraine, in der sich einst das Lager der deutschen Kriegsgefangenen befand.

Nur ein deutscher Arzt und ich nahmen die Behandlung der Kranken nach der Rückkehr von der Arbeit ab 17 Uhr vor. Nur wenige Bestecke, die auch von mir sterilisiert wurden, waren vorhanden. Die meisten Gefangenen kamen mit Fleckmonen (Unterschenkelgeschwüre) zu uns. Für die Behandlung stand lediglich eine Flasche mit konzentrierter Kaliumpermanganat-Lösung zur Verfügung (übermangansaures Kali).

Die Lösung ist sauerstoffhaltig. Mit einem Pinsel wurde von mir der Wundrand bestrichen. Damit die Binde nicht auf der Wunde anklebt, habe ich die nicht offene Stelle mit Melkfett behandelt. Dennoch kam es nur sehr sehr langsam zur Verkleinerung der Wunde. Auch gab es Schweißdrüsenabszesse. In der Achselhöhle klaffte die Wunde, so dass ich in den Brustkorb sehen konnte. Das Anbringen einer Binde war beschwerlich, denn die Gefangenen mussten dennoch zur Arbeit gehen.

Selten kam einer der russischen Militärärzte zu uns ins Behandlungszimmer. Er setzte sich auf einen Schemel und schaute sich die Behandlung durch den Arzt und mir an. Wurde von unserem Arzt bei einem Gefangenen eine Lungenentzündung festgestellt, so kam er sofort in ein Bett im Krankenzimmer. Die beiden russischen Militärärzte kamen, und durch Klopfen mit dem Fingerrücken auf den Rücken des Kranken wurde die Diagnose des deutschen Arztes bestätigt. Nicht immer war es so. Die Meinungsverschiedenheiten von beiden Ärzten (einer sagte es wäre Lungenentzündung und der andere war der Meinung, es ist eine Rippenfellentzündung), wurden laut ausgetragen. Der deutsche Arzt wurde hinzugezogen, und was der dann sagte, galt. Für das Krankenzimmer waren die russischen Sanitäterinnen und ich zuständig. Im 12-Stunden-Rhythmus, wöchentlich, lösten wir uns ab. Nie kam ein Arzt zur Visite. Ich habe keinen gesehen. Der Kranke bekam sofort Sulfonamide, anfangs ca. 10 Tabletten. Alle zwei Stunden wurde dann Kampfer gespritzt, auch von mir. Die Sanitäterin, jung und schön und in meinem Alter von ca. 20 Jahren, gab mir auf Russisch beim Schichtwechsel Anweisungen, immer korrekt und niemals lächelnd. Wir beide verstanden uns dennoch. Ein Kamerad hatte mir aus grauem Papier ein Notizheft gefertigt. Darin trug ich mir meine Notizen ein. Es war Sommer und sehr warm. Ich nahm nach der Nachtschicht zwei Decken und legte mich auf dem Lagerhof in der Nähe des Postens neben dem Hochsitz nieder und gab ihm zu verstehen, dass ich mich hinlegen will. Er reagierte nicht darauf. Bevor ich mich hinlegte, habe ich mein Gesicht mit Melkfett eingerieben. Auf dem Rücken liegend, habe ich viele Stunden geschlafen. Als ich am Abend zur Sanitäterin ins Krankenzimmer zum Schichtwechsel kam, sagte sie zu mir fließend in deutscher Sprache: „Karl, woher bist du so schön braun?" Ich erklärte es ihr. Ich als Schwarzhaariger mit braunen Augen wurde immer sehr schnell braun.

Die zweite Sanitäterin, auch jung und schön, wurde nie zur Behandlung der Kranken herangezogen. Ich kam auch nie ins Gespräch mit ihr. Sie stand wohl als Reserve bereit. An einem Nachmittag, ich hatte Nachtschicht, wollte sie mit mir in die Stadt gehen. Wir gingen zum Ausgang des Lagers, und der russische Wachhabende wollte uns beide nicht herauslassen. Ein heftiger und lauter Streit entstand. Dann sagte sie zu mir:

„dawei" - und ich ging mit ihr aus dem Lager. Ich in blauer Kleidung, auf dem Rücken der Jacke die kyrillischen Buchstaben „WP" (Woyna Pleni = Kriegsgefangener) und mit Holzschuhen. Die Kopfhaare waren kurz geschnitten. Wir gingen in das Krankenhaus und ich sollte an der Rezeption warten. Nach kurzer Zeit kam sie wieder und wir gingen beide nebeneinander über den Basar. Dicht gedrängt gingen dort die Menschen. Von keinem wurde ich angerempelt oder mit Worten „bedient".
Zu meinen Aufgaben als Sanitäter gehörte auch, vor der Essensausgabe in der Küche aus dem Kessel eine Probe in eine ca. 30-ml-Flasche zu füllen und 24 Stunden in einem Schrank unter Verschluss aufzubewahren.
Es ist kaum zu glauben: Im Lager wurde von den deutschen Gefangenen die Operette „Das weiße Rössel" in drei Akten aufgeführt. Der Wolfgangsee wurde in Farbe dargestellt. Gelöste Tabletten dienten als Farbstoff.

Etwa 1000 japanische Kriegsgefangene befanden sich neben unserem Lager. Im August 1945 wurden sie in der Mandschurei von Russen gefangengenommen. In einem Brustbeutel am Körper oder in einer Tasche am Koppel trugen sie Heimaterde.

Das war ein Jahr meiner Gefangenschaft in Russland.

Im Juni 1947 räumten wir das Lager, und mit der Bahn ging es in die Stadt Dnepropetrovsk. Als Sanitäter war ich dort nicht tätig. Im Juni 1948 wurde ich von dort über das Lager Frankfurt/Oder nach Mecklenburg entlassen. Während meiner dreijährigen Gefangenschaft war ich nicht einen Tag krank.
Dies sind Erinnerungen eines Jahres in russischer Kriegsgefangenschaft. Ob es wohl noch Überlebende des Kriegsgefangenenlagers in Sumy gibt? Wir waren ja damals noch sehr jung. *Karl Kudszus*

Harry und die Bombennacht

So leicht war Johannes nicht aus der Fassung zu bringen und nach Aussage seiner Mutter leide er auch nicht unter Schlafstörungen oder sonstigen psychischen Merkmalen, die eventuell auf einen unruhigen Schlaf oder gar auf eine Schlaflosigkeit schließen ließen. Im Gegenteil: Johannes habe, wie sie sagte, eher einen gesunden Schlaf, sie müsse es schließlich wissen und war sich auch dessen ziemlich sicher. In dieser Nacht jedoch wurde Johannes von einer inneren Unruhe erfasst. Er konnte schlecht einschlafen, wälzte sich in seinem Bett von der einen auf die andere Seite, hob mehrmals seinen Kopf und lauschte angestrengt in die dunkle Nacht hinein und das geschah gewiss nicht grundlos. Bevor sich Johannes abends schlafen legte, öffnete er ge-

wohnlich, wie auch an diesem Abend, eines der Fenster des Wohnzimmers und schnupperte nach der klaren frischen Luft. Dann starrte er gebannt auf den sternklaren Himmel, den das sanfte Licht des Mondes hell erleuchtete. Eine wunderbare Nacht und ideale Voraussetzungen, meinte Johannes zu seiner Mutter gewandt, die soeben, selbst einen Blick nach draußen werfend, zu ihm ans Fenster getreten war. Für beide war der Blick aus dem Fenster fast zu einem Ritual geworden und das ging nun schon eine ganze Weile so. Sei sicher, die kommen heute Nacht, meinte Johannes zu seiner Mutter. Eine so klare Nacht hatten wir schon lange nicht mehr und trat einen Schritt zurück, während sie hinter ihm das Fenster schloss. Du wirst sehen, eine solche Nacht lassen die sich nicht entgehen, Voraussetzungen, wie für sie geschaffen und die idealer nicht sein könnten, meinte er. Du könntest Recht haben, Johannes, antwortete sie ihm, wir sollten uns vorbereiten und sie blickte nochmals besorgt in den nächtlichen Himmel. Beide hatten sie den gleichen Gedanken, dachten mit Entsetzen an die Russischen Bomber, die seit Monaten schon dieser Stadt ihre Aufwartung machten und überwiegend dann, wenn auch noch das Wetter mitspielte, wie heute Nacht. Meistens kamen sie kurz nach Mitternacht. Fast könne man die Uhr danach stellen und den Gerüchten zufolge kämen nicht nur die Russen. Auch die „Royal Air Force" mit ihren Lancaster-Bomben würde sich an diesem Inferno beteiligen und den weiten Weg bis hierher, in den letzten Winkel des Reiches wagen. Genaues darüber wusste niemand. Es war immer nur die Gerüchteküche, die unentwegt brodelte.

Auch in dieser Nacht vernahm Johannes als Erster dieses dumpfe monotone Dröhnen der anfliegenden Maschinen, die ihn aus seinem Halbschlaf rissen, noch bevor die Sirenen mit ihrem schaurigen Getöse den Fliegeralarm auslösten. Johannes sprang aus den Federn, weckte als erstes seine Mutter, schlüpfte eiligst in sein Turnzeug, rüttelte nebenan seine beiden Schwestern wach, die noch verschlafen und verstört wirkten. Sie waren beide jünger als er. Während Johannes sie beide zur Eile mahnte, schlüpften sie in ihre Kleider so schnell sie konnten, rannten dann mit der Mutter und den Nachbarn, die auch aus ihren Wohnungen getreten waren, die Treppen hinunter, direkt bis in den Keller, den man, abgestützt durch dicke Holzbohlen in einen Luftschutzraum umfunktioniert hatte. Bei einem Volltreffer, wusste Johannes, würden diese Stützen, mochten sie noch so dick sein, dem gewaltigen Druck der Detonation kaum standhalten. Es waren eher psychologische Gründe, die dafür sprachen, um all denen, die ihre Nächte in den Kellern zubringen mussten und dem Bombenhagel ausgesetzt waren, Sicherheit zu suggerieren, die es aber in Wirklichkeit nicht gab. Das Überleben ist vom Zufall abhängig, meinte er immer. Nur in Sekundenschnelle hatten sich

die fünf Familien des Hauses im Luftschutzraum versammelt, die Frauen hatten ihre Handtaschen mit den wichtigsten Dokumenten und den Lebensmittelkarten dabei. Im Raum war es dunkel. Nur eine kleine Kerze verhinderte die totale Finsternis. Man sprach auffallend leise untereinander, so als könnten die Flugzeugpiloten oder weiß der Teufel wer die Gespräche belauschen. Es war stets eine gedrückte Stimmung im Raum und kaum, dass man sich auf einen der Stühle - die wie im Warteraum eines Arztes angeordnet waren -, niedergesetzt hatte, detonierten auch schon die ersten Bomben und ein ängstliches Raunen erfüllte den Raum. Die alte Frau Szameitat, weit über achtzig, saß in sich zusammengesunken in einer Ecke, hielt die ganze Zeit über ihre Hände gefaltet und betete kaum hörbar das *Vaterunser.* Johannes jüngere Schwestern jammerten verängstigt und hatten sich in die Arme ihrer Mutter begeben, die sie laufend zu beruhigen suchte. Herr und Frau Wowereit: sie waren nicht mehr die Jüngsten - er ein pensionierter Beamter -, hielt die Hände seiner Frau fest umklammert, so als wollte er sie nie mehr loslassen. Auch sie zitterten um ihr Leben. Was allen zu schaffen machte, war die Machtlosigkeit, dem Bombenhagel ausgeliefert zu sein, ohne sich dagegen wehren zu können, hier unten in diesem finsteren Verlies, aus dem es kein Entrinnen gab!

Von allen in diesem Raum war Fritz Schimkus der Einzige, den das Getöse kaum berührte. „Angst" hatte er gesagt, Angst gäbe es für ihn nicht. Diese sei ihm vor *Verdun* abhanden gekommen. Monate lang habe er mit Kameraden im Artillerie-Feuer gelegen. Man wird abgestumpft, die Angst verflüchtigt sich. Er jedenfalls besäße diese Empfindung nicht mehr. Fritz Schimkus war 14/18 schwer verwundet heimgekehrt. „Krieg", sagte er immer, kann, weil es dort so grausam zugeht, nicht von Gott gewollt sein!" Bei den nahen Bombeneinschlägen bebte die Erde besonders stark und unwillkürlich zuckte man zusammen und jeder dachte sich in diesem Moment: die nächste Bombe wird doch hoffentlich nicht für dieses Haus bestimmt sein, und hoffte es immer dann, wenn diese verdammten „Reihenwürfe" näher und näher kamen und je näher sie kamen desto stärker „rumste" es und jeder von ihnen hielt den Atem an und holte erst wieder Luft, wenn - ja wenn es gerade noch mal gut gegangen war! Doch schon flog die nächste Welle heran und dieser folgte dann die Nächste. Es war ein einziges schreckliches Aneinanderreihen und schon begann dieses grausame Schauspiel von vorne. Zwischendurch ballerte die Flak mit ihren schweren Neun-Zentimeter-Geschützen los, die Johannes sofort an ihrem hohlen, unverwechselbaren Klang erkannte und ihnen in diesem Kellerraum das Gefühl gab, nicht völlig hilflos den Bombern ausgesetzt zu sein, obwohl auch das ein Trugschluss war, wie es sich herausstellte. Eine einzige Flakbatterie hatte auf einer Anhöhe

außerhalb der Stadt, nahe *„Gut Punkt"* Stellung bezogen. Viel ausgerichtet aber haben die nicht, und von einem Abschuss eines Bombers, hatte man auch nichts wahrgenommen. Doch es war irgendwie beruhigend, sie dort zu wissen. Harry hatte sich neben Johannes gesetzt, gleich am Eingang des Luftschutzraumes. Kohlmann, der Blockwart, zuständig auch für dieses Haus, hatte sie beide zu Hilfshauswarte ernannt, deren Aufgabe es war, Dachstuhlbrände, verursacht durch Brandbomben, zu verhindern. Falls sich Brandgeruch bemerkbar mache, sollten sie sofort nach oben zum Dachboden flitzen, um zu retten was noch zu retten war, hatte Kohlmann bestimmt. „Der hat gut reden", meinte Harry. „Glaubt der ernsthaft, wir riskieren im Bombenhagel unser Leben." Mit Wasser und Patsche sollten sie dem Feuer zu Leibe rücken, hatte es geheißen. Sand und mehrere mit Wasser gefüllte Eimer waren zuvor auf dem Dachboden deponiert worden. Johannes stieß Harry mit seinem Ellenbogen in die Rippen und flüsterte ihm etwas ins Ohr, und bevor es in diesem Halbdunkel überhaupt jemand wahrnahm, waren sie beide draußen und krochen, während die Bomben weiter runterprasselten, vorsichtig Schritt um Schritt die Kellertreppe hoch, bis hin zur Haustüre, die verschlossen war. Vorsichtig öffneten sie die massive Eichentür, so als vermuteten sie den Teufel dahinter. Und tatsächlich, es war da draußen, wie die Hölle nicht schlimmer sein konnte. Ein stark ätzender Brandgeruch schlug ihnen entgegen, der sich mit dem Staub der zerstörten Häuser vermischte. Es knisterte und brannte ringsumher, und sie erblickten ein leuchtendes Flammenmeer, das über der Stadt stand, ein furchterregender Anblick, der sie bestürzte.

Nach draußen wagten sie sich nicht, dazu ist die Luft noch zu „eisenhaltig", wie Johannes bemerkte. Sie blieben doch lieber im Eingangsbereich des Hauses und immer auf dem Sprung, zurück in den Keller, falls die Detonationen gefährlich näher kommen sollten, um nur kein Risiko einzugehen. Die Bomben aber fielen weiter und detonierten, wenn auch nicht in unmittelbarer Nähe. Einige der Häuser in der näheren Umgebung waren zerstört, wie Johannes mit Entsetzen feststellte, und die Villa auf der gegenüber liegenden Straßenseite, gab es nur noch als Ruine, aus der es noch qualmte und deren Holzgebälk gespenstisch zum Himmel ragte. Das Haus gehörte einem der Nachbarn, das einen Volltreffer abbekommen hatte und das noch am gleichen Abend dort friedlich im sanften Licht des Mondes gestanden hatte, als Johannes wie üblich, kurz vor dem Zubettgehen aus dem Fenster geblickt hatte. „Ob die wohl überlebt haben?", fragte Harry ihn. Johannes wusste keine Antwort darauf und zuckte nur mit der Schulter. „Schwer zu sagen!" meinte er, „man kann es nur hoffen." Über die Straße laufen um nachzusehen, durften sie nicht. Während eines Angriffs sollten sie das Haus

nicht verlassen, hatte Kohlmann ihnen eingebläut. Das sei viel zu gefährlich, zumal die Bomber immer noch ihre tödliche Fracht über der Stadt entluden. Im Hauseingang, bei geöffneter Tür stehen um zu beobachten, wie es rundherum krachte, war schon sehr gewagt und verdammt leichtsinnig, wie sie beide wussten, doch eigenartig, so richtig „Schiss" hatten sie nicht, obwohl ihnen schon mulmig zu Mute war. Sie waren schließlich Pimpfe, die waren doch hart wie Kruppstahl, wie ihnen nachgesagt wurde, neben weiteren positiven Eigenschaften, aber auch diese Eigenschaft trug lediglich zur Legendenbildung bei.
Plötzlich aber stockte ihnen der Atem. Das starke Rauschen einer sich nähernden Bombe hielt weiter an, so als rase diese direkt auf sie zu, und noch bevor sie überhaupt überlegen konnten, explodierte sie und gegenüber brach eine Villa auseinander, als wäre sie von einer riesigen glühenden Axt gespalten worden. Beide standen sie da wie gelähmt! und Harry rief nur: „Komm!" und rannte als Erster die Kellertreppe hinunter und in dem Augenblick, als Johannes ihm folgte, wurde er von der Druckwelle erfasst, die ihn die gesamte Kellertreppe auf seinem Allerwertesten hinunterfegte und er jede einzelne dieser Steinstufen auf seinem Hintern gespürt habe, woran er noch tagelang erinnert wurde. Es war zum ersten Mal, dass er wirklich „Schiss" bekam und es war der 20. April und Adolfs Geburtstag.
Harry und er versprachen sich, nie wieder den schützenden Luftschutzraum zu verlassen, es sei denn, das Dachgeschoss gerate in Brand. Dann mussten sie nach oben und dem Feuer zu Leibe rücken. An dieses Versprechen hielten sie sich. Es kam aber nie zu einem Einsatz. Das Haus am Ballgarden wurde bis zuletzt nicht getroffen. (Harry starb letztes Jahr im Alter von 77 Jahren.) *Dieter Kleipsties*

Grüße an die Heimat

- **Eine Flugblattgeschichte** -

Tilsit im Sommer 1943. Die Heeresgruppen Nord und Mitte können im wesentlichen ihre Stellungen halten, aber wie lange noch? Wenn ihre Fronten brechen, ist Ostpreußen und damit auch Tilsit in höchster Gefahr. Einen Vorgeschmack von der sich rapide verschlechternden Kriegslage haben die überraschten Tilsiter am 20. April, Hitlers 54. Geburtstag, erhalten, als unter dem Motto „Fackeln vom Rhein bis zur Memel" die rote Luftwaffe die Stadt bei Vollmond stundenlang und ungestört bombardiert und hierbei besonders das Gebiet um die Große Gerberstraße getroffen hat. Auch der allabendlich die Nachrichten des Reichssenders Königsberg mit Sprüchen wie „Alles Lüge", „Alles Goebbelspropaganda", „Tod den Faschisten", „Tod den Naziokkupanten" oder

„Die Rote Armee marschiert" störende sowjetische Propagandasender sorgt für Unruhe.
Es ist fast Mitternacht, als in Tilsit wieder einmal die Sirenen heulen. Sowjetische Störflugzeuge sind gemeldet. Auch im Hause Metzstraße 2 suchen die Bewohner den Luftschutzkeller auf. Nur ich stehe auf dem Treppenpodest vor der Haustüre und sehe verschlafen und gelangweilt in den klaren Nachthimmel in Richtung Ragnit. Alles ist totenstill. Mit einem Schlag bin ich hellwach. Genau dort, wohin ich schaue, durchziehen plötzlich feurige Perlenschnüre aus Maschinenwaffen die Nacht. Ich werde Zeuge eines Luftkampfes, der aber bereits nach Sekunden beendet ist. Eine Maschine flammt auf, bricht auseinander, und die brennenden Teile fallen zu Boden.

Am kommenden Tag nach der Schule fahren mein - leider im Jahr 1944 in Italien gefallener- Klassenkamerad Werner Kilies aus der Stiftstraße, und ich mit unseren Fahrrädern über die Königin-Luise-Brücke nordwärts. Irgendwie haben wir herausbekommen, dass das abgeschossene Flugzeug in der Nähe des Rombinus aufgeschlagen ist. In Mikieten biegen wir rechts nach Lompönen ab und dort, unweit von Bittehnen, finden wir das Flugzeugwrack, eine sowjetische Maschine, an der schon mehrere Lorbasse herumturnen und nach Souvenirs Ausschau halten. Auch wir beteiligen uns daran und werden bei dieser nicht ganz ungefährlichen Tätigkeit von den anwesenden Offizieren der Luftwaffe nicht im geringsten gestört. Sie geben bereitwillig Auskunft, dass sie hier seien, um dem deutschen Nachtjäger seinen Abschuss bestätigen zu können, um festzustellen, ob das Flugzeug aus sowjetischer Produktion oder aus einer westalliierten Lieferung stammt und ob es technische Neuerungen gibt. Alles was nicht niet- und nagelfest ist, wird von den Luntrussen abtransportiert, einer von ihnen zieht sogar mit dem zentnerschweren und total verbogenen Bug-MG davon, während wir uns mit MG-Gurten und Hülsen der 2-cm-Kanone begnügen. Sehnsüchtig schauen wir auf den am hohen Seitenleitwerk angebrachten Sowjetstern, der aber für uns unerreichbar bleibt, da das abgebrochene Heck der Maschine mit der in einem Drehkranz montierten Kanone kaum beschädigt ist. Schrecklich ist der Anblick der teilweise furchtbar verstümmelten Leichen der sowjetischen Flieger. Den Weg zu der abgeschossenen Maschine haben wir vor allem deshalb gefunden, weil kurz vor Lompönen plötzlich überall Flugblätter herumliegen, die offensichtlich aus der abstürzenden Maschine herausgeschleudert wurden. Vermutlich ist das Flugzeug in einem Augenblick abgeschossen worden, als seine Besatzung den Abwurf der Flugblätter überTilsit vorbereitete. Natürlich sammeln wir eine gehörige Menge ein und nehmen sie trotz des auch uns bekannten Verbots nach Hause mit. Sie sind überschrieben mit „Grüße an die Heimat", wo-

bei gotische Schrift verwendet wird und der Anfangsbuchstabe „G" als Initial gestaltet, d.h. verziert ist. Dann folgt in Schreibmaschinenschrift der Text:

> **„An die deutschen Offiziere und Soldaten an der Front! An unsere Angehörigen und Freunde in der Heimat!** Wir unterzeichneten deutschen Wehrmachtsangehörigen befinden uns in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Unser Leben ist in Sicherheit, und wir werden gut behandelt. Wir haben die Möglichkeit, nützliche Arbeit zu leisten. Unsere Lebensbedin= gungen sind vollkommen zufriedenstellend. Wir benutzen die Gelegenheit, unsere Vorgesetzten und Kameraden an der Front zu bitten, unsere Grüße an unsere Familien in der Heimat weiterzuleiten und ihnen zu schreiben, daß sie um uns ganz ohne Sorge sein können; uns erwartet nach Kriegsende ein frohes Wiedersehen in der Heimat."

Schließlich geben die deutschen Kriegsgefangenen eigenhändig ihre Personalien an (Vor- und Zuname, Wehrmachtseinheit, Beruf und Anschrift in Deutschland). Auf jedem Flugblatt einschließlich Rückseite waren es immer andere Namen. In Tilsit haben wir dann überlegt, ob wir, wie von den Sowjets in dem Flugblatt gewünscht, uns unter Hinweis auf unseren Fund an die Angehörigen der gefangenen Soldaten wenden sollten, haben es aber dann doch unterlassen, weil uns das Risiko zu groß erschien, mit der Macht des NS-Staates zu kollidieren. Bei der Besetzung von Tilsit durch die Rote Armee sind natürlich mit meinen anderen Andenken auch diese Flugblätter verlorengegangen.
Damit ist aber die Sache mit den „Grüßen an die Heimat" noch nicht beendet. Während eines Kuraufenthalts in Bad Kohlgrub fand ich in einem Buch über das Schicksal deutscher Soldaten in sowjetischer Gefangenschaft zu meiner Überraschung einen Abdruck der von mir im Sommer 1943 am Rombinus gesammelten russischen Flugblätter sowie eine Erklärung, warum die Sowjets sie verwandt haben. Um den Kampf- und Widerstandsgeist der deutschen Soldaten im Osten zu stärken, ließ die NS-Propaganda (Dr. Goebbels) verbreiten, dass die Sowjets grundsätzlich keine Gefangenen machten. Deutsche Soldaten, die in ihre Gewalt gerieten, würden misshandelt und ermordet. Die Russen wollten diesem Eindruck natürlich entgegentreten und erlaubten den deutschen Gefangenen Rote-Kreuz-Karten zu schreiben, die in Säcken gesammelt, über Schweden, die Schweiz oder die Türkei nach Deutschland gebracht werden sollten, wo die Annahme aber verweigert wurde. Daraufhin warfen sowjetische Flugzeuge die Karten hinter den deutschen Linien ab, wo sie aber von besonders zuverlässigen Kommandos der Wehrmacht eingesammelt und anschließend ungelesen verbrannt wurden. Danach warfen

dann die Sowjets die von mir gefundenen Flugblätter ab, um damit zu dokumentieren, daß Goebbels gelogen habe.
Soweit meine „Flugblattgeschichte". Es bleibt die Frage, ob auch andere Tilsiter den kurzen nächtlichen Luftkampf am östlichen Himmel beobachtet haben und in den Besitz der von mir beschriebenen Flugblätter gelangt sind . *Werner Henke*

Von der Schleusenbrücke zur Marienstraße

Auszug aus den Erinnerungen von Heinz Schmidt

Der Mühlenteich wurde durch eine Schleuse gestaut. Darüber führte die Ragniter Straße. Wie oft bin ich durch die Überlaufrohre gegangen und habe mir den Wasserfall in dem kleinen Hafen angesehen. Und wie oft kam mir später der Gedanke, warum dieser Wasserfall nicht genutzt wird.
Ging man nun die Ragniter Straße weiter, so kam man zu einem Platz, wo Zigeunerwagen Aufstellung nehmen durften. Mehrere Jahre habe ich diesen Weg zu den Zigeunern gemacht, und sie kannten mich. Ich spielte mit den Kindern, lernte rückwärts Radschlagen und war bei ihnen wie zu Hause. Die schönen Melodien auf der Geige habe ich noch heute im Ohr.
Später, als wir verzogen waren, kamen sie noch immer zu meiner Mutter und bekamen immer einen Zehrpfennig mit.
Am 15. Oktober jeden Jahres fing der Winter an. Dann hat es zum erstenmal geschneit. So auch 1925. Vater Adolf kam bei Dunkelheit vom Dienst. Er kam die Ragniter Straße in Richtung Mühlenteich-Schleuse. Es hatte sich ein starker Wind eingestellt, und die Straße wurde spiegelglatt. Kaum war er über die Schleuse gegangen, da wurde er vom Wind erfasst, der vom Strom durch den kleinen Hafen sehr heftig blasen konte. Er konnte sich auf dem sehr breiten Fußgängerweg nicht halten, seine Kleidung wirkte als Segel, und so segelte er schwankend auf die Ecke des Hauses der Gastwirtschaft zu, genau gegen den Briefkasten. Den Rest des Weges bis nach Hause musste er auf Händen und Füßen kriechend zurücklegen. So heftig konnten die Winde sein.
Unsere Mutter hatte gerade die steile Treppe zum Hof mit Wasser gewischt. Durch die Nähe der Außenluft bildete sich auf den Stufen eine leichte Eisschicht. Diese wurde von unserem Vater behend überwunden. Doch nun musste das Schwein, welches in einer Stallung auf dem Hof gehalten wurde, gefüttert werden. Vater nahm beide Eimer in die Hände und versuchte, die steile Treppe hinunter zu gehen. Mit einmal rutschte er aus und sitzend segelte er hinunter. Jeder wird nun glauben, die

Eimer wären leer geworden. Nein, nein. Unser Vater war sehr flink in kri-

tischen Situationen. Er hatte die beiden Eimer mit dem Schweinefutter hochgehalten und so im Gleichgewicht, dass gar nichts verschüttet war.

Alles war knapp in dieser Zeit. Zum Brot, das selber in den Stubenöfen gebacken wurde, wurden gesiebtes Sägemehl und Kartoffeln hinzugesetzt. Es wurde aus Schweineroggenschrot gebacken. Duftete herrlich, immer, auch wenn es älter geworden war, und es hatte eine schwarzbraune Farbe. Dieser Brauch wurde eingehalten, bis ich die elterliche Wohnung verließ. Solch ein Brot, mit Sauerteig zubereitet, konnte man nicht kaufen. Ein richtiges Bauernbrot.
Plötzlich wohnten wir 1925 in der Marienstraße 11a: Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung mit Bad, Küche, Speisekammer und Warmwasser im Bad vom Durchlauferhitzer und ein kleiner Gasheizofen, der nie benutzt wurde, aus Ersparnisgründen.
Der Gebäudekomplex war auf einem ehemaligen Friedhof errichtet worden. Die Straße vor den Gebäuden auf dem Hofe rundherum diente als Trainingsstraße zum Radfahren. Doch reichte das bald nicht mehr aus. Ich fuhr später jeden Morgen zur schneefreien Jahreszeit in den Stadtwald und war um sieben Uhr wieder zurück zum Milchholen und Kakaokochen. Das war lange Zeit mein Amt.
Jetzt begann eine Zeit, die mein Bruder Gerd vielleicht schon mit offenen Augen miterlebt haben könnte.
Gleich ging ich in einen Chor und wurde gesanglich geschult. Für die Auftritte erhielt ich monatlich acht Mark und weniger, je nach Teilnahme. Und das war viel Geld. Die Frau Kleeschnitzki in der Schule in der Ragniter Straße hatte ich ungern verlassen und kam nun in die Merwischer Schule zu Herrn Döllert. Ihm habe ich viel zu verdanken. Er ist es gewesen, der mich auf eine höhere Schule gebracht hat. Er war es, der mir schon den Abgang zur höheren Schule um ein Jahr verkürzen wollte und gab mir unentgeltlich Nachhilfestunden. Doch die Behörde hat wohl nicht mitgemacht. So kam ich dann zur Oberrealschule und machte einigermaßen Fortschritte. Mir konnte ja niemand helfen. Ich musste alles, aber auch alles allein ausknobeln. Und das war schwer.
Schularbeiten wurden grundsätzlich gleich nach der Schule gemacht, und dann war der Tag sorgenfrei und konnte nach Belieben genutzt werden.
Wie mein Bruder Werner, erhielt ich unentgeltlichen Geigenunterricht und kam bis zur 2. Schule. Dann spielte ich Flöte und war im Schulorchester eingegliedert, doch nicht lange. Ich begann zu singen. Musikdirektor Wilhelmi und der Gesangslehrer Kutzner unterstützten mich sehr.
In der schweren Zeit 1928/29 ging ich mit einer Klappstulle zur Schule. Darauf war Margarine und etwas Zucker gestreut. Ich durfte mit Geneh-

migung von Direktor Kerner Stunden geben und durfte fünfzig Pfennig bezahlt nehmen. Alles wurde mir schriftlich gegeben.
Zuerst hatte ich monatlich etwa drei Mark und fünfzig Einnahme dadurch. Doch sprach sich mein Erfolg herum, und ich kam manchen Monat auf fünfzehn Mark. Da musste man flink auf dem Fahrrad sein, wenn man noch eigenem Vergnügen nachgehen wollte. Und es ging.

Um halbzwei Uhr machte der Fischmarkt Schluss. In zehn Minuten war ich nach Schulschluss dort und kaufte nach Marktschluss die billigsten besten Fische. Immer so etwa 25 Pfund.
Nach Hause, abgeladen und dann gleich zu Tante Romanowski auf Pump eingekauft und dann zurück. Jetzt erst begann meine eigene Planeinteilung.
Herrman Romanowski war ursprünglich Zellstoffarbeiter. Doch ihm wurde wegen politischer Tätigkeit gekündigt. Romanowskis kauften sich einen ganz kleinen Lebensmittelladen, zahlten ihn ab und bauten ihn nach und nach aus. Seine Gesinnung hat er bis zu seinem Tode behalten und war mit Onkel Leo einer Meinung.
Musikdirektor Wilhelmi förderte mich im Gesang und übte mit mir viele Galgenlieder von Morgenstern und Eugen Roth ein. 1930 etwa durfte ich durchs Telefon für den Rundfunk zum ersten Male singen. Es gelang gut, und ich erhielt dafür zehn Mark fünfzig.
An unserer Schule hatten wir gute Lehrer, bis auf einen, wie sich später, nach 1933, herausstellte.
Von Jahr zu Jahr wurde die Freizeitbeschäftigung immer umfangreicher. Ich ging als nichtzahlendes Mitglied in den Deutschen Luftfahrer verband, bekam Unterricht im technischen Zeichnen und in Metall- und Holzarbeit. Ich entschied mich für Holz. Nun bauten wir unsere Segelflugzeuge im Keller der Berufsschule selber.
Ein alter Mercedes wurde aufgetrieben, und auf dem sieben Kilometer entfernten Flugplatz machten wir unsere ersten Rutscher. Der Mercedes diente als Windenschlepp. Es ist dies eine der schönsten Sportarten, die ich kennengelernt habe. Ich brachte es bis zur C-Prüfung. Doch sollte alles anders kommen.
Der Musiklehrer Heyn von der Merwischer Schule gab mir unentgeltlich Geigenunterricht und lehrte mich, die Heimatlieder zum Solo-Vortrag zu singen. Unser altes Heimatlied schrieb 1924 ein Dorfschullehrer nicht weit vom Haff.
Es war im $^{12}/_{4}$-Takt geschrieben und entsprach ganz der Mentalität der Menschen und der Landschaft. Im April 1934 hörten wir es dann plötzlich überall in allen Rundfunkstationen als Ostseelied im $^{3}/_{4}$ Takt. Wir waren erbost bis heute.

Eingesandt von Lothar Bartoleit

Überschwemmung der Memelwiesen und der Schaktarp

Mit dem Eisgang wurde der Strom auch breiter. Soweit das Auge reichte, war auf der gegenseitigen Seite nur Wasser zu sehen. Hin und wieder, mitten im Wasser, ein Gehöft. Jetzt wurden die Kähne herausgeholt, und Einkauf und Schulweg mussten auf dem Wasserwege geschehen. Es kam nun aber des öfteren vor, dass leichter Frost wieder einsetzte. Es bildete sich eine Eisdecke, nicht so stark, dass sie hätte Menschen tragen können, aber doch so stark, dass mit dem Kahn kein Weiterkommen war. Die Bauern auf ihren Gehöften mit dem Vieh waren abgeschlossen. Schaktarp, so nannten wir diese Zeit.

Stieg nun das Wasser noch höher, dann musste das Vieh die Treppe hinauf unter den Dachgiebel gebracht werden. Auch für solche Zeit musste vorgesorgt werden und schon beim Bau der Gehöfte Berücksichtigung finden.

Schaktarp wurde immer in der Zeitung bekanntgegeben, und in der Schule sprachen wir darüber.

Einen Vorteil hatte die jährliche Überschwemmung der Wiesen. Der Strom brachte kleinste Partikelchen feinen Bodens mit sich, die den Boden düngten. Und die Wiesen trugen im Sommer ein saftiges gutes Heu und gaben dem Vieh ein gutes Futter und damit viel und gute Milch. Die Käsezubereitung wurde zum Erwerbszweig, und es gab guten Käse. Er wurde bekannt.

Am 24. April war Storchentag. Meist schneite es noch einmal handtellergroße Flocken und dann kamen die Störche. Auf jedem Gehöft, weit und breit ein Storchenpaar, sie gehörten zur Familie und waren geschützt. Das wussten sie.

Nach und nach zog sich das Wasser zurück.

Die Bauern bereiteten sich auf die Bestellung der Felder vor, öffneten die Mieten, die Bienen begannen zu fliegen und suchten sich Nahrung bei den Gehölzen, die vor dem Laubausbruch blühen. Diese Gehölze wurden auch geschont, und jedes Kind wurde darauf aufmerksam gemacht und wuchs so mit der Natur, mit ihrem dargebotenen Reichtum auf.

Deshalb genügten in der Schule schon behutsame Hinweise, die immer mit dem Nutzen für alle verknüpft waren. So musste es heute überall sein, und alle Sorgen um den Bestand der Menschheit würden kleiner werden.

Viele finden den Winter schrecklich, weil sie nicht mehr genügend mit der Natur verbunden sind. Doch damals waren wir zur Erhaltung des Zusammenseins auf die Kapriolen des Naturgeschehens angewiesen und auch abhängig, da war es die erste Pflicht, in der Familie zusam-

menzuhalten und sich gegenseitig moralische Hilfe und dem Vermögen entsprechend Beistand zu leisten. Dieses war damals gang und gäbe, und es müsste mit dem Fidibumm zugehen, wenn diese gute, bewährte Tradition heute keine Gültigkeit mehr haben soll, d.h. immer noch fester zusammenrücken und sich gegenseitig fördern.
Die Weisheit pflegen, heißt nicht stehen bleiben. Alles tun, damit die emotionalen Bindungen sich auf höherem Niveau festigen. Ist es das? Dann haben wir das begriffen, was der Schreiber gemeint hat. Dieses: teile und herrsche, darf es bei uns nicht geben. Auf einem schmalen Strich haben wir Niveau und nun heißt es, verbreitern, damit das bißchen Leben in Frieden auch einen Sinn gehabt hat.
Die Störche sind da (heute ist der 24. April, während ich schreibe), nun wollen wir mit den Erlebnissen wieder in der gleichen Reihenfolge in den Frühling gehen. Froh im Sinn, ein offenes Herz für alle Liebe, die ein Leben ohne Krieg nur geben kann. *Heinz Schmidt (1917-1992)*

Einmal richtig satt geworden

Abgespannt und hungrig war ich auf dem Weg vom Realgymnasium über den Viadukt, die Yorkstraße, Waldstraße, den schwarzen Weg, die Friedrichstraße bis zur Ecke gekommen, wo der Kaufmann Schallok sein Geschäft hatte. Gleich um die Ecke, in der Blücherstraße, war die Bäckerei, deren Name mir nicht mehr gegenwärtig ist. Vor dem Schaufenster blieb ich stehen. Ein Freund gesellte sich zu mir.
Sehnsüchtig blickten wir beide auf die Brötchen und Schnecken und auf das, was da noch an Köstlichkeiten vor uns lag. Da knurrte uns der Magen fast hörbar, und das Wasser lief uns im Mund zusammen. Wie wir da so standen, machten wir eine tolle Entdeckung: Unter dem Eisengitter eines abgedeckten Lichtschachtes von einem Kellerfenster lag eine rosafarbene Karte für Feingebäck. (Die Brotkarten waren meiner Erinnerung nach dunkelrot.) Noch keine Marke war von der rosa Karte abgeschnitten. Wie kommen wir nur an dieses verheißungsvolle Papier ran? Auf den Feldern neben der Blücherstraße befand sich eine Baustelle. doppelstockige Baracken sollten dort entstehen. Wir suchten und fanden eine dünne Holzleiste, lang genug für unser Vorhaben. Zum Teeren der Dächer hatten die Dachdecker dort eine Tonne mit aufgewärmtem Teer stehen lassen. Da tauchten wir die Spitze der Latte ein. Die Latte passte durch das Eisengitter und reichte auch bis unten. Welch Glück! Die Karte blieb kleben. Wir konnten sie litten. Und dann kauften wir ein für die ganze Karte: eine Riesentüte mit Hörnchen, Schnecken, Mohn- und Streuselkuchen. Jetzt benötigten wir nur noch ein ruhiges Plätzchen.

Die Köstlichkeiten wurden mit Wonne verschlungen. Mühe machte das nicht. Das Gefühl tiefer Befriedigung stellte sich ein. Einmal in der Kriegszeit sind mein Freund und ich richtig satt geworden.

Günter Haupt

Die Geisterstunde!

Anfang September war ja bekanntlich in jedem Jahr das Jahrmarktsfest in Tilsit; in der Deutschen Straße, Fletcherplatz, Ludendorffplatz usw. Na ja, da mussten wir Jungs doch dabei sein. Da ich in der Jahrmarktswoche auch immer Geburtstag habe, bin ich vorher noch immer zur Oma geradelt, die gleich neben unserer, der Schwedenfelder Schule wohnte. Zum Geburtstag und anlässlich des Jahrmarktes gab es ein paar 50ziger in ein Taschentuch eingeknotet von der Oma. Das Fahrrad bei der Oma im Garten abgestellt, gings dann mit der Elektrischen, wie wir damals sagten, zum Rummel. Da waren u. a. Steinpflasterbuden, Achterbahn, Steilwandfahrer und Losbuden. Es gab alles, was ein junges Herz begehrte. Von den vielen Eindrücken verging die Zeit wie im Fluge. Bald wurde es dunkel, und die vielen bunten Glühbirnen, damals ein seltener Anblick, wurden eingeschaltet. Im Nu war es nun auch schon 22 Uhr geworden. Geld war ausgegangen, also ab nach Mama. Von der Straßenbahn-Endstation, noch ein Fußweg von 15 Minuten bis zur Oma. Ich musste ja noch mein Fahrrad holen.

Mittlerweiler war es nun auch schon 23 Uhr geworden. Um den Weg abzukürzen, gab es eine Möglichkeit über den Schillgaller Friedhof zu gehen, der an der Niederrunger Straße lag. Ja, über den Friedhof mitten in der dunklen Nacht? Angst kannte ich nicht. Mit 12 Jahren war ich schon ganz schön mutig. Ich war weder abergläubisch noch beeinflussten mich die Schauermärchen, die uns die ältere Generation manchmal erzählte. Geister und Spukgeschichten konnten mich nicht beeindrucken. So beschloss ich, den Weg über den Friedhof zu gehen. Schon nach wenigen Metern kamen ganz andere Gedanken auf. Die großen Bäume, Tannen und Büsche machten alles noch viel dunkler. Die Tannen bewegten sich gespenstisch. Der Weg im Hauptgang, etwa 150 m, schimmerte nur schwach als grauer Streifen. Nun doch Angst? Mein Gott dachte ich, wenn sich jetzt mitten auf dem Friedhof ein Grab auftut und der Geist nach mir grabscht. Ich versuchte schneller zu werden; aber die Angst stieg. Plötzlich ein Schlag ans rechte Bein. Eiskalt zuckte es durch den ganzen Körper. Von Panik ergriffen, stürmte ich dem Ausgang zu. Zu allem Entsetzen war das schmiedeeiserne Tor mit den schwertartigen Spitzen verschlossen. Trotzdem gelang es mir, das Tor zitternd zu überklettern. Auf dem angrenzendem Feld angekommen, dachte ich, das wäre geschafft, dem bist du noch einmal entkommen.

Doch plötzlich geriet ich ins Stolpern und kam kaum von der Stelle. Oh Schreck, ging es mir durch den Kopf, jetzt hat er dich doch noch erwischt. Dann merkte ich aber, dass ich mich in etwas verheddert hatte. Meine Schuhe hatten nämlich in der obersten Schnürreihe 6 Haken. Mit diesen hatte ich mich im Blumendraht verheddert. Ich war über den Sammelplatz für alte Kränze gelaufen, die man hier ablegte. Nun noch etwa 400 m, mit keuchendem Atem erreichte ich Omas Haus. Völlig verausgabt klopfte ich an Tür und Fenster. „Oma mach' schnell auf." „ Was ist los, wo kommst du jetzt mitten in der Nacht her?" „Mensch Oma", sag ich, „ich bin eben übern Friedhof gekommen und da hat sich wohl ein Grab aufgetan und der Geist wollte nach mir greifen." „Na, na, so etwas gibt's ja gar nicht. Willste hier schlafen bleiben?" „Nein Oma, Papa und Mama warten bestimmt schon auf mich." Zuhause angekommen, habe ich die ganze Nacht kein Auge zugemacht. Ich grübelte und rätselte die ganze Nacht, wer mir wohl da auf dem Friedhof an die Wäsche wollte. Am anderen Morgen als die Sonne so freundlich schien, bin ich guten Mutes zum Friedhof gefahren. Ich wollte sehen .welches Grab sich da wohl aufgetan hatte. Es herrschte tiefe Stille. Was sehe ich da in der Mitte des Hauptganges - die Wasserstelle mit Abfallkiste. Dort liegt eine Gießkanne - früher noch aus Zinkblech. Das war des Rätsels Lösung. Die Gießkanne hatte ich in der Nacht umgerannt. Von da an hatte ich nun wirklich keine Angst mehr. *Alfred Pipien*

Der beschwippste Weihnachtsmann

Weihnachten ist wohl für alle Kinder das schönste Fest des Jahres. Und so war es auch bei mir. Bei uns in Ostpreußen war es Sitte, dass am Heiligen Abend der Weihnachtsmann zu uns Kindern kam, um uns die Geschenke zu bringen.

Aber auch die Adventszeit war schon sehr aufregend, da roch es überall nach Lebkuchen, nach Honig und frischgebackenen Plätzchen. Marzipan wurde gemacht, wobei ich meiner Mutter helfen durfte, denn die heißgebrühten Mandeln mussten von der Schale befreit werden. Diese Arbeit stand mir zu. Das war vielleicht ein Spaß, denn die Mandeln flutschten so schnell aus der Schale, dass sie nicht immer in den Topf fielen, sondern im hohen Bogen durch die Küche sausten. Meistens durfte ich sie dann aufessen, aber meine Mutter passte schon auf, dass es nicht zu viele wurden, denn auch von den anderen guten Sachen naschte ich kräftig mit und musste natürlich aufpassen, dass ich mir nicht den Magen verdarb. Schließlich wollte ich nicht ausgerechnet zu Weihnachten mit Bauchweh im Bett liegen. Rechtzeitig zum Fest waren dann alle Lebkuchen, Pfeffernüsse und das Marzipan fertig.

Endlich war es dann so weit, die Tür zum großen Wohnzimmer, die vorher abgeschlossen war, weil dort die Vorbereitungen für den Heiligen Abend getroffen wurden, sollte bald geöffnet werden. Meine Mutter zog mir mein bestes Sonntagskleid an, ich bekam eine große Schleife ins Haar gebunden, die Fingernägel wurden noch einmal nachgeschaut, und gespannt wartete ich auf das Glöckchen das erklang, ehe sich die Tür öffnete. Da war's. Ganz zart hat es gebimmelt. Die Tür ging auf, und da stand er dann vor mir, der Weihnachtsbaum! Wie schön war er! Oben an der Spitze war ein silberglänzender Stern befestigt, an dem viele kleine Glöckchen hingen. An den Zweigen sah ich schwebende Engel mit glitzernden Flügeln. Kleine silberne Trompeten hingen am Baum. Pferdchen mit langen, weißen Schweifen und überall Lametta, das von den hell brennenden Kerzen nur so blinkte und blitzte. - Ich schaute ganz andächtig auf den Weihnachtsbaum und hätte fast das Poltern an der Haustür überhört. Aber da sagte mein Vater schon: „Ich glaube, der Weihnachtsmann kommt!" Und richtig! Ich hörte, wie er mit seinen dicken Stiefeln feste aufstampfte, um den Schnee abzuklopfen und die Treppe heraufpolterte. Eigentlich hatte ich ja keine Angst, aber im Magen kribbelte es doch ein bisschen und rasch ging ich noch einmal mein Sündenregister durch: Hatte ich nicht manchmal so ein ganz klein bisschen geschwindelt? Und durch das Schlüsselloch in der Tür zum Weihnachtszimmer hatte ich auch heimlich geguckt. Hoffentlich wusste der Weihnachtsmann nichts davon, aber vorsichtshalber rutschte ich doch ein wenig näher an meine Mutter heran. Inzwischen hatte mein Vater die Haustür geöffnet und rief: „Fröhliche Weihnachten, lieber Weihnachtsmann!"

Und da stand er dann vor mir, der Weihnachtsmann. Er hatte einen langen Kutscherpelz an, eine Pudelmütze auf dem Kopf, dicke gestrickte Fausthandschuhe und trug auf seinem Rücken einen Sack, in dem hoffentlich auch für mich etwas drinsteckte. Ein langer, weißer Bart verdeckte fast sein ganzes Gesicht, aber ich hatte auf einmal überhaupt keine Angst mehr, denn seine freundlichen hellblauen Augen erinnerten mich doch stark an Herrn

Naujoks von der Gepäckabfertigung des Tilsiter Bahnhofs, der meinem Vater öfter half, Holz zu sägen oder zu hacken und der sich auch sonst bei uns nützlich machte. Aber da sagte der Weihnachtsmann schon zu mir: „Na Ros'che, hast auch e Jedicht jelernt?" Rasch stellte ich mich neben den Christbaum, machte einen besonders tiefen Knicks und sagte mein Gedicht auf:

> „Lieber guter Weihnachtsmann, schau mich nicht so böse an,
> stecke deine Rute ein, ich will auch immer artig sein!"

Als ich dann älter wurde und in die Schule ging, wurden die Gedichte natürlich viel länger und schwieriger zum Auswendiglernen, aber an dieses erste kann ich mich noch gut erinnern. - „Das hast du aber scheen jesagt. Na, denn woll'n wir mal kucken, was fier dich in meinem Sack is." Er holte den Sack von seinem Rücken und teilte die Geschenke aus. Ach, was da alles zum Vorschein kam - ein Malbuch und Buntstifte, Lebkuchen und Honigkuchen und zum Schluss - eine Puppe. Diese Puppe hatte genau so ein Matrosenkleid an wie ich und auch eine Matrosenmütze auf dem Kopf. Sie konnte „Mamma" sagen und sogar die Augen zumachen, wenn man sie hinlegte. Ich war so mit meinen Geschenken beschäftigt, dass ich beinahe vergessen hätte, die Weihnachtslieder mitzusingen. Papa fragte den Weihnachtsmann, ob er ihm ein Gläschen Glühwein anbieten dürfe, denn seine Beine wären doch sicher vom vielen Laufen durch den Schnee eiskalt. Und während der Weihnachtsmann genüsslich seinen heißen Glühwein schlürfte, setzte sich Mutti ans Klavier. Papa holte seine Geige, und gemeinsam sangen wir ein Weihnachtslied. „Seer scheen", sagte der Weihnachtsmann, „aber de Hände, de Hände!" Papa genehmigte ihm noch ein Gläschen für die rechte kalte Hand und noch ein Gläschen für die linke kalte Hand, während wir fleißig ein Weihnachtslied nach dem anderen sangen, bis unser Repertoire erschöpft war. Ich wunderte mich, warum Papa so ein bisschen nervös wurde und immer öfter seine Taschenuhr zog und dann meinte er recht energisch, wie es sonst so gar nicht seine Art war: „So, lieber Weihnachtsmann, nun wird's aber Zeit, die anderen Kinder warten auch auf Sie und wir wollen noch zu den Großeltern!" - „Ach", ließ der Weihnachtsmann verlauten, „das eilt nich so". Aber mein Vater schnappte ihn sich am Arm und half ihm aus dem bequemen Ohrensessel. Scheinbar waren die Beine des Weihnachtsmannes vom langen Sitzen ein wenig steif geworden, denn er schwankte hin und her, aber Papa geleitete ihn zur Haustür und wir hörten, wie der Weihnachtsmann holpernd und stolpernd die Stufen hinunterstieg und dabei mit lauter Stimme sang: „O du fröhliche, o du selige gnadenbringende Weihnachtszeit!"

Rosemarie Lang

Et wär emoal e kleenet Hanske (Keen Märke)

Et es all 70 Joahre her,
passeerd mi doch een groot Malheur.
De Lehrersche säd lange schon,
et kam een Mann, sien Noame Cohn.

So eener kömmt met Kröte, Schlange,
uk Oape hat he oppe Stange
un kleene Deere, de em Zoo,
he romschleppt un makt Kindersch f

2 Dittkes send denn to berappe,
damit de Schau kann richtig klappe.
De Deere motte uk wat freete,
de Deerfrind brukt dat Jeld tom Eete.

Fix kam de Dag vom Biolog,
der inne Turnhall sek verzog.
He stellt doa siene Kiste hen
un luert opp de Kinderken.

De Lehrersche, se secht vorher,
de Dittkes bringt mi boald moal her.
Nur eck, eck hadd se doch vergäte
un mußd bestroaft em Zimmer säte.

Eck wull oam nächste Dag betoahle,
dat tat de Paukersch nech jefalle.
De Ooge wäre ganz verschwömme,
weil se mi nech hadd metgenomme.

Eck huckt verschichert inne Klass,
de Beeker un dat Heft war naß.
Doch während eck so simmeler,
steiht LOTTE KOHSE inne Dar.

Dat war COUSINCHEN ute Achte,
de mi de beede Dittkes brachte
un bi dat Frailein Lehrerin
Försprach hielt-dat met Gewinn!

De oaber schubst mi inne Eck
tom stoahne inne Näh' vom Reck.
Gehört, gesehne häw eck wenig.
Herrje! - Eck fühld mi wie e Keenig.

Ben eck em Zirkus oder Zoo,
denn freit mi dat, so oder so.
De Episod föllt mi denn en,
bi oole Mensche ward dat ähnlich sen.

Hans Petereit

Die Deutschordenskirche und der Panzer

Ein Russlanddeutscher ist nach 37 Jahren wieder in Tilsit

Ich möchte eine kleine Geschichte erzählen. Vielleicht ist sie ein winziges Mosaiksteinchen in unserem Bild von der Heimat. Dieses Bild sehen wir alle farbig und lebendig vor unserem inneren Auge, aber gerade deshalb ist es veränderlich. Es kann ganz nahe sein aber auch an Deutlichkeit abnehmen, weil die Zeit versucht, Schichten des Vergessens darüber zu legen. Gemeint ist die erlöschende Erinnerung an die Heimat, wenn wir nicht mehr sind. Aber ein kostbares Ding behält seinen Glanz auch unter einer Kruste. Deshalb lohnt es sich auch heute noch, ein Steinchen hinzuzufügen, denn später kann es vielleicht einmal die Geschichten um die Deutschordenskirche in Tilsit abrunden helfen.

Also am 5. Dezember, einen Tag nach dem 2. Advent 2005, fahren wir auf schneenasser Chaussee von Gumbinnen nach Tilsit. Am Steuer sitzt Viktor K. Nach einigen Besuchen bei unseren Partnergemeinden in der „Oblast" durch unseren Freundeskreis, brennt er darauf, Tilsit wiederzusehen, denn dort war er von 1965 bis 1968 Soldat der Sowjetarmee. Das ist nun lange her, und inzwischen ist viel Wasser die Memel heruntergeflossen, auch die Wolga, auch die Spree. Viktor teilte das Los der Sowjetbürger und der Russlanddeutschen. Sie wurden vertrieben und verschoben, mal siedelten sie am Kaukasus, mal verschlug es sie nach Sibirien. Seit dem Jahr 2000 wohnt er in Fürstenwalde in Brandenburg. In Deutschland lebt man schlecht und recht, die Sehnsucht wird zum ständigen Begleiter. Hier sehnt man sich nach Russland, dort sehnt man sich nach Deutschland.
Wir Vier im Auto erzählen uns dies und das, was wir von unseren Eltern oder aus Büchern wissen. Wir haben Landkarten und Stadtpläne, wir ordnen unsere Kenntnisse den Dörfern zu: „Ach, hier hat doch ..." oder „Dort stand früher . . ." Wir nehmen auch unser Ziel vorweg, die Luisenbrücke und die Ordenskirche, die dicht an der Brücke stand. Plötzlich stutzt Viktor und platzt heraus: „Die Kirche?? Die habe ich mit meinem Panzer abgerissen!" „Waaas?" staunen wir. „Na ja", fährt er fort, „die Mauern mit einem Seil und mit dem Panzer runtergerissen". Wir haben ihn natürlich gründlich mit Fragen durchlöchert, denn diese Kirche spielt auch in unserem Leben eine große Rolle. Monikas Großvater Louis Guddas war hier von 1898 bis zu seinem frühen Tod 1910 Superintendent. Ihr Vater und dessen Geschwister gingen in diese Kirche, und die älteren wurden hier konfirmiert. Winfrieds Eltern erlebten in dieser Kirche ihre Trauung. Und diese, unsere Kirche hat Viktor geholfen abzureißen! Wir erfahren, dass der Abriss der Stadtkirche, wie sie auch hieß, an mehreren Tagen von seiner Panzereinheit, in der er einen

Panzer lenkte, durchgeführt wurde, wobei immer zwei Panzer im Einsatz waren. Die Ruine störte das Stadtbild, das noch als schön empfunden wurde. Sie sollte weg, ausgeplündert und ausgebrannt wie sie war, nachdem sie für den russischen Film „Der Vater des Soldaten" einen lodernden Hintergrund abgegeben hatte. Als die Abrissaktion geschah, 1967, waren die Mauern noch zwei Etagen hoch. Die Panzer hatten schwere Arbeit, um ihren Widerstand zu brechen, denn der Mörtel hielt das Gemauerte fest zusammen. Die heruntergeholten Brocken wurden unten mit Hammer und Meißel zur Backsteingewinnung zerlegt und auf Lastwagen abgefahren.

Wenig später stehen wir Vier tatsächlich in Tilsit auf diesem Platz. Viktor fragt erschrocken und witzelnd, ob dies vielleicht eine andere Stadt sei. Wir bauen die Kirche vor unseren Augen wieder auf, sehen sie brennen und als Trümmerhaufen. Der Panzersoldat versucht sich mit Hilfe der Luisenbrücke zu orientieren. Dann fahren wir weiter zu seiner Kaserne in der Stolbecker Straße. An diesem nasskalten Nachmittag sieht der mächtige, rote Bau der Infanteriekaserne auf der Memelseite gleichzeitig standhaft und verkommen aus. An einem Tor weisen zwei Männer uns ab: „Alles kaputt!". Stunden danach, wieder in Gumbinnen, macht Viktor seinen Gefühlen Luft: „Das ist eine Katastrophe!"

Die Panzereinheit wurde auch einmal per Bahn nach Cottbus in die Niederlausitz verfrachtet. Von da zerwühlten die dröhnenden Ungeheuer die vorgesehenen Straßen auf ihrem Weg ins Erzgebirge. Wer weiß es noch!

Monika Guddas

Kroschka Delfin, das Haus mit der früheren Adresse Moltkestraße 8

Neben der Patenschaft Kiel-Tilsit, bestehen, wie bereits mehrmals berichtet, Partnerschaften zwischen der Landeshauptstadt Kiel und weiteren Städten, u.a seit 1992 mit Kaliningrad/Königsberg und Sowjetsk/ Tilsit. Vor dem Hintergrund von gravierenden Missständen und Versorgungsengpässen in den ostpreußischen Städten haben die Landeshauptstadt Kiel, die Arbeitsgemeinschaft der freien Wohlfahrtspflege, die Deutsch-Russische Gesellschaft, der Kieler Express und die Stadtgemeinschaft Tilsit vor etlichen Jahren beschlossen, die Kieler Bürger um Geldspenden zu bitten, damit die Not in Kaliningrad/Königsberg und Sowjetsk/Tilsit unter dem Motto „Russische Partner in Not" gelindert werden kann.

Neben dem Heim in Kroglowo war in Tilsit das Heim „Kroschka Delfin" das Ziel dieser Hilfsaktionen. Der Spendenaufruf wurde von den Kielern positiv aufgenommen, und so flössen auch dem Heim „Kroschka Delfin"

Jahr für Jahr beachtliche Beträge zu. Hier sind Kinder und Jugendliche untergebracht, z.T. als „Straßenkinder", die aus desolaten häuslichen Verhältnissen stammen und kein richtiges Zuhause haben. Hier werden die jungen Heimbewohner mit Erfolg unter liebevoller Betreuung wieder einer angemessenen Zivilisation zugeführt, wobei ihnen auch häusliche Geborgenheit vermittelt wird. Außer anderen Personen der genannten Institutionen konnten sich auch Vertreter der Stadtgemeinschaft Tilsit mehrmals davon überzeugen, dass die überbrachten Spenden zweckentsprechend verwendet wurden und noch werden.

Instandsetzung der baulichen Substanz, Renovierung der Räumlichkeiten, Verbesserung der Sanitäreinrichtungen, Anschaffung neuen Inventars und Beschaffung von Kleidung gehören zu den Leistungen, die durch die Spendenaktionen möglich wurden.

Wer das Haus in der Gastellostraße mit der früheren Adresse Moltkestraße Nr. 8 betrachtet, wird feststellen, dass sich das Gebäude gegenüber früher äußerlich nur geringfügig verändert hat und aufgrund der aufgeführten Leistungen in gutem Zustand befindet.

Nun einiges zur Geschichte dieses Hauses: Interessante Einzelheiten hierzu erfuhren wir von Eva-Maria Just geb. Reich.

Das Haus war ihr Elternhaus. Hier erlebte sie zwischen Eltern, Großeltern und Urgroßeltern eine glückliche Kindheit. Ihr Großvater, der Stadtinspektor Heinrich Knaup, ließ im Jahr 1927 das Haus von seinem Nachbarn, dem Architekten Krips, erbauen. Der Großvater und Bauherr starb 1935, als Eva Maria 6 Jahre alt war. Die Urgroßeltern folgten ihm ein bzw. zwei Jahre später und fanden ihre letzte Ruhestätte auf dem Friedhof in der Sommerstraße/Ecke Ballgarden. Das Grundstück in der Moltkestraße dehnte sich anfangs bis zur Sommerstraße aus. Da es dem Eigentümer zu groß war, wurde die Hälfte des Grundstücks an den „Bund der Kinderreichen" verkauft. Auch dieses Haus existiert noch. Recht umfangreich sind noch die Kindheitserinnerungen von Eva-Maria Just. Hierzu gehören die Geschäfte von Mertins und Hübner, die Milchhändlerin Frau Janz oder der Laden der Familie Tröder, gegenüber vom Realgymnasium. Nicht vergessen sind die Erlebnisse auf dem nahegelegenen Schlossmühlenteich im Winter oder die Jahre von 1936 bis 1938 in der Katholischen Schule im oberen Stockwerk des Gasthauses von Jakobsruh mit der Lehrerin Gurski und die anschließende Zeit in der Neustädtischen Schule in der Sommerstraße mit Klassenlehrer Otto Hörn.
Nicht vergessen sind die Spaziergänge entlang der Tilszele, der Aufenthalt im Familienrestaurant Schäferei oder der Ausflug in den Stadtwald zur Villa Kuhlins.

Das Wohnhaus in der Moltkestraße
im Jahre 1928...

. und 1992 als Kinderheim „Kroschka Delfin".

Fröhliche Kinderzeit, hier im Sommer 1937 während eines Kindergeburtstags auf dem Balkon im 1. Obergeschoss.
V.L.: Barbara Graw, Erika Domke und Eva Reich.

Eva Just im früheren Esszimmer mit dem Direktor und der Heimleiterin Lydia im Oktober 1997. *Einsenderin aller Fotos: Eva-Maria Just*

Noch heute erinnert sich Frau Just auch an die früheren Mitbewohner ihres Elternhauses. Das sind die Familien Dr. Slawski, Graw und Domke. Die Freundschaft zu Dr. Barbara Bott geb. Graw besteht seit 72 Jahren auch heute noch.

Das erste Foto aus der Nachkriegszeit erhielt die Familie Reich von dem Haus in der Moltkestraße Nr. 8 bereits im Jahr 1972 und zwar von Lena Grigoleit aus Bithenen. Sie war eine Cousine der Mutter von Eva-Maria Just. Da Lena mit einem litauischen Zollbeamten verheiratet war, durfte sie Tilsit in jenen Jahren bereits betreten. Lena Grigoleit wurde weithin bekannt durch das von Ulla Lachauer verfasste Buch „Paradiesstraße", in dem das Leben dieser tapferen Frau geschildert wird. Das Buch erschien 1996 und wurde ein Bestseller. Lena konnte ihrer Cousine berichten, dass jenes Haus damals einen russischen Kindergarten beherbergte. Lena Grigoleit lebte bis 1995 in Bithenen. Ihre Grabstätte befindet sich auf dem Friedhof am Rande des Rombinus und wurde in den letzten Jahren u.a. von den Reisegruppen der Stadtgemeinschaft Tilsit während der Fahrten durch das Memelland besucht.
1992 sah Eva-Maria Just ihr Elternhaus nach dem Krieg zum erstenmal wieder und wurde dort von Lydia, der Heimleiterin, herzlich empfangen. Weitere Besuche folgten, z.T. mit der Mutter, die 1993 nach 48 Jahren ihr Elternhaus betreten durfte. 1995 richtete die bekannte Schauspielerin Witta Pohl hier das Heim für elternlose Kinder ein. Zwei Jahre später hat Witta Pohl in Hamburg die „Kinderluftbrücke" ins Leben gerufen. Unter diesem Motto begleitete Frau Just das Team, das mit 80 Tonnen Hilfsgütern von Hamburg aus nach Königsberg, Tilsit und Gerdauen startete. Alle Hilfsgüter wurden von den Helfern persönlich an Ort und Stelle übergeben. Ziele waren in Königsberg das Kinderkrankenhaus, in Tilsit eine Kindermilchküche, die ehemalige Johanna-Wolff-Schule und das Kinderheim in der Moltkestraße 8, mit der heutigen Adresse Uliza Gastello Nr. 13. In Gerdauen wurde ein Schulheim angesteuert. Zuletzt war Eva-Maria Just 2004 im Heim „Kroschka Delfin", das von der Stadt betreut und immer noch von der Direktorin Lydia geleitet wird.

Ingolf Koehler

Überprüfen Sie bitte Ihre Versandadresse!
Sofern die Adresse fehlerhaft geschrieben oder eine Änderung eingetreten ist, teilen Sie uns bitte die korrekte Schreibweise bzw. die Adressenänderung mit. Sie vermeiden dadurch künftige Fehlsendungen und ersparen uns unnötige Portokosten. Vielen Dank.

Eine bewegende Neuigkeit

Es war schon spät, als meine Heimatfreundin Trude mich neulich anrief. Und der erste Satz, den sie sprach lautete: „ Bist du on-line?"

Ich antwortete amüsiert: „ Nei, ich bin on- Strippe!"

„Is auch o.k.!" sagte sie belustigt. Beide stehen wir dem immer mehr in unsere Sprache sich einschleichenden Englisch kritisch gegenüber, deshalb machen wir uns hin und wieder auf solche und ähnliche Weise darüber lustig.

„Was is the matter für Deinen Anruf", fragte ich nun.

„A News - was Neues!" erklärte Trudchen mitteilungsfreudig.

„Na denn schieß man los! Aber in unserer Muttersprache, wobei Missingsch erlaubt sei!"

„Na, in Englisch kämen wir beide auch nich weit!"

„Das schad nuscht! — Dafür kochen wir gut!"

„Das stimmt!"

„Also, pass auf! Ich traf heute Vormittag zufällig Paulchen Kuhn!"

„ Ach - den Musikus aus Berlin, ja?'" flachste ich, wohlwissend, dass es sich nicht um jenen handelte.

„Nei, den nich! Den langen Paul aus Tilsit - unsern Heimatfreund. Und weißt du, was der plant?"

„Na was?"

„Er will eine Heimatstube einrichten. Bei sich im Haus, ganz privat. Das ist ein lange gehegter, sehnlicher Wunsch von ihm, verriet er mir. Und jetzt, als Rentner, hätte er endlich die notwendige Zeit dafür."

„Da staun ich aber!" gestand ich ehrlich.

„Du wirst gleich noch mehr staunen: denn Paulchen Kuhn bat nämlich darum, dass wir beide, du und ich, ihn dabei unterstützen mögen. Davon verspricht er sich einiges, wie er sagte. Bei unserem großen ostpreußischen Bekanntenkreis ist nach seiner Auffassung manches drin. Ihm sind auch die kleinsten privaten Dinge mit Heimatbezug willkommen. Viele Landsleute würden eins und das andere gern sehen und sich an manches Herkömmliche selbst gern erinnern, und dann vielleicht auch mit diesem oder jenem Objekt, und sei es noch so klein, zu der Sammlung beitragen. Er meint, ohne zu sehen, worum es geht, trauen sich manche auch nicht, selbst etwas anzubieten. Paulchen hat über Jahre schon für einen gewissen „Grundstein" in dieser Hinsicht selbst gesorgt und kann darauf aufbauen."

„ Warum sollten wir da nicht mitmachen!" sagte ich von dem eben gehörten ganz fasziniert. In Wort und Bild lies sich manches erwerben, wenn man von dem jeweiligen Eigentümer nur Kopien erbat. Und die ließen sich heutzutage doch recht preisgünstig herstellen, sogar farbig, wie man wusste. Spontan kam mir in den Sinn, dass es da auch bei mir eini-

Familien-Stammbuch

nebst den hauptsächlichsten

Bestimmungen des Reichsgesetzes

vom 6. Februar 1875

über die

Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung

unter Berücksichtigung der bezüglichen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches nebst Einführungs- und Ausführungsgesetz zu demselben.

Zusammengestellt
von
Kreisausschußsekretär a. D. **Dathe,**
Standesbeamter in Verden (Aller),
unter Mitwirkung anderer Standesbeamten.

Bescheinigung der Eheschließung.

Heiratsurkunde Nr. 96.

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten ist am 15. Mai 1914 die Eheschließung erfolgt zwischen

1) dem Zimmergesell[illegible] Friedrich Max [redacted] led[illegible] [illegible]ngelischer Religion, geb[illegible] 22. A[illegible] [illegible]9 zu Tilsit [illegible] [illegible]nhaft in Tilsit

Sohn [illegible] [redacted] und des[illegible] Johanna geborenen Grunau, beide wohnhaft in Tilsit;

2) der Johanna Neufeld evangelischer Religion, geboren am 16. April 1894 zu Baltruschelen Kreis Pillkallen, wohnhaft in Tilsit

Tochter des Zellstoff-Fabrikarbeiters Johann Neufeld und dessen Ehefrau Anna geborenen Onuscheit, beide wohnhaft in Tilsit.

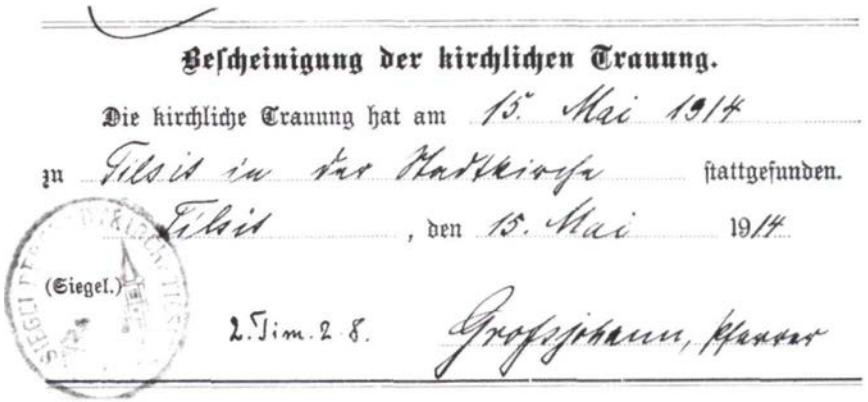
Tilsit, den 15. Mai 1914.

Der Standesbeamte.

F. V. [illegible]

KGL. PR. STANDESAMT DER KREISSTADT TILSIT (Siegel.)

Anmerkung:
Die kirchlichen Verpflichtungen in Beziehung auf Taufe und Trauung werden durch das Personenstandsgesetz vom 6. Februar 1875 nicht berührt.



Bescheinigung der kirchlichen Trauung.

Die kirchliche Trauung hat am 15. Mai 1914

zu Tilsit in der Stadtkirche stattgefunden.

Tilsit, den 15. Mai 1914

(Siegel.)

2. Tim. 2 8. Grossjohann, Pfarrer

ges gab, was historischen oder entsprechend sinnvollen Hintergrund aus meiner Geburtsstadt bot.

Ein kleines Beispiel über das ich staunte, ist ein Stammbuch einer Tilsiter Familie. Darin ist eine Eheschließung vom 15. Mai 1914 verzeichnet. Das Amtssiegel trägt die Inschrift: KGL. PR. Standesamt der Kreisstadt Tilsit. Flucht und Vertreibung, brachten es mit sich, dass das Ehepaar seine letzte Ruhestätte im Kreis Verden/Aller fand. Und für die Zusammenstellung dieses Stammbuches, das in Ostpreußen eingesetzt wurde, zeichnete u.a. vorrangig ein Kreisausschusssekretär und Standesbeamter aus Verden/Aller verantwortlich. Das ließ mich doch staunen. Und es wird nur ein Beispiel für vieles sein, was da im Kleinen auftauchen könnte unabhängig von Gängigem und Bekanntem, so dass man sich doch wundern wird. Ich finde Paulchens Idee großartig, muß ich gestehen". Als ich meine Ausführungen geendet hatte, wartete ich eine Weile darauf, dass Trudchen etwas sagen möge, aber das dauerte. Dann flüsterte sie fast, und es klang beinah wie ein Geständnis: „Ich kram auch all!"

„Der Paul wird sich noch wundern!" meinte ich nun. „Über uns beide hat sich im Laufe unseres Lebens ja all so mancher gewundert, wie wir wissen, warum sollte es nicht auch Paulchen Kuhn tun?"

„Wenn du mit ihm sprichst, sag ihm, ich bin all ganz high bei dem Gedanken an sein Vorhaben."

„High klingt dem Wort nach übersetzt ganz unpassend!"

„Wie manches, was uns aus dem Englischen aufgedrängt wird auf Türen und Schildern und sonst wo." Hier beendeten wir unser Gespräch, nachdem wir uns gegenseitig eine gute Nacht gewünscht hatten. Zum Schlafen kam ich in jener Nacht aber noch lange nicht. Zuviel ging mir durch den Kopf, was sich an Möglichkeiten bieten konnte für das, was Paulchen Kuhn geplant hatte. *Hannelore Patzelt-Hennig*

Bund Junges Ostpreußen

Junge Ostpreußen - gibt es die denn noch? Die Ostpreußen der Erlebnisgeneration sind doch heute schon älter als 65 Jahre! Richtig, aber es gibt junge Menschen, deren Eltern oder Großeltern aus Ostpreußen stammen und auch solche, die sich diesem Land verbunden fühlen oder sich überhaupt für das Land zwischen Memel und Weichsel interressieren, also Jugendliche und junggebliebene Leute.

Viele dieser Menschen haben sich zusammengefunden oder können immer noch Mitglied werden im Bund Junges Ostpreußen. Mitglied kann jeder werden, der Lust hat, Ostpreußen gemeinsam mit lebensfrohen, jungen Menschen zu entdecken.

Zu den Unternehmungen gehören:

- Fahrten nach Ostpreußen, sei es in den heute polnischen, russischen oder litauischen Teil dieser einstigen deutschen Provinz,
- Zusammenkünfte mit Jugendlichen anderer Nationalitäten,
- Gesellige Veranstaltungen,
- Gedankenaustausch,
- Sport und Spiel,
- dazu gibt's landeskundliche und politische Seminare, Kriegsgräberpflege, Volkstanz und Singen
- Radtouren, Bootsfahrten, Pfingstlager, Geländespiele und Treffen mit Landsleuten sind weitere Stichworte der Aktivitäten.

Die jährlichen Mitgliedsbeiträge sind gering. Dazu gibt es für Mitglieder kostenlos die regelmäßig erscheinende Zeitschrift **Fritz.** Zum Probelesen kann ein Gratisexemplar dieser Zeitschrift telefonisch angefordert werden unter der Nummer 040 / 41 40-0800-0.

Mehr als 800 Jahre wurde Ostpreußen von unseren Vorfahren zu einer einzigartigen Kulturlandschaft aufgebaut. Dieses Erbe ist uns zu wichtig, um es in Vergessenheit geraten zu lassen. Ostpreußen lebt weiter mit dem

Bund Junges Ostpreußen
in der Landsmannschaft Ostpreußen
Parkallee 84-86, 20144 Hamburg
Telefon 040/41 40 08-0,
www.ostpreussen-info.de

Eine B.J.O.-Gruppe während eines Besuches in Hydekrug.

Zusammen mit einer örtlichen Gruppe studiert die B.J.O.-Gruppe in Osterode (Ostpr.) mehrstimmiges Liedgut im Rahmen des alljährlichen Adventstreffen ein.

Fotos: Landsmannschaft Ostpreußen

Keine Angst vor betrunkenen Elchen

Seit Öffnung der Grenzen zum nördlichen Ostpreußen haben neben vielen anderen Touristen auch einige tausend Tilsiter die Kurische Nehrung besucht, sei es im Rahmen der Sonderreisen der Stadtgemeinschaft Tilsit oder mit anderen Unternehmen oder als Individualreisende. Die nachfolgend geschilderte Begebenheit dürfte die Liebhaber der Nehrung auch von künftigen Reisen dorthin nicht abschrecken.

Es gibt sie immer noch - die Elche auf diesem wunderbaren 100 km langen Landstreifen zwischen dem Kurischen Haff und der Ostsee, sowohl im heutigen russischen, wie auch im litauischen Teil der Nehrung. Allerdings ist die Anzahl der Elche stark zurückgegangen, so dass man schon von einem glücklichen Zufall sprechen kann, wenn man bei einem Spaziergang dem „König der Wälder" dort begegnet. Sollte das einmal der Fall sein, braucht man keinesfalls zu befürchten, mit einem betrunkenen Elch konfrontiert zu werden. Um sich dieser außergewöhnlichen und äußerst seltenen Gefahr auszusetzen, müsste man schon weit in den Norden reisen, wo Elche schon recht zahlreich anzutreffen sind und durch den Wildwechsel für den Straßenverkehr zur Gefahr werden.

Stolz blickt der Elch in die Kamera. Diese Aufnahme entstand vor dem Krieg. Dieser Elch ist nüchtern.

Foto: Krauskopf

Einem Bericht der in Oslo erscheinenden Zeitschrift „Jegeren" zufolge, wurde vor einigen Jahren eine Spaziergängerin im schwedischen Karlshamn von einem betrunkenen Elch angegriffen. Wie kam der Elch an den Schnaps oder an den Wein? Der Alkohol befand sich nicht in einem Glas oder in einer Flasche, sondern in den Beeren. Experten hatten hierzu eine Erklärung: In jenem Jahr setzte der Schneefall früh ein. Dadurch konnten Fallobst und Beeren relativ schnell in alkoholische Gärung übergehen. So konnte sich der Elch nach dem Abtauen der Schneedecke an den alkoholhaltigen Früchten laben.
Die Gefahr, dass dadurch Elche zu Alkoholikern werden, ist wohl auszuschließen.

Ingolf Koehler

Was wäre wenn . . . .?

Nun sitz' ich nach unendlich langen Jahren
allein - an dem geliebten Memelstrom.
Kein lustig Treiben auch kein Kinderlachen,
durchbricht die Stille, - kaum ein Ton.

Ein leises Plätschern will mir sagen,
hier war man damals doch so froh.
An solchen heißen Sommertagen
ein Bild der Lebensfreude, sich dem Beschauer bot.

Was wäre wenn ___? Hör ich mich in Gedanken fragen,
hätt'man sein Leben hier verbracht?
Nach Kindheit und den Jugendjahren,
auch hier den weit'ren Lebensweg gemacht.

Die Familie wächst heran, geborgen in der Heimat,
mit Glück und Leid, wie es das Leben hält für uns bereit.
Im Aufwind uns 're Stadt erblühen seh 'n,
doch ist von allem nichts gewesen.

Hätte kein Krieg uns je zur Flucht gezwungen,
das Land - und uns're schöne Stadt - verwüstet und zerschunden,
was wäre wenn ___wäre alles nicht geschehn?

Die Zeit heilt Wunden, sagt man so dahin,
doch immer bleiben Narben.
Was wäre wenn____bleibt nur ein Traum
im Herzen tief vergraben.

Waltraut Milde geb. Broßeit

Das Regionaltreffen in Sindelfingen

Der Versuch, nach vielen Jahren wieder einmal ein Regionaltreffen der drei Heimatkreise Tilsit-Stadt, Tilsit-Ragnit und Elchniederung im süddeutschen Raum durchzuführen, war gelungen. Am 18. Mai 2006 trafen sich die Landsleute der drei benachbarten Heimatkreise in Sindelfingen bei Stuttgart. Gedankt sei zunächst der Kreisgemeinschaft Elchniederung, die dieses Heimattreffen organisiert hatte. Mit dem Saal des Congress-Centers hatte die Kreisgemeinschaft einen guten Griff getan, denn diese Räumlichkeit zusammen mit dem Foyer gab der Veranstaltung einen würdigen Rahmen und reichte gerade aus, um alle Gäste aufzunehmen. Etwa 250 mögen es gewesen sein, die den Weg nach Sindelfingen fanden, darunter viele Landsleute, die zum erstenmal an einem Heimatreffen teilnahmen und die Chance nutzten, in erreichbarer Nähe ihres Wohnortes an einer solchen Veranstaltung teilnehmen zu können. Einige Teilnehmer scheuten dabei auch eine längere Anfahrt nicht.

Nach einem musikalischen Auftakt begrüßte Manfred Romeike, der Vorsitzende und Kreisvertreter der Kreisgemeinschaft Elchniederung die Gäste und Landsleute der drei ostpreußischen Heimatkreise. Er ging in seinen Ausführungen auch auf die schweren Jahre der Kriegs- und Nachkriegszeit ein, die sich in den Köpfen der Menschen festgesetzt haben, und er empfand es als Gottesfügung und Schicksal, dass die Familien diese schweren Zeiten überlebt haben. Er, der Kreisvertreter, sei stolz darauf, ein Kind der Elchniederung zu sein.

Die anschließenden Worte des Totengedenkens wurden musikalisch begleitet.

Horst Mertineit-Tilsit, Vorsitzender und Stadtvertreter der Stadtgemeinschaft, erwähnte während seiner Begrüßungsworte auch die jüngere Generation, die unter den Anwesenden nicht zu übersehen waren. Auf frühere Treffen eingehend, erwähnte Horst Mertineit, dass beim ersten Treffen 1948 auf dem Süllberg in Hamburg-Blankenese die Teilnehmerzahl auf 17.000 geschätzt wurde. In den fünfziger Jahren waren es in der Kieler Ostseehalle rd. 2.400 Teilnehmer der drei Heimatkreise. Heute sind für die Stadtgemeinschaft Tilsit noch etwa 6.000 Tilsiter und dazu deren Angehörige erreichbar.

Als Tagungsort für Heimattreffen sei die Stadtgemeinschaft Tilsit gegenüber der Patenstadt Kiel verpflichtet. Als besondere Veranstaltung wies M. auf die feierliche Einweihung des hergerichteten und erweiterten Tilsiter Waldfriedhofes im Zusammenwirken mit den russischen Partnern und dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge am 30.Juni 2006 hin. Das nächste Bundestreffen wird anläßlich des zweihundertsten Jahrestages des Tilsiter Friedens 2007 in Kiel stattfinden.

Stadtvertreter
Horst Mertineit-Tilsit
begrüßt und informiert
die Teilnehmer des
Regionaltreffens.

Im Vordergrund die Tischreihen der Tilsiter. Der Tisch links war für die Volkstanzgruppe „Ännchen von Tharau" reserviert.

„Volles Haus" bis zum späten Nachmittag. *Alle Fotos: Klaus-Jürgen Rausch*

Die Grüße der Stadt Sindelfingen überbrachte stellv. Bürgermeister Hülle, dessen Mutter aus Arys in Ostpreußen stammt. Sindelfingen sei innerhalb weniger Jahre von einst 8.000 auf nunmehr rd. 80.000 Einwohner angewachsen. Die Halle des Tagungsortes sei eine Stiftung von Daimler. Partnerschaften bestehen mit zahlreichen Städten, u.a. mit Schaff hausen und eine Patenschaft mit den Donauschwaben. Der Landesverband der Landsmannschaft Ostpreußen im Bundesland Baden-Würtemberg war durch seine Vorsitzende, Frau Uta Lüttich vertreten. Sie überbrachte in ihrer Rede die Grußworte des Sprechers der L.O. Wilhelm von Gottberg und berichtete über ihren Landesverband, der sich aus 30 Kreisgruppen zusammensetzt. Sie betonte dabei, dass auch Nachgeborene zu den Kreisgruppen gehören. Außerdem bestünden Kontakte zu 24 deutschen Vereinen in Ostpreußen. Die Landesvorsitzende erinnerte daran, dass vor 56 Jahren im benachbarten Stuttgart vor tausenden von Menschen die Charta der Heimatvertriebenen verkündet wurde.

Heiter und aufgelockert ging es im weiteren Verlauf des Tages zu. Nach einer mundartlichen Darbietung erfreute die Volkstanzgruppe „Ännchen von Tharau" die Gäste. Offenbar sind die Damen auch hier tanzfreudiger als die Herren, denn die Männer bildeten in diesem Volkstanzkreis die absolute Minderheit. Nicht unerwähnt bleiben dürfen dabei die Damen

und Herren der Gastronomie, die durch ihre Freundlichkeit und stete Hilfsbereitschaft zum Gelingen dieser Veranstaltung beitrugen. Bis zum Nachmittag blieb genügend Zeit zum schabbern und plachandern. Alte Bekanntschaften wurden aufgefrischt und neue Kontakte geknüpft. Sindelfingen ist gelaufen. Es ist gut gelaufen und regt dazu an, auch künftig Regionaltreffen in verschiedenen Orten anzustreben.

Ingolf Koehler

15 Jahre erfolgreiche Reisen nach Königsberg/Kaliningrad

Am 1. Mai 2006 beging Greif-Reisen zusammen mit dem russischen Partner Universalstroj das 15jährige Jubiläum der deutsch-russischen Zusammenarbeit. Zu den Feierlichkeiten wurden über 40 Personen aus Politik, Wirtschaft und Touristik eingeladen. Die offizielle Feier fand statt im Hotel des russischen Partners Universalstroj, im Hotel Universal in Rauschen/Svetlogorsk. Seit 15 Jahren reist Greif-Reisen erfolgreich mit Bus, Bahn, Flug in das Gebiet, das 46 Jahre lang gesperrt war. Seit dieser Zeit erlebt Oblast Kaliningrad, das Gebiet Königsberg, bedingt durch den Tourismus eine Entwicklung, die zum Wohl der Bevölkerung beigetragen hat. Gerade auch die 750-Jahr -Feier im letzten Jahr hat für einen wirtschaftlichen Aufschwung gesorgt, wovon die ganze Stadt Königsberg/Kaliningrad mit ihren Straßen, Plätzen und Gebäuden profitiert.

Nicht zuletzt deshalb lohnt es nicht nur für Heimatvertriebene, sondern auch für Touristen, die ehemalige preußische Hauptstadt Königsberg zu besuchen, die auch in diesem Jahr wieder mit Greif-Reisen per Bus, Bahn und mit dem Flugzeug zu erreichen war. Seit dem Jahr 2002 hat Greif-Reisen darüber hinaus die einzigartige Reise „Naturparadies Ostpreußen" im Reiseprogramm. Eine Aktivreise für Naturliebhaber mit dem Bus, Schiff und mit Wanderungen vor Ort, die durch die oftmals richtig urwüchsigen Naturlandschaftszonen des ehemaligen Ostpreußen führt.

Aloys Manthey

Aus Amerika nach Tilsit

Eva Bates geb. Winter, fuhr mit ihrer Tochter Stephanie im Jahr 2004 mit den „Luisen" nach Tilsit. Ihre Mutter war einst Schülerin der Königin-Luisen-Schule. Eva Bates selbst ist in Tilsit geboren, konnte sich aber wegen ihres damaligen Alters an ihre Geburtsstadt nicht erinnern. So machte sie sich im Jahr 2004 mit ihrer Tochter aus Salt Lake City im U.S.-Staat Utah auf, um ihre Geburtsstadt näher kennen zu lernen. Sie spazierte durch die Stadt, besuchte das Gebäude der ehemaligen Luisenschule, die Internatschule Nr. 1, unter der Leitung von Nina Schaschko, und das Ferienlager dieser Schule. Wie kann man diesen

Kindern helfen? Mit dieser Frage kehrten Mutter und Tochter nach Amerika zurück.
Nach einer abenteuerlichen Reise, diesmal mit drei Personen und mit Hilfsgütern und Spendengeldern versehen, war sie erneut in Tilsit. Im 35. Tilsiter Rundbrief hat Eva Bates auf den Seiten 175 bis 181 ausführlich über jene Reise berichtet. Ihr Bericht schloss ab mit dem Satz: „Es war eine schöne Reise, wir wollen sie im nächsten Jahr wieder unternehmen." Diese Absicht wurde dann auch in die Tat umgesetzt. Im Juli 2006 waren es bereits 10 Personen, die aus den USA in die Heimat von Eva Bates reisten. Wieder beladen mit Hilfsgütern und Geldspenden, ging die Reise über Frankfurt-Danzig-Königsberg nach Tilsit, wo die Amerikaner auch im Ferienlager der Internatschule übernachteten, um sich Eindrücke vom Leben und Treiben der Kinder und von den Einrichtungen des Lagers zu verschaffen. Dabei konnte sich die Reisgruppe davon überzeugen, dass die Geld- und Sachspenden aus dem Vorjahr sichtbare Erfolge hatten. Der 23. Juli 2006 war der letzte Tag im Ferienlager. Mit dem Bus nach Königsberg und von dort aus mit der Bahn nach Danzig, dann Flug nach Frankfurt und einen Tag später zurück in die USA.
Die Teilnehmer jener Reisegruppe denken noch oft an die schöne Zeit mit den Kindern des Ferienlagers zurück und bekräftigten die Absicht, im nächsten Jahr wieder hinzufahren. *N.N.*

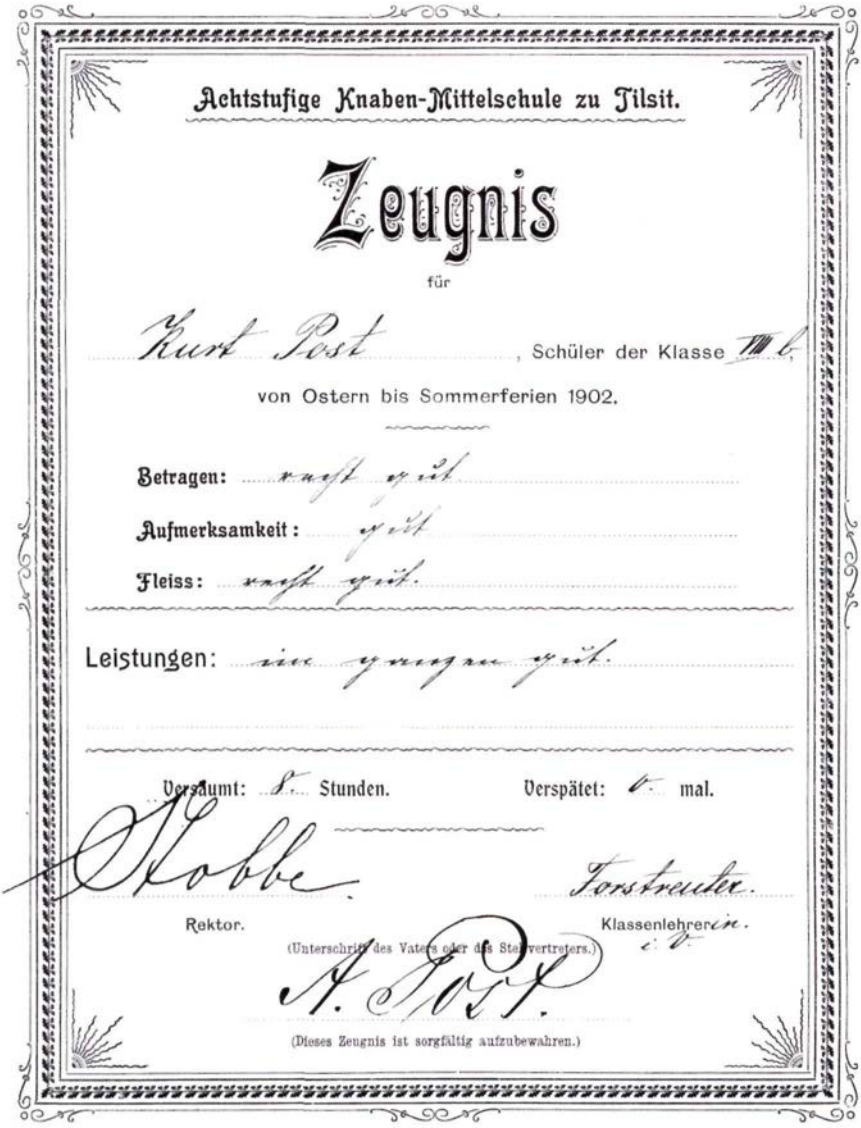
VON DEN SCHULEN

Ein Zeugnis gibt Auskunft

„Dieses Zeugnis ist sorgfältig aufzubewahren". So steht es auf der letzten Zeile des hier abgebildeten Zeugnisses. Kurt Post, der einstige Schüler der Klasse VIII b des Jahres 1902, hat diesen Hinweis nicht nur sorgfältig gelesen, sondern auch ebenso sorgfältig beherzigt.

Er und seine Nachkommen sorgten dafür, dass dieses Zeugnis nunmehr seit mehr als 100 (in Worten: einhundert) Jahren sorgfältig aufbewahrt wurde u.a. auch im Archiv der Stadtgemeinschaft Tilsit. Das lange sorgfältige Aufbewahren hat sich gelohnt und den Erinnerungswert dieser Urkunde im Laufe der Jahre erhöht.

Das Zeugnis ist mehr als nur ein Formblatt mit einigen handschriftlichen Eintragungen. Es ist ein Dokument aus der damaligen Zeit und damit ein Teil der Geschichte jener Schule zwischen Schulstraße und Rosenstraße, der Herzog-Albrecht-Schule Tilsit (HAT).



Achtstufige Knaben-Mittelschule zu Tilsit.

Zeugnis

für

Kurt Post, Schüler der Klasse VIII b,

von Ostern bis Sommerferien 1902.

Betragen: recht gut

Aufmerksamkeit: gut

Fleiss: recht gut.

Leistungen: im ganzen gut.

Versäumt: 8 Stunden. Verspätet: 0 mal.

Stobbe. Forstreuter.

Rektor. Klassenlehrer i. V.

(Unterschrift des Vaters oder des Stellvertreters.)

A. Post.

(Dieses Zeugnis ist sorgfältig aufzubewahren.)

Zugleich wird damit deutlich, was sich im Laufe von mehr als einhundert Jahren verändert hat, und das ist eine ganze Menge. „Achtstufige Knaben-Mittelschule zu Tilsit", so liest man es in der ersten Zeile. Tatsächlich absolvierte man die Schule vom Beginn der Schulpflicht bis zur mittleren Reife, also über einen Zeitraum von 8 Jahren. Später folg-

ten dann in der mittleren Laufbahn 4 Grundschuljahre und 6 Jahre in der Mittelschule. Korrekt wurde die Beurteilung des Schülers in der deutschen Sütterlinschrift eingetragen. Die stellvertretende Klassenlehrerin Fräulein Forstreuter, bediente sich allerdings damals schon der lateinischen Schrift, die in jenen Tagen bereits gelehrt, aber offiziell in den Schulen mit der „deutschen Einheitsschrift" erst in den vierziger Jahren eingeführt wurde. Mit „recht gut" bis „im ganzen gut" wurde Kurt Post als guter Schüler eingestuft und mit 0 Stunden Verspätung als disziplinierter Schüler bestätigt.
Der Beurteilungszeitraum bezieht sich auf einen Zeitraum von Ostern bis zu den Sommerferien 1902. Das war die Zeit, als sich die Mittelschule erst drei Jahre im neuen Gebäude in der Schulstraße Nr. 22 befand. Den Namen „Herzog-Albrecht-Schule" erhielt sie erst 1912. Bis 1899 wurde im Gebäude der späteren „Altstädtischen Volksschule" unterrichtet.

Vieles hat sich verändert im Inneren der Herzog-Albrecht-Schule. Durch die Kriegsereignisse wurde der Schulbetrieb im Sommer 1944 eingestellt. Nach dem Krieg diente das Gebäude als Gefangenenlager für deutsche Kriegsgefangene, bevor sich einige Jahre später dort ein Kinotechnikum etablierte, das später in das Gebäude der Tilsiter Polizeidirektion umsiedelte. Seit vielen Jahren werden im Gebäude der Herzog-Albrecht-Schule junge Damen auf textilverarbeitende Berufe und Friseurinnen vorbereitet. Unverändert blieb seit 1999 das Äußere des Schulgebäudes. Ehemalige Herzog-Albrecht-Schüler, die nach der politischen Wende ab 1991 die Schule betraten, konnten sich davon überzeugen, dass sich Flure, Klassenräume und die Aula jetzt überaus freundlicher präsentieren, als zur deutschen Zeit, was auf den Einfallsreichtum der Schulleitung und auf die Kreativität des Lehrerkollegiums und der Schülerinnen zurückzuführen ist.
Im Laufe der Jahre hat sich zur Schulleitung und damit zur Schule ein freundschaftliches Verhältnis entwickelt. Bei der Schuldirektorin, Frau Ludmila Panowa, fanden die ehemaligen Schüler stets offene Türen und ein offenes Ohr. Immer nahm sich Frau Panowa Zeit, wenn deutsche Besucher kamen, um ihnen die Schule von oben bis unten und von der Aula bis zur Turnhalle zu zeigen. Frau Panowa war auch ein gerne gesehener Gast in Kiel, wenn sich Tilsiter dort bei den Bundestreffen wiedersahen. In Dankbarkeit konnten die ehemaligen Herzog-Albrecht-Schüler feststellen, dass sie in ihrer alten Schule immer willkommen waren.
Die Tradition der HAT wird weitergepflegt. 1981 gründete Walter Zellien zusammen mit einigen ehemaligen Schülern die Schulgemeinschaft der HAT. Nach seinem Tod übernahm Siegfried Harbrucker die ehrenvolle Aufgabe des Schulsprechers für viele Jahre, bevor Berthold Brock die-

ses Amt übernahm und dabei, wie seine Vorgänger, von weiteren Schulkameraden bei seiner Arbeit unterstützt wird. Zum 110. Gründungsjahr der Schule gab die Stadtgemeinschaft Tilsit eine 56seitige Broschüre unter dem Titel **Schluß-Zeugnis** heraus, die von Siegfried Harbrucker redigiert wurde. (Einige wenige Exemplare sind bei der Stadtgemeinschaft Tilsit noch vorhanden.) Mit Rundschreiben und Schultreffen, die etwa alle zwei Jahre durchgeführt werden, wird der Zusammenhalt der Schulgemeinschaft weiterhin gepflegt. Äußeres Zeichen der Traditionspflege sind Abzeichen, die kurz nach der Gründung der Schulgemeinschaft bestellt und an die Schulfreunde vergeben wurden. Die Abzeichen sind eine Nachbildung im Kleinformat jener Wimpel, die einst mit den Farben grün-weiß- rot die Kanus der HAT zierten und damit auch die Farben der Stadt Tilsit auf der Memel sichtbar machten. *Ingolf Koehler*

Schulgemeinschaft der Herzog-Albrecht-Schule Tilsit

Bei unserem letzten Schultreffen in Bad Pyrmont, Juni 2005, hatten wir den Beschluss gefasst, dass das nächste Schultreffen im Juni 2007 stattfinden sollte. Der Vorschlag von Schulfreund Siegfried Dannath-Grabs, dieses Treffen in der Kunst- und Kulturstadt Dresden, auch Elbflorenz genannt, durchzuführen, wurde mit Mehrheit angenommen. Er begründete seinen Vorschlag mit den Argumenten, dass Dresden als Hauptstadt von Sachsen sich in vielen Jahrhunderten zu einem Zentrum von Kunst, Kultur, Wissenschaft und Technik entwickelt hat, die Kunstschätze und die barocke Architektur locken jährlich Tausende Touristen an. Ein besonderer Magnet ab Oktober 2005 ist die wiederaufgebaute Frauenkirche. Die durchaus ernst zu nehmenden Bedenken der Freunde gegen den Vorschlag „Dresden" waren: Dresden erfordert lange und weite Anfahrwege, größere körperliche Belastungen gegenüber Bad Pyrmont, auch höhere Hotelkosten. Wir sind dann wieder zwei Jahre älter und die Beschwerden nehmen zu. Die Entscheidung für die Wahl des Treffpunktes Dresden oder Bad Pyrmont wurde im Frühjahr 2006 demokratisch durch eine Umfrage getroffen. Im Vergleich zu den geäußerten Bedenken gegen Dresden war das Ergebnis dann eindeutig zugunsten von Dresden ausgefallen. Viele Schulfreunde brachten bei der Zusage ihre Freude über das Treffen in Dresden zum Ausdruck und betonten, dass Dresden die richtige Wahl sei. Ihnen sei herzlich gedankt.

Bis September lagen bereits Zusagen für 36 Teilnehmer vor. Für weitere Anmeldungen bitte Siegfried Dannath-Grabs, Tel. (0351) 8 03 7740 anrufen und Einzelheiten abstimmen.

Somit wird unser nächstes
Schultreffen vom 14. bis 17. Juni 2007 in Dresden stattfinden. Die Vorbereitungen sind getroffen worden.

Am Anreisetag werden wir unsere Regularien erledigen, unserer verstorbenen Schulfreunde gedenken und plachandern.
Für den zweiten Tag ist eine große Stadtrundfahrt mit Bus und Führung geplant. Neustadt mit Besuch des schönsten „Käseladens" in Europa, Fahrt zum Blauen Wunder, Weinstraße, Altstadt mit Brühlscher Terrasse, Theaterplatz, Semperoper, Zwinger, vorbei am Schloss, Fürstenzug, Frauenkirche. Am Nachmittag ist Zeit für individuelle Wünsche, z.B. Gemäldegalerie, Semperoper, Grünes Gewölbe (hier Anmeldung langfristig erforderlich).
Am dritten Tag wollen wir eine Busfahrt in die Sächsische Schweiz mit Besuch Schloss Pillnitz, Bastei, Festung Königstein und eine Schiffsfahrt auf der Elbe unternehmen.
Abendessen, Videofilme und eigene Beiträge beschließen die Abende.
Der Abschied wird uns allen schwer fallen, wir werden feststellen, dass es noch vieles mehr gibt in und um Dresden.
Wir wünschen uns schöne und erlebnisreiche Tage in Dresden.

Siegfried Dannath-Grabs

Erinnerungen an meine Luisenschulzeit

Unsere Klasse II a

Über meine vier Rechtstadtjahre mit Fräulein Wolff als Lehrerin habe ich im 33. Rundbrief berichtet. Danach konnte ich noch zwei Jahre die Königin-Luisen-Schule besuchen. Es waren die beiden letzten in ihrer 83jährigen Geschichte.
Der Schulwechsel brachte viel Neues mit sich: Eine stärkere Aufgliederung des Unterrichts nach einzelnen Fächern, dementsprechend eine Vielfalt an Lehrkräften und viele neue Mitschülerinnen. Aus meiner rechtsstädtischen Klasse waren wir insgesamt sieben, die sich in der neuen Klasse la wieder zusammenfanden. Alle übrigen kamen von verschiedenen Grundschulen Tilsits oder aus der näheren und weiteren Umgebung unserer Stadt.
Wir waren im Gebäude der ehemaligen „Altstädtischen" Schule in der Fabrikstraße/Ecke Saarstraße untergebracht. Unsere Klassenlehrerin

war zunächst Frau Ruddies, die uns in Deutsch und Geschichte unterrichtete. Sie tat dies in ihrer ruhigen und gelassenen Art, ohne sich jemals zu erregen, was bei anderen Lehrkräften schon manchmal vorkam. Unser damaliges Klassenzimmer lag ebenerdig zur Fabrikstraße hin, und als einmal im Sommer ein Junge von draußen durch das geöffnete Fenster mit einem langen Stock herumfuchtelte, entzog sie ihm diesen mit einem geschickten Griff, stellte ihn in die nächste Ecke, und damit war der Fall erledigt.

Ganz neu für uns alle war natürlich auch die erste Fremdsprache, Englisch, in deren Anfangsgründe uns Herr Schattauer einführte. Er war vermutlich nie im Lande selbst gewesen, was auch vor dem Krieg keineswegs üblich war, und so hatte der englische Vokal „o" bei ihm einen sehr deutschen Klang. Als er später wegen einer längeren Krankheit durch Frl. Kondritz vertreten wurde, amüsierten wir uns anfangs über deren so ganz andere Aussprache. Im zweiten Jahr, wo sie uns ganz übernahm, gewöhnten wir uns daran.

Für einige Fächer mussten wir ins Hauptgebäude hinüberwandern. So fanden z.B. die Musikstunden bei Frl. Freier in der Aula statt. Außer vielen neuen Liedern mussten wir auch alle lernen, eine Tonleiter zu singen. Wenn eine Schülerin es noch nicht konnte, wurde ihr eine andere zugeteilt, die mit ihr üben musste.

Nur wenige Zeichenstunden hatten wir noch drüben im Zeichensaal bei der auch als Schriftstellerin bekannten Charlotte Keyser. Leider musste sie dann aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig in Pension gehen, und danach gab es für uns keinen Zeichenunterricht mehr. - Ähnlich beschränkte sich auch das Fach Religion auf einige wenige Stunden bei Frl. Pauls, die einmal überraschend mitten im Schuljahr begannen und bald darauf wieder aufhörten.

Auf körperliche Ertüchtigung aber wurde damals größter Wert gelegt. Wir wurden sogar bei der Aufnahmeprüfung auch in Turnen geprüft, wobei ich ziemlich schlecht abschnitt. Aber Direktor Boehnke versicherte meinem Vater, dass ich das schon noch lernen würde. Und tatsächlich zeigten die zahlreichen Turnstunden (zwei oder drei Doppelstunden pro Woche) mit der Zeit eine gewisse Wirkung. Während wir im Sommer oft unter Führung von Frl. Hoffmann fröhlich singend zum Roonplatz oder zum Militärbad marschierten, fanden bei schlechtem Wetter und im Winter die Stunden in der großen Turnhalle des Hauptgebäudes statt. Eine Zeitlang war da auch noch eine andere Klasse von etwas älteren Schülerinnen unter Frl. Kalanke, und nach anfänglichem Geräteturnen brachte letztere beiden Klassen zusammen Volkstänze bei, die sie dann auf dem Klavier begleitete. Das machte uns allen natürlich besondere Freude. Nach dem schweren Bombenangriff am 20. April 1943 aber war

die Luisenschulturnhalle nicht mehr benutzbar. Das Hallenturnen fand von da an in der Margarethe-von-Poehlmann-Schule statt, und wir bekamen Frl. Wiehert als Turnlehrerin, später noch für kurze Zeit Frl. Lemke.

Frl. Hoffmann blieb uns jedoch als Mathematiklehrerin, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung durch Frau Balla, fast die vollen zwei Jahre erhalten. Wegen des kriegsbedingten Lehrermangels wurden wir zum Teil auch von Aushilfskräften unterrichtet wie z. B. von Frau Balla in Mathematik und Frau Endruweit in Erdkunde und Biologie. Auch die regulären Lehrkräfte wurden wohl manchmal für Fächer eingesetzt, die nicht ihrer Ausbildung entsprachen. Aber ich glaube, sagen zu können, dass sie alle ihr Bestes gaben und dass uns trotz allem ein guter Grundstein für die weitere Bildung gelegt wurde.
Einen recht häufigen Lehrerwechsel hatten wir in Erdkunde und Biologie. Ganz am Anfang war es Frl. Asmussen, die uns im Erdkundeunterricht sehr lebendig von der für uns so fernen Nordsee zu erzählen wusste, von Ebbe und Flut, von den Halligen und der Insel Helgoland. In Biologie ließ sie uns als Hausaufgabe Erbsen in Blumentöpfe pflanzen, damit wir sehen sollten, wie schnell der Keimling wächst. Ihre Nachfolgerin, Frau Endruweit, lockerte den Unterricht dadurch auf, dass sie nach absolviertem Lernpensum uns abschnittweise ein Hauff-Märchen, „Das kalte Herz", vorlas. Im zweiten Jahr hatten wir für kurze Zeit Frl. Neiß in Erdkunde. Ich erinnere mich, dass wir bei ihr skandinavische und russische Städte-, Fluss- und Gebirgsnamen paukten und dass sie manchmal wegen einer Kleinigkeit sehr heftig reagieren konnte. So warf sie einmal im Ärger ihr Schlüsselbund zu Boden, und wir konnten nur mit Mühe das Lachen unterdrücken. Auf Herrn Dr. Falkenhahn, der die Reihe fortsetzte, werde ich später noch zu sprechen kommen.
Übrigens pflegte auch Herr Puzicha, der uns am Anfang des zweiten Jahres kurze Zeit in Deutsch unterrichtete, mit einem dicken Märchenbuch unter dem Arm in die Klasse zu kommen, und nach einer etwas trockenen Grammatiklektion durfte eine von uns aus diesem vorlesen. Diese Märchen waren für uns noch ganz unbekannt und daher besonders spannend. - Ebenfalls in den Handarbeitsstunden bei Frl. Heinrich durfte manchmal vorgelesen werden. Ich erinnere mich da an „Die Fahrt zur Zauberinsel".
Wegen des zunehmenden Vitaminmangels - es fehlte besonders an Obst und Gemüse - wurden manchmal in der Schule Vitamin-C-Tabletten (Cebion) verteilt, und als besondere Gabe bekamen wir vor den Weihnachtsferien 1942 eine Zuteilung an Mohrrüben, die im Keller der Luisenschule ausgegeben wurden. Da mein hierfür mitgebrachter Stoffbeutel reichlich groß war, bekam ich besonders viel und konnte nur unter Mithilfe einer Klassenkameradin meine Last mühsam nach Hause

schleppen. Eine andere Art der Vitaminzufuhr bestand darin, dass in der Folgezeit in den großen Pausen roher Sauerkohl (Kumst) verteilt wurde. Dieser war nicht jedermanns Sache; aber man konnte sich gut damit rausreden, dass man ihn nicht vertrug. Doch auch bei den Sauerkrautliebhabern ließ der Zuspruch bald nach, und es wurden immer kleinere Mengen für unsere Klasse geholt. Das Essen selbst zog sich dann in die nächste Schulstunde hinein, und dass manche der Einfachheit halber sich (bei zurückgelegtem Kopf) das Kraut mit den Fingern zum Munde führten, wollte Frau Ruddies gar nicht gefallen.

Im Jahr darauf, als die Sauerkrautaktion bereits beendet war, bemühte sich Herr Dr. Falkenhahn, uns vom Wert einer vegetarischen, insbesondere rohkostreichen Ernährung zu überzeugen, und gab uns Rezepte für einen Sauerkraut- sowie auch Wildkräutersalat. Diese wurden von einigen zwar ausprobiert, doch insgesamt blieben wir eher skeptisch, nicht zuletzt auch deshalb, weil unser Lehrmeister selbst recht schwächlich wirkte und im Winter immer so fror, dass er seinen Mantel in der Klasse anbehalten musste. Heute ist mir klar, dass es gerade Vegetariern in jener Zeit an vielem gefehlt haben muss und dass auch der heutige Wissensstand über die Zusammensetzung einer pflanzlichen Vollwertkost noch nicht erreicht war. Ich selbst habe inzwischen gute Erfahrungen damit gemacht.

Im zweiten Luisenschuljahr war unsere Klasse (jetzt IIa) schon etwas geschrumpft, wir kannten uns alle besser und wuchsen zu einer echten, fröhlichen Klassengemeinschaft zusammen. Dazu trug nicht zuletzt auch eine von uns allen geliebte, noch sehr junge Lehrkraft bei: Frl. Melitta Babst (später Frau Barczik). Bald nach ihrem Abitur an unserer Schule hatte sie nach kurzem Vorbereitungskurs, erst 19 Jahre alt, zur Lehrerin aufsteigen müssen. Es muss für sie wie ein Sprung ins kalte Wasser gewesen sein. Doch sie meisterte ihre Aufgabe mit Bravour. Wir hatten Deutsch und Geschichte bei ihr, Fächer, die ihr wohl besonders gelegen haben. Damals war es noch selbstverständlich, dass man auch Gedichte lernte. Wie sie uns diese in ihrer schlichten und doch ausdrucksvollen Art vorlas, ist mir bis heute in lebendiger Erinnerung geblieben. Besonders beeindruckten mich damals: „Der Reiter und der Bodensee" (Gustav Schwab), „Die Frauen von Nidden" (Agnes Miegel) sowie auch „Trutz Blanke Hans" (Detlev von Liliencron über den Untergang von Rungholt). - Wenn wir auch Grammatik und Rechtschreibung brav gelernt hatten, pflegte Melitta, wie wir sie unter uns stets nannten, uns auch schöne Geschichten vorzulesen. Besonderen Spaß bereiteten uns die Briefe der „Wilden Mathilde", die darin von ihren lustigen Streichen erzählte.

Nur einmal wurde Melitta ernstlich böse mit uns. Wir hatten, bevor sie das Klassenzimmer betrat, ziemlich laut herumgetobt und dabei Papierfetzen verstreut. Da bestellte sie uns für den Nachmittag, 17 Uhr, zu einer Strafarbeit in Geschichte. Wir fanden dies recht lustig und waren trotz des herrlichen Sommerwetters alle pünktlich zur Stelle. Wir mussten dann eine Reihe von geschichtlichen Fragen beantworten, die jedoch keine besonderen Tücken enthielten, so dass das Ergebnis normal ausfiel; und damit war der Friede wieder hergestellt.
Einmal lenkte Melitta uns selbst vom Unterricht ab mit der Frage: „Seht ihr den kleinen Hemdenmatz da drüben?", und sie deutete auf die gegenüberliegende Häuserfront der Fabrikstraße, wo ein kleines Mädchen (etwa zwei- bis dreijährig) halb angekleidet auf einer Fensterbank stand. Da liefen am anderen Tag in der großen Pause einige von uns hinüber, um das kleine „Hemdenmätzchen" näher kennenzulernen. Die freundliche Mutter versprach dann sogar, mit ihrer kleinen Ursula unserer Klasse einen Besuch abzustatten, natürlich in einer Stunde bei Melitta. Da entstand dann unten an der Eingangstreppe unser einziges Klassenfoto aus der Tilsiter Zeit, wobei Melitta unsere kleine Besucherin auf dem Arm hält. Dieses Bild wurde im 20. Tilsiter Rundbrief auf Seite 69 veröffentlicht. In jener Zeit entstanden auch einige schwärmerische Gedichte über „unsere Melitta", von denen ich eins (es stammt nicht von mir) hier leicht gekürzt wiedergeben möchte:

Melitta ist die Schönste im Land,
Eine Schönere hat man nie gekannt.
Es kann keine bessere Lehrerin geben,
Drum müsste Melitta ewig leben.
Sie verzeiht auch unbesonnene Sachen,
Die wir aus reinem Blödsinn machen.
Sie streckt uns die Hand zur Versöhnung hin,
Und wir schau'n sie an mit dankbarem Sinn.
Sie macht mit uns auch alles mit;
Denn Freundlichkeit ist ihre Sitt'.
Melitta, du müsstest nie von uns geh'n!
0, Melitta, es wäre zu schön!

Melitta hatte jedoch die Absicht, uns im Herbst 1944 zu verlassen, um eine Berufsausbildung zu beginnen. Von unserer Enttäuschung darüber wurden wir dadurch etwas abgelenkt, dass wir eine große Abschiedsfeier für sie in Weigels Garten draußen in Senteinen planten. (Uta Weigel war Schülerin unserer Klasse.) Doch dazu sollte es nicht mehr kommen. Die schweren Bombenangriffe Ende Juli sowie das bedrohliche Näherrücken der Front machten allem normalen Leben in unserer Stadt ein Ende, und unsere fröhliche Klassengemeinschaft wurde jäh auseinandergerissen. -

Aber sie sollte sich wieder zusammenfinden, wenn auch erst nach vielen Jahren, als wir alle schon die 50 überschritten hatten.

Als ich 1984 zur Beerdigung meines ostpreußischen Onkels nach Gütersloh gekommen war, lernte ich dort unter den Trauergästen Ursula Witt geb. Krause kennen. Durch sie erfuhr ich erstmals von den alle zwei Jahre stattfindenden Luisenschultreffen in Essen. 1986 war ich dann zum erstenmal auch dabei, gerade zur 125-Jahr-Feier unserer Schule mit vielen interessanten sowie humorvollen Beiträgen. Ich lernte auch noch Ursula Krauledat kennen, die diese Treffen ins Leben gerufen hatte und zwei Jahre später bereits tot war. Bekannte zu treffen, erwartete ich kaum. Doch groß war meine Freude, als in der Begrüßungsansprache auf zwei anwesende Lehrkräfte hingewiesen wurde, die mir beide sehr vertraut waren: Frau Ruddies und Melitta Barczik geb. Babst. Beide erinnerten sich auch an mich, als ich sie in der Pause ansprach und meinen Namen nante, und am Schluss des Treffens war es von beiden ein herzlicher Abschied. - Aber ich hatte noch einen weiteren wichtigen Fund gemacht: In einer Adressenliste, die nach Jahrgängen geordnet war, entdeckte ich einige Anschriften von Klassenkameradinnen. An alle diese schrieb ich, als ich wieder zu Hause war, einen kurzen Bericht über das Schultreffen und ermunterte sie dazu, das nächste Mal auch zu kommen. Die Reaktionen waren durchweg positiv, und einige der von mir Angeschriebenen konnten noch ein paar weitere Adressen angeben, so dass wir beim Schultreffen 1988 bereits sechs aus unserer Klasse waren.

Um das Aufstöbern weiterer Klassenkameradinnen hat sich dann Rosemarie Foltmer geb. Krause sehr verdient gemacht. Der naheliegendste Weg, nämlich Inserate im Tilsiter Rundbrief sowie im Ostpreußenblatt, brachte keinen Erfolg. Aber dann hat Rosemarie F. wahre Detektivarbeit geleistet. Wo sich nur ein kleinster Hinweis abzuzeichnen schien, schrieb sie an entsprechende Stadtverwaltungen, sowohl in der Bundesrepublik als auch in der damaligen DDR, und bezüglich auswärtiger Mitschülerinnen wandte sie sich an die Ortsverbandsvorsitzenden in den Landsmannschaften. Auch der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes wurde bemüht. Überall zeigte man sich hilfsbereit, manchmal verwies man an andere Stellen, und Rosemarie F. konnte nach zahlreichen Schreiben und Telefonaten einen schönen Erfolg verbuchen. In wenigen Fällen hat auch der Zufall eine Rolle gespielt.
Von 33 Schülerinnen unserer Klasse IIa sind es nur vier, über deren Verbleib nichts in Erfahrung gebracht werden konnte. Weitere vier waren bereits gestorben, und zwei Todesfälle folgten später, wobei es zuletzt Hannelore Waßner geb. Nieckau war, die uns für immer verließ.
Da uns bei den Schultreffen in Essen bzw. Wuppertal die Zeit stets zu kurz war, wurden bald auch Klassentreffen organisiert, die an verschiedenen

Das Klassentreffen 2005 in Bad Malente-Gremsmühlen.
Ganz vorn von rechts nach links: Martha Grischkat, Hildegard Szwalinna, Vera Pilch, Rosemarie Krause
Dahinter: Eva Lengies, Melitta Babst, Dora Thiel, Inge Kreuzer (halb verdeckt), Waltraud Schneidereit, Dorothea Klunkat, Ursula Riemer, Eva Preßler mit Lebensgefährten schräg dahinter, Uta Klunkat (jüngere Schwester von Dorothea Klunkat).

Orten stattfanden und jeweils mehrere Tage dauerten. Zweimal waren wir sogar in Wyk auf Föhr in den Ferienwohnungen der Tilsiterin Ruth Prinzen eine ganze Woche zusammen. Obwohl wir nur zwei Jahre lang eine Klasse gewesen waren, ist das Zusammengehörigkeitsgefühl sehr stark geblieben, und wir treffen uns jetzt jährlich, um die uns noch verbleibende Zeit gut zu nutzen. Von den Ehepartnern, die zum Teil auch regelmäßig mitkamen, sind nur noch wenige am Leben. Besonders zu erwähnen ist, dass auch „unsere Melitta" stets mit von der Partie ist, obwohl sie von ihrem Wohnort in Süddeutschland meistens den weitesten Anfahrtsweg hat. 2004 hat sie mit uns in Potsdam ihren 80. Geburtstag nachgefeiert. Sie ist im Herzen jung geblieben, und ihre Stimme klingt immer noch wie damals, als sie uns kleinen Mädchen Gedichte vorlas. Jetzt erfreut sie mit dieser wohlklingenden Stimme sehbehinderte und blinde Menschen, für die sie Zeitungsartikel auf Tonband spricht (s. 32. Tilsiter Rundbrief, S. 70).- Für uns aber hat sich unser kindlicher Wunsch in dem zitierten Gedicht, dass Melitta nie von uns gehen möge, auf seltsame Weise bis heute erfüllt.

Vera Jawtusch geb. Pilch

Schultreffen der Königin-Luisen-Schule in Bad Bevensen vom 10. bis 12. September 2006

Freu dich über jede Stunde,
die du lebst auf dieser Welt!
Freu dich, dass die Sonne aufgeht
und auch, dass der Regen fällt.
Du kannst atmen, du kannst fühlen,
kannst auf neuen Wegen gehn.
Freu dich, dass dich andre brauchen
und dir in die Augen sehn.

Mit diesem Lied wurde nicht nur unser Schultreffen eingeleitet, sondern es war ein Ständchen, das wir Horst Mertineit zu seinem Geburtstag sangen, den wir mit ihm gemeinsam feiern durften. Zusätzlich gab es für ihn auch noch einen schönen Blumenstrauß und für seine Gesundheit einen Heide-Kräuterschnaps. Und so begann unser Schultreffen fröhlich, aber leider in kleinem Kreis. Als erstes wurden Grußbotschaften ausgetauscht, die nicht nur ihm, sondern auch uns Luisen übermittelt wurden. Da war eine dabei, die alle zu einem Riesenbeifall veranlasste: Hans Dzieran, der Vertreter des Tilsiter Realgymnasiums, wünschte nicht nur unserem Treffen vollen Erfolg, sondern sandte uns auch noch einen von ihm verfassten und mit Bildern versehenen Artikel über die Heimkehr des Tilsiter Elchs. Die Freude ringsum war groß, und alle Luisen wünschten eine Kopie dieses Artikels. So hatten wir schon zwei freudige Ereignisse zu Beginn des Treffens zu feiern, so dass die Enttäuschung über die niedrige Beteiligung etwas gedämpft wurde. Es waren nur 26 Ehemalige, die es sich nicht nehmen ließen, trotz altersbedingter Wehwehchen zum Treffen zu kommen, und so war es trotz allem ein gemütliches und harmonisches Beisammensein.

Nach der Begrüßung durch die Schulsprecherin, berichtete diese, dass sie noch nie so viele traurige Telefonate geführt und trostlose Briefe erhalten hätte wie seit der Einladung zum Treffen. Die Anzahl der Ehemaligen verringere sich immer mehr. Durch Krankheiten und andere Gebrechen sind leider viele unserer ehemaligen Klassenkameradinnen nicht mehr in der Lage, an unseren Treffen teilzunehmen. Der Vorschlag von weiteren Treffen abzusehen, wurde jedoch mit starkem Protest abgelehnt. Man einigte sich aber darauf, in Zukunft keine „Schultreffen" mehr zu organisieren (da das Wort „Schultreffen" bei einer Beteiligung von nur 26 Personen nach Hochstapelei rieche), sondern man kurz und knapp zum „Treffen ehemaliger Schülerinnen der KLST" einladen würde. Na ja, machen wir!

Die ersten Teilnehmerinnen des Schultreffens sind eingetroffen und haben sich zu einem Gedankenaustausch auf der Terrasse des Hotels „Vier Linden" niedergelassen.
Foto: Marianne Hoffmann

Dr. Renate Scheier geb. Brehm nahm die Totenehrung vor und erinnerte an unser Schultreffen von vor 20 Jahren in Essen, als die große Aula der dortigen Luisenschule bis zu den letzten Reihen gefüllt war. Damals feierten wir das 125jährige Bestehen unserer Schule. In diesem Jahr wäre unsere Schule 145 Jahre alt geworden, und nur noch ein kleiner Kreis hat sich zusammengefunden, da Alter und Krankheit ihren Tribut fordern und wir uns in diesem Jahr von 14 Mitschülerinnen für immer verabschieden müssen. Sie sagte u.a.: „Unsere Schulgemeinschaft hat sich in besondererweise um den Kontakt zu unserer Stadt Tilsit und den jetzt dort lebenden Menschen bemüht. Die vielen Schulausflüge dorthin, die Gespräche mit den heutigen „Tilsitern" und die aktive, praktische Hilfe dienten dazu, Verständnis zu fördern, Vorurteile abzubauen und eine menschliche Brücke zu bauen, nicht nur in die Vergangenheit, sondern vor allem in die Zukunft. Um diese Ziele, fern von Anklage und Hass, haben sich auch die Menschen bemüht, um die wir heute trauern!"

Im weiteren Verlauf des Treffens wurde vom Sowjetsker Waisenhaus berichtet, das am 20. Oktober sein 50jähriges Jubiläum feiert, zu dem Bernd Zymni die Grüße der ehemaligen Luisen-Schülerinnen mit einer kleinen Geldspende überbringen wird. Auch von Eva Bates aus

Utah/USA wurde berichtet, die im Sommer mit zehn Amerikanern im Sommerlager des Tilsiter Waisenhauses war, um dort zusammen mit den Waisenkindern Ferien zu machen und auch zu arbeiten. (Ein ausführlicher Bericht darüber kann bei Bedarf bei Rosemarie Lang angefordert werden.) So wird unser Schicksal, unsere Heimat und vor allem unsere deutsche bzw. preußische Geschichte auch in Amerika, wenn auch im kleinsten Rahmen, an den Mann gebracht.
Nach einer Mittagsruhe sprach Horst Mertineit zu den Luisen und berichtete über die Feierlichkeiten zur Einweihung des Ehrenfriedhofes im früheren Waldfriedhof und über die Rückkehr unseres Tilsiter Elchs. Eine anschließend rege Diskussion über das Geschehen und die Zukunft der Tilsiter Stadtgemeinschaft folgten. Mit unserer Tilsiter Nationalhymne „Zogen einst fünf wilde Schwäne" wurde dieser Tag abgeschlossen. Am nächsten Morgen trafen sich die Teilnehmerinnen zu einer Besichtigung des Klosters Medingen mit interessanter Führung durch eine dort wohnende Stiftsdame.
Allmählich trennten sich dann die Wege der Luisen mit guten Wünschen für Gesundheit, damit im kommenden Jahr das Haupttreffen der Tilsiter in Kiel besucht werden, die 200jährige Wiederkehr des Tilsiter Friedens in Sowjetsk/Tilsit gefeiert werden kann oder wieder ein Treffen der Schülerinnen der Königin-Luisen-Schule stattfindet. *Rosemarie Lang*

Schulgemeinschaft SRT Realgymnasium/Oberschule für Jungen zu Tilsit

Unser 62. Schultreffen hatten wir in den Wonnemonat Mai gelegt. Das war ein guter Entschluss. Drei Tage Kaiserwetter - was will man noch mehr. Hier der Bericht über das

62. Schultreffen in Hameln

Das Hotel „Stadt Hameln", direkt an der Uferpromenade der Weser gelegen, lockte bei herrlichem Maienwetter so manchen der schon zeitig Angereisten zu einem kleinen Mittagsspaziergang. Gegen 14 Uhr begann sich der Veranstaltungssaal des Hotels zu füllen. Herzliche Wiedersehensfreude bei Schulkameraden und Ehepartnern wie bei einem großen Familientreffen, aber auch nachdenkliches Bedauern, weil manches bekannte Gesicht diesmal fehlte.
Ja, es waren weniger Schulkameraden gekommen als in den vorhergehenden Jahren. Das Alter fordert seinen Tribut. Der Jüngste in unserer

Schulgemeinschaft ist inzwischen 72 Jahre alt. Gesundheitliche Beeinträchtigungen, Krankheiten, Therapien, operative Eingriffe machen in zunehmendem Maße zu schaffen, die Betreuung pflegebedürftiger Angehöriger erfordert viel Zeit und Kraft, und auch das Reisen wird immer beschwerlicher. Umso erfreulicher war, dass dennoch 33 Schulkameraden, 27 Ehepartner und zwei Gäste aus allen Himmelsrichtungen nach Hameln angereist waren. Fünf kamen aus Baden-Württemberg (Aufzählung der Bundesländer in alphabetischer Reihenfolge), zwei aus Bayern, zwei aus Berlin, zwei aus Brandenburg, vier aus Hamburg, drei aus Hessen, 20 aus Niedersachsen, zehn aus Nordrhein-Westfalen, sechs aus Sachsen, vier aus Schleswig-Holstein und vier aus Thüringen. Flucht und Vertreibung hatten sie über ganz Deutschland verstreut, und nun nutzten sie die Gelegenheit zu einem frohen Wiedersehen in vertrauter heimatlicher Runde.

Eine gelungene Überraschung war das Auftauchen des Hamelner Rattenfängers. In buntem historischem Gewand und mit lustigem Flötenspiel hüpfte er zwischen den Tischen umher und verkündete, was einst in Hameln passiert war. Sein Auftritt wurde mit viel Beifall bedacht.

Unsere Schule ist unvergessen

Nach der gemütlichen Kaffeetafel eröffnete Gernot Grübler mit dem gemeinsamen Gesang des Ostpreußenliedes den offiziellen Teil des 62. Schultreffens. Herzlich begrüßter Gast war das Vorstandsmitglied der Tilsiter Stadtgemeinschaft, Alfred Pipien mit Frau Elsbeth. Helmut Fritzler verlas die Namen von neun Schulkameraden, die unsere Schulgemeinschaft für immer verließen und alle erhoben sich in stillem Gedenken von ihren Plätzen.

Der Vorsitzende der Schulgemeinschaft Hans Dzieran hob in seiner Ansprache hervor, dass die SRT seit Anbeginn ihres Bestehens nie nachgelassen hat, den Zusammenhalt der ehemaligen Schüler zu pflegen und das Andenken an die Schule und ihre Lehrer wach zu halten. Er schilderte, wie er während seiner Rekonvalenszeit in den vergangenen Monaten Zeit und Muße hatte, in der alten Korrespondenz der Nachkriegsjahre zu blättern, die im Archiv der Schulgemeinschaft aufbewahrt wird. Ein paar Kostproben aus Briefen einiger Studienräte fanden großes Interesse der Zuhörer. Studienrat Hassenstein, Studienrat Stiebens, Oberstudienrat Kerner, Zeichenlehrer Budinski und Studienrat Jankowsky hatten zwar heil die Flucht überstanden und wieder eine Anstellung im Schuldienst der damaligen sowjetischen Besatzungszone gefunden, aber ihre Briefe sind zugleich erschütternde Zeitdokumente, die den Schmerz über gefallene oder verschleppte nahe Angehörige und über die verlorene Heimat spürbar werden lassen.

Eine komplette Zusammenstellung der Schicksale unserer Lehrer ist derzeit in Arbeit und wird in mehreren Fortsetzungen in den SRT-Mitteilungen zur Veröffentlichung kommen. Das Andenken an unsere Lehrer soll nicht in Vergessenheit geraten. Das sind wir ihnen, die uns das geistige Rüstzeug für den Weg ins Leben gaben, schuldig.
Das 62. Schultreffen - so Hans Dzieran - sei ein eindrucksvoller Beweis, dass die Schule lebt und im Wirken der Schulgemeinschaft fortbesteht. Auch wenn man alt und grau geworden sei, so sind die Herzen doch jung geblieben. Das nächste Schultreffen wird in Kiel stattfinden, wo wir uns in das große Treffen der Heimatkreise Tilsit, Tilsit-Ragnit und Eichniederung einordnen werden, das in Erinnerung an 200 Jahre Tilsiter Frieden veranstaltet wird. Er gab seiner Hoffnung Ausdruck, dass wir uns dann alle möglichst gesund und munter wiedersehen „Laßt uns alles dafür tun, dass das Land der dunklen Wälder nicht in Vergessenheit gerät und im Gedächtnis der Menschen erhalten bleibt!"
Der Vorsitzende der Stadtgemeinschaft Tilsit, Horst Mertineit, hatte ein Grußwort gefaxt. Es sei eine bedrückende Tatsache, dass sich vielerorts die Reihen lichten, die Mobilität schwindet und Resignation um sich greift. Dennoch tue die Schulgemeinschaft SRT alles, um Tilsit am Leben zu halten, dass auch die Russen ein Tilsit-Denken bekommen und dass Tilsit nicht im Staub der Geschichte versinkt. Er wünschte dem Treffen frohe Stunden.
Für ihre heimattreue Verbundenheit mit dem Tilsiter Realgymnasium und aktive Unterstützung der Schulgemeinschaft wurden die Kameraden Ulrich Krups, Gerhard Pfiel, Siegfried Schiemann und Gerhard Schulz mit dem „Goldenen Albertus" ausgezeichnet.
Zum Abschluss des offiziellen Teils gab Gernot Grübler Hinweise und Erläuterungen für den weiteren Ablauf des Treffens, das gegen 19 Uhr mit einem kalten und warmen Dinnerbüffet fortgesetzt wurde.

Erinnerung an Ostpreußen wach halten

Der Abend bot reichlich Gelegenheit zu ausgiebiger Unterhaltung. Erinnerungen an die Heimat machten die Runde. Im Alter gewinnen Erinnerungen immer mehr an Gewicht. Sie lassen die Gedanken in jene Zeit zurückschweifen, die in der Regel als die schönste des Lebens gilt — in die Kindheit und Jugend. Begegnungen mit Gefährten aus jener Zeit schaffen bei aller Unterschiedlichkeit der Lebenswege und Schicksale ein Gefühl trauter Verbundenheit.
Bruno Lehnert gab einen Augenzeugenbericht über den Fliegerangriff vom 25. Juli 1944, als die oberen Stockwerke der Schule ausbrannten. Werner Vellbinger erzählte von Paddelfahrten auf der Memel mit Lehrer Budinski. Werner Knoch sprach von seinen jetzigen Tilsiter Eindrücken, und angeregt wurde auch über die Absicht der Franzosen debattiert, im

Tilsiter Oberschüler trafen sich im Wonnemonat Mai in Hameln.

Foto: Karl-Heinz Frischmuth

Auf den Spuren des Rattenfängers. *Foto: Regina Dzieran*

kommenden Jahr den Friedensschluss zu Tilsit mit großem Pomp zu feiern. Für uns gebe es wenig Gründe für eine Jubelfeier, denn für

Preußen war es ein Tag der Schmach und Erniedrigung. Aber vielleicht sei es eine Gelegenheit, den Namen Tilsit publik zu machen. Es ist schon erschütternd, wenn sogar die Hamelner Stadtführerin, ansonsten sehr belesen, mit dem Namen Tilsit nichts anfangen konnte.
Die verbreitete Unkenntnis führt auch zu direkter Verfälschung der historischen Vergangenheit. In Gesprächen wurde die Illustrierte SUPER-ILLU kritisiert, die auf einer Doppelseite den Hauptdarsteller des Films „Eine Liebe in Königsberg" vor einer russisch-orthodoxen Kathedrale präsentiert, die laut Bildtext zerbombt und nun in neuem Glanz wiederhergestellt sei. Eine Kathedrale mit Zwiebeltürmen hat es in Königsberg früher nie gegeben. Sie entstand erst anlässlich des 60. Jahrestages der Eroberung Königsbergs durch die Sowjetarmee. Ganz offensichtlich wird hier versucht, der Stadt am Pregel eine russische Vergangenheit anzudichten.
Umso mehr gilt es - darin waren sich alle einig - für die unverfälschte Erinnerung an Ostpreußen und für die historische Wahrheit seiner siebenhundertjährigen Geschichte einzutreten.

Stadtrundgang und Dampferfahrt

Am nächsten Morgen versammelten wir uns vor dem Hotel zum Fototermin und zum Stadtrundgang. Geführt in drei Gruppen erlebten wir in einem anderthalbstündigen Spaziergang die romantische Altstadt, hörten Interessantes über die Hamelner Geschichte, über die Rattenfängersage, über die Weserrenaissance bis hin zur gelungenen Altstadtsanierung. Als günstig gelegener Handelsplatz an der Weser gelangte Hameln im Mittelalter rasch zu wirtschaftlicher Blüte. Davon zeugen prächtige Gebäude im Stil der Weserrenaissance und schöne mittelalterliche Fachwerkhäuser. Der historische Stadtkern blieb im Zweiten Weltkrieg von Zerstörungen weitgehend verschont, die Straßenzüge sind in ihrer ursprünglichen Anlage erhalten.
Nach dem Spaziergang durch Hameln folgte ein Spaziergang durch Tilsit. So hieß der Videofilm, den Jakow Rosenblum gedreht hatte und den wir uns im Hotel anschauen konnten. Er führte uns in alle Ecken unserer Vaterstadt und stellte sehr gelungen den Vergleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart dar.
Für den Nachmittag war die „MS Holzminden" gechartert und pünktlich 14 Uhr ging es an Bord. Diesmal hatten wir niemanden, der den Anschluss verpasste, wie in Celle oder Dresden. Im Bordrestaurant wartete bereits eine Kaffeetafel, doch mehr noch lockte der herrliche Sonnenschein nach oben, wo uns drei Oberdecks zur Verfügung standen. Zwei Stunden lang glitt der Dampfer durch das liebliche Weserbergland, und so manche Erinnerung an Fahrten zum Rombinus mit der „Grenzland" wurde wach.

Hameln war ein voller Erfolg

Der Abend vereinte noch einmal alle Teilnehmer zum gemeinsamen Essen und zum geselligen Beisammensein. Man ließ die Erlebnisse der beiden Tage Revue passieren. In einem kurzen Schlusswort zog Hans Dzieran ein Resümee des Treffens. Es waren harmonische Stunden der Gemeinsamkeit mit interessanten Gesprächen und Erlebnissen, von denen wir wieder eine Weile zehren können und die in guter Erinnerung bleiben werden. Er dankte noch einmal allen für ihr Kommen und jenen, die zum Gelingen des Treffens beigetragen hatten. Besonderes Lob wurde Gemot Grübler zuteil, der mit seiner guten Vorbereitung für einen perfekten Ablauf sorgte und dem mit herzlichem Beifall gedankt wurde.

Zum Ausklang des Abends wurden alle noch einmal gefordert, als gegen 21 Uhr zum Dielentanz aufgespielt wurde. Ungeachtet der zweitägigen Strapazen und der nicht mehr ganz elastischen Beine wiegten sich zahlreiche Paare auf dem Parkett. Allerdings war das Durchhaltevermögen nicht mehr wie einst und bald schon war Ruhe im Bau.

Der dritte Tag stand nach ausgiebigem Hotelfrühstück im Zeichen des Abschiednehmens. Mit guten Wünschen sagte man einander Lebewohl, wünschte eine gute Heimfahrt und gab der Hoffnung Ausdruck, sich im kommenden Jahr in trauter Runde wiederzusehen. Hameln war ein voller Erfolg! *SRT-Redaktionsgruppe*

Schulgemeinschaft

FREIHEITER SCHULE TILSIT

GOSLAR im Harz, die alte Kaiserstadt mit dem Prädikat „Weltkulturerbe" war das Ziel des Treffens unserer Schulgemeinschaft vom 21. bis 25. Juni 2006 im RAMADA-Hotel Bären.

Wunderbares Wetter, herzliche Aufnahme und erstklassige Unterbringung der 26 Teilnehmer waren schon eine Garantie für ein erneut gutes Gelingen unseres alljährlichen Schultreffens.

Eine Busrundfahrt durch den Harz mit vielen Gelegenheiten zu Stippvisiten in einigen Städten und Sehenswürdigkeiten wurde ebenso begeistert aufgenommen, wie die Möglichkeit, in Wernigerode mit der „Bimmelbahn" zum Schloss hinauffahren zu können.

Ein weiterer Höhepunkt war dann auch die von unserem Gastgeber als Service arrangierte Führung durch Goslars Innenstadt. Mit großem Interesse hörten wir über die Entstehung der Stadt, deren Kultur und Schwerpunkte in Handel und Handwerk. Das Glockenspiel von einem Giebel des Kämmererhauses am Markt faszinierte alle, und das Defilee der Holzfiguren in historischen Darstellungen war dann das Ziel vieler Kameraobjektive. Die Kaiserpfalz und das Hospiz „Großes Heiliges

Die „Freiheiter" im Jahr 2006 in Goslar. *Foto: privat*

Kreuz" zu besuchen, war auch für uns ein Muss. Abschließend gab es einen Sektempfang in einem Schwesterhotel unserer Gastgeber, zu dem die Geschäftsleitung geladen hatte.
Für persönliche Exkursionen war dann ein ganzer Tag eingeplant und ist auch ausgiebig genutzt worden. Einige zog es sogar zum Rammeisberg, dem Goslar ebenfalls seinen Wohlstand zu verdanken hat.
Unvergesslich dann die Abende auf der Terrasse unseres Hotels. Alte Fotografien machten die Runde und immer wieder das „Weißt du noch?" und „Da haben und da sind wir immer". Gesprächsthemen, die immer wieder unsere Jugendjahre in unserer geliebten Heimatstadt in Erinnerung brachten.
Leider mussten wir auch vom Ableben unserer allseits beliebten Mitschülerin Frau Erika Försterling geb. Beckmann Kenntnis nehmen. Frau Försterling, die uns am 22. Dezember 2005 für immer verlassen hat, hat sich immer gerne für unsere Schulgemeinschaft interessiert, und durch ihre Empfehlung sind wir in diesem Jahr in Goslar zusammengekommen. Postum danke, liebe Erika Försterling.
Nicht zuletzt sei erwähnt, dass Frau Anneliese Slateff geb. Domnik, fr. Stromgasse 9, sich aktiv unserer Schulgemeinschaft angeschlossen hat.

Für das Jahr 2007 ist wieder ein Schultreffen geplant. Zielort wird voraussichtlich Schwerin sein. Sollten sich genügend Teilnehmer finden, wäre evtl. auch eine Reise nach Tilsit möglich. Über Zuschriften oder Anrufe würde ich mich sehr freuen.

Horst Gelhaar, Drosselweg 9, 21406 Melbeck, Telefon 04134/516

Nach der Übernahme der Großschulgemeinschaft Schwedenfeld und Freunde, habe ich, Manfred Ritter, von Alfred und Elsbeth Pipien die unser Treffen Jahrzehnte erfolgreich organisiert haben, unser diesjähriges Beisammensein erstmals in Lüneburg vom 8. bis 10. September 2006 durchgeführt.
Wir haben uns bei annehmbaren, ausgehandelten Preisen im Maritimhotel sehr wohl gefühlt. Am Samstagvormittag haben wir das Ostpreußische Landes- und Jagdmuseum besucht. Es war für alle ein schönes Erlebnis.
Um 16 Uhr haben sich dann alle wieder im Restaurant eingefunden. Elsbeth hat dann im Laufe des Nachmittags die Totenehrung vorgenommen, sowie Grüße von Mitschülern bestellt, die ihre schon geplante Teilnahme leider aus gesundheitlichen Gründen kurzfristig absagen mussten. Mit gegenseitigem „Weißt du noch?" ging der Abend dann zu Ende. Am Sonntagmorgen gab es ein allgemeines Abschiednehmen mit den guten Wünschen, sich im nächsten Jahr wiederzusehen.
Für das Jahr 2007 planen wir wieder in Lüneburg ein Treffen. Voraussichtlich Anfang Juni. Wenn auch unsere Schulgemeinschaft bedingt durch Krankheit und Tod sehr viel kleiner geworden ist, so waren immerhin noch ca. 22 Personen da. Ich hoffe sehr, dass es im nächsten Jahr viel mehr sein werden. Den Kranken auf diesem Wege „Gute Besserung". Ab Mitte Dezember werde ich unser Rundschreiben, verbunden mit einer Einladung an Euch, auf die Reise schicken. Seid alle recht herzlich gegrüßt von *Manfred Ritter*

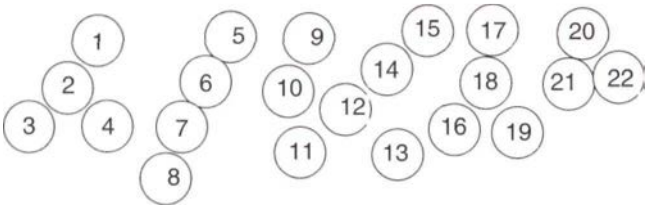
An den Auwiesen 12, 23714 Bad Malente, Telefon 045231 88 9920

Schul- und Ortstreffen der Senteiner Schule

Teilnehmer: 33 Personen, davon 27 Bendigsfelder (19 Ehemalige); 6 Senteiner (5 Ehemalige). Am Samstag: Waltraut Allisat (Bendigsfelde/Senteinen); Alfred Rubbel aus Senteinen/Drangowskiberg

Wie immer war die Anreise am Donnerstag und Freitag und wir hatten einen lustigen, bunten Abend. Besonders ist Horst Gailus und seiner Frau Cecilia für den gesanglichen Beitrag zu danken. Jedes Jahr aufs Neue können wir feststellen, dass die Stimmung zwischen uns sehr gut,

Die Ehemaligen! 6. Treffen vom 11. bis 14. Mai 2006 in Bad Pyrmont.



1 Eitel Hölzler, 2 Helga Stuhlemmer, 3 Brigitte Schulzke, 4 Waltraud Allisat, 5 Horst Gailus, 6 Helga Nawrotzki, 7 Elfriede Schulzke, 8 Herta Szonn, 9 Alfred Schmissat, 10 Charlotte Bieber, 11 Gretel Klassus, 12 Erika Grabow, 13 Lydia Klassus, 14 Erika Triebe, 15 Lydia Eckloff, 16 Frieda Schmickt, 17 Horst Lossau, 18 Alfred Surau, 19 Heinz Butzkies, 20 Oskar Pareigies, 21 Otto Mertins, 22 Heinz Schmickt
Auf dem Foto fehlen drei Ehemalige: Charlotte Schmickt, Edeltraud Schmidt und Irma Hölzler. Waltraud Allisat hat nur am Sonnabend teilgenommen. (Bei den Frauen wurde der Mädchenname angegeben.)

sehr harmonisch und vor allem auch lustig ist. So viel wie wir in diesen Tagen lachten, lacht so mancher von uns das ganze Jahr nicht. Naja, das ist vielleicht etwas übertrieben. Dennoch stelle ich persönlich fest, dass es mit zwei oder drei Ostpreussen immer lustig ist.
Als besondere Gäste konnten wir Lydia Klassus, angereist aus Canada, begrüßen. Sie feierte noch in Bad Pyrmont am 15. Mai ihren 81. Geburtstag. Sie wurde begleitet von Sohn Kurt.
Es gab so viel zu erzählen und zu berichten. Nach über 60 Jahren konnten wir Erinnerungen austauschen und staunen, welche Lebenswege sich aus der damaligen Situation ergeben haben.
Wir hatten wieder Glück mit dem Wetter. Bad Pyrmont ist ein hübscher, kleiner Kurort, umgeben von einer hügeligen Landschaft.

Lydia war nicht die Älteste in unserer Runde. Schwester Gretel ist schon 82, und Herta Müller geb. Szonn bereits 83 . Aber es ist ja bekannt, dass die Ostpreussen einfach Urgesteine sind. Wir freuen uns, dass viele, trotz einer beschwerlichen Anreise, wieder dabei waren. Am Samstag hielt Alfred Rubbel einen Vortrag über die geschichtliche Entwicklung von Senteinen und Bendigsfelde. Außerdem berichtete er über den Stand der bevorstehenden Wiedereinweihung des Tilsiter Waldfriedhofes, nachdem die Umbettung der Gefallenen des 2. Weltkrieges und Bombenopfer der Stadt Tilsit abgeschlossen ist. Besonderer Dank gilt dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

Nächstes Treffen: 10. bis 13. Mai 2007 in Bad Pyrmont im Ostheim. Wir freuen uns über jeden Gast! *Helga Wachsmuth*

Schulgemeinschaft Neustädtische Schule

Heimatarbeit ist seit nun mehr als 11 Jahren auch für die ehemaligen „Neustädtischen" ein sehr ernstes Anliegen.

Im vergangenen Jahr wurde in Hermannsburg/Lüneburger Heide das 10jährige Gründungsjubiläum der Schulgemeinschaft „Neustädtische Schule Tilsit" festlich begangen. Eine Besonderheit dieser schönen Tage war die Aufnahme von Hans Detlefsen als Ehrenmitglied in unsere Schulgemeinschaft. Hans Detlefsen wurde am 2. Juni 1923 in Tilsit, Sommerstraße 27a (Feuerwehrblock) geboren, besuchte von 1929 bis 1937 die Neustädtische Schule, lebte nach der Vertreibung bis zu seinem Tode am 1. Juni 1992 als Grafiker in Chemnitz. Er gestaltete bedeutende Briefmarkenserien der ehemaligen DDR bis 1989 und von 1990 bis 1992 für das vereinte Deutschland.

Die Lüneburger Heide war auch in diesem Jahr wieder Treffpunkt der „Neustädter". Dank der erneuten akribischen Vorbereitung unseres Celler Tilsiters Günter Voigt (Der Hauptmann von Köpenick lässt grüßen!), war unsere Heimatstadt ständig „in unserer Nähe". Zwei Fotodokumentationen wurden an die Teilnehmer verteilt.

Obwohl der extrem heiße Sommer der Heideblüte sehr geschadet hat, unternahmen wir mehrmals Spaziergänge in und durch die Heide. Der Besuch des Hermann-Löns-Denkmals und die Umwanderung der stillgelegten Kieselgur-Gruben waren willkommene Bereicherungen unseres Allgemeinwissens.

Der Filmtierpark von Jo Bodemann in Höfer bei Eschede mit ca. einstündiger Vorführung von in der Ausbildung befindlichen Wildtieren und etwas harmloseren Vier- und Zweibeinern wie Hund und Laufenten war für Kinder wie für Erwachsene spannend und lehrreich.

Natürlich nutzten wir die „größte" Wasserstraße der besuchten Region, die Aller, für eine mehrstündige Dampferfahrt. Für die Zukunft wird weiterhin geplant, obwohl unser Häuflein auch immer kleiner wird. Ein Besuch von Tilsit zu den 200-Jahr-Feierlichkeiten, erst recht, nachdem der Elch uns nach langer Zeit wieder begrüßen würde, erscheint trotz zugenommener altersbedingter Beschwerlichkeiten, sehr reizvoll.
Auf jeden Fall werden wir sicher bis zum „Letzten Mann" im Rahmen unserer Schulgemeinschaft die Erinnerung an unsere Heimatstadt und unser Ostpreußen pflegen. *Erwin Feige,*
Sprecher der Schulgemeinschaft „Neustädtische Schule" Tilsit"

Treffen der Johanna-Wolffler vom 27. bis 30. Juli 2006 in Fulda / Hessen

„Geschenkte Zeit ist mitgeteiltes Leben !"

Strahlender Sonnenschein! Hitze! Und was für welche! Aber die Johanna-Wolffler können und wollen es ja nicht lassen, zum Schultreffen zu fahren. Diesmal suchten sie zum 8. Mal die Gemeinschaft. Auch ich kam in Fulda gut an, trotz ausgefallener Klimaanlage in meinem ICE.

Diesmal waren wir 23 Marjellchens und Lorbasse. Nach einem sehr wohlschmeckenden Abendessen begrüßte uns Annemarie Knopf. Sie dankte für alle Mitarbeit, besonders von Irmgard Steffen, die immer die Hauptlast der Organisation trägt. Ute Hoffmann stellte sinnigerweise drei kleine Engel auf die Plätze des „Dreigestirns", was für eine nette Geste! Auch konnten wir endlich Waltraut Brummer, jetzt wohnhaft in München, begrüßen, die es nach mehreren Anläufen geschafft hat, zum Schultreffen zu kommen.
Nun muss ich noch eine traurige Mitteilung machen: Unsere Mitschülerinnen Ilse Kiehlau und Gretchen Wagner geb. Kahlfier sind in diesem Jahr aus unserer Mitte in die Ewigkeit abberufen worden. Gretchen hat uns mit ihrer fröhlichen Gegenwart und ihrer Gläubigkeit viel Freude gemacht. Gretchen war ein überzeugt gläubiger Mensch. Es gibt eine trostvolle Formulierung für Menschen, die heimgegangen sind:

Wir wollen nicht trauern, dass wir sie verloren haben,
sondern dankbar sein dafür, dass wir sie gehabt haben,
ja auch jetzt noch besitzen,
denn wer heimkommt zum HERRN
bleibt in der Gemeinschaft der Gottesfamilie
und ist nur vorausgegangen.

Gotteskinder sehen sich nie zum letzten Mal!

Nachdem wir uns für einige Minuten des stillen Gedenkens erhoben hatten, verlas Irmgard Steffen mit anrührenden Worten einen Nachruf. Wir sind ihr sehr dankbar, dass sie im Namen unserer Gruppe an der Beerdigung teilgenommen hat.
Da wir aber auch für uns in Anspruch nehmen dürfen: Weinet mit den Weinenden und seid fröhlich mit den Fröhlichen, ist in Folgendem zu berichten, dass wir uns wieder einer wunderbaren harmonischen Gemeinschaft erfreuen durften.
Irmgard Steffen hatte wieder ein interessantes Programm zusammengestellt, wohldurchdacht in Bezug auf das Alter der Teilnehmer sowie die große herrschende Hitze. Niemand wurde überfordert.

Am 28. Juli 2006 stiegen wir gut gelaunt in den Bus, welcher uns zur höchsten Erhebung der Rhön, der „Wasserkuppe", brachte. Die Fahrt durch das schöne Hessen verging im Nu. Angekommen, bereicherte ein Info-Film unser Wissen über Land, Leute und Traditionen. Dann fuhren wir durch die schöne Rhön-Landschaft zum Kloster auf dem Kreuzberg in der bayr. Rhön. Dort Himmel und Menschen! Erste Handlung: Kauf eines kalten Getränkes und Suchen eines Schattenplatzes. Beides klappte.
Am späten Nachmittag wieder im Hotel angekommen, wurde die Zeit zum Duschen, Ausruhen und Kaffeetrinken genutzt. Der nächste Tag stand zur freien Verfügung. Jeder konnte anstellen, wozu er Lust hatte. Angeboten wurde, einen Ausflug nach Fulda zu unternehmen, um Dom, Schlosspark und die herrliche Altstadt zu besichtigen. Unter den Sonnenschirmen auf der Terrasse im Fuldaer Schlossgarten haben wir der Hitze Paroli geboten mit von Annemarie spendiertem Multisaft, Eiskaffee oder Eis.

„ Singen macht froh, manche sagen auch frei!"

Auch wir sangen wieder nach Herzenslust. Wie schön war der Anblick, als unser Dorchen dem Klaus Gesangsunterricht erteilte. Und sie, das Dorchen, hatte uns mit einem selbst gedichteten Lied ordentlich in Schwung gebracht. Wie - das ist aus folgendem Text zu lesen. Von einigen wurde der Wunsch geäußert, dieses Lied im Tilsiter Rundbrief zu veröffentlichen:

„Ja die Tilsiter"
(Gymnastik zur Melodie: Von den blauen Bergen kommen wir)

Ja die Tilsiter feiern, dass es kracht,
gute Laune haben alle mitgebracht.
Wollen miteinander singen, schöne Tage hier verbringen,
ja die Tilsiter, die feiern, daß es kracht.

Arme hoch. Arme runter und nach vorn, Arme hoch. Arme runter und nach vorn,
wollen miteinander singen, schöne Tage hier verbringen,
ja die Tilsiter feiern, dass es kracht.

durch den Krieg sind wir verteilt auf unser Land,
wo ein jeder ein Zuhause wieder fand,
Die klügsten Jungs, die schönsten Mädchen gab es nur in unsrem Städtchen,
das war Tilsit an der Memel, wohlbekannt.

Arme hoch. Arme runter und nach vorn, Arme hoch. Arme runter und nach vorn,
Die klügsten Jungs, die schönsten Mädchen gab es nur in einem Städtchen,
das war Tilsit an der Memel, wohlbekannt.

Doch auch Fulda ist 'ne schöne tolle Stadt,
wohin das Dreigestirn uns eingeladen hat.
Wir sind alle hergekommen, haben uns die Zeit genommen,
um zu plaudern über Tilsit, unsre Stadt.

Arme hoch, Arme runter und nach vorn. Arme hoch. Arme runter und nach vom,
Sie sind alle hergekommen, haben sich die Zeit genommen,
um zu plaudern über Tilsit, unsre Stadt.

Ja die Tilsiter sind lustig und auch froh,
das weiß jeder hier im Saale sowieso.
Fangen wir erst an zu singen, Heimatlieder dann erklingen,
ja die Tilsiter sind lustig und auch froh.

Arme hoch. Arme runter und nach vorn. Arme hoch. Arme runter und nach vorn,
fangen wir erst an zu singen. Heimatlieder dann erklingen,
ja die Tilsiter sind lustig und auch froh.

Und für alle miteinander ist doch klar,
Ob aus Osten oder Westen, so vereint ist es am besten,
wirkomm'n wieder zu dem Treffen nächstes Jahr.

Arme hoch. Arme runter und nach vorn. Arme hoch Arme runter und nach vorn,
Ob aus Osten oder Westen, so vereint ist es am besten,
wir kommen wieder zu dem Treffen nächstes Jahr.

Text: Dora Oeltze

Sehr dankbar sind wir auch für sich spontan ergebende kurze, besinnliche Minuten. Berichte über kürzlich erfolgte Reisen in die alte Heimat, Begegnungen mit den neuen Einwohnern der Stadt, Freundschaften, die sich im Laufe der Jahre ergeben und gefestigt haben.
Und zum Schluss ist es mir ein herzliches Anliegen, noch ein paar Dankesworte anzufügen:
- Dir, liebe Irmgard Steffen, für Deinen unermüdlichen, professionellen Einsatz bei den Vorbereitungen für unser Treffen ein herzliches Dankeschön!

Hintere Reihe v.l.:
Peter Birth, Hans Georg Hoffmann, Marianne Haeger geb. Powileit, Irmgard Steffen geb. Hoedtke, Wolfhard Froese;
vordere Reihe v.l.:
Gerda Daehmlow geb. Uter, Evelin Dickow geb. Goldapp, Christa Lehbrink geb. Helm, Rotraud Heyse geb. Müller, Elfriede Satzer.

Nicht auf dem Gruppenfoto: Hannelore Patzelt-Hennig. Unter abenteuerlichen Umständen erreichte sie das Schultreffen mit Verspätung: und zwar mit einem ICE 537 in Fulda. Dieser Zug fiel nämlich bei der ursprünglichen Abfahrt in Bremen aus!

- Auch Dir, liebes „Knöpfchen", danken wir nochmals, daß Du das so wichtige, kleine Klassenbildchen nicht dem Feuertod übergeben hast. Wir fanden es im Tilsiter Rundbrief, dem wir es definitiv verdanken, dass wir uns alle kennen- und schätzen lernen durften!
- Gern erwähne ich auch unsere 83jährige Gerda Daehmlow, „eines unserer lustigen Häuser", welche uns noch kurz vor ihrer Heimfahrt mit einem kleinen Souvenir beschenkte. Danke Gerda!
-Wolfhard, Du lieber Lorbaß, schreibst mir jedes Jahr den Bericht in den Computer einschließlich Ausdruck und Gruppenfoto - und hast uns auch noch zum Bahnhof gefahren! Dir ein ebenso herzliches Danke!

Nichts ist selbstverständlich! Alles ist Geschenk!
So Gott es schenkt, also bis zum nächsten Jahr!

Bis dahin und überhaupt: „Streut Euch Blumen zur Lebenszeit,
kurz ist die Zeit, die Ihr beisammen seid!"

Elfriede Satzer

Welches Gewicht bekommen doch die letzten Sätze dieses Berichtes! Zutiefst erschüttert hat uns die Nachricht vom Ableben unserer geschätzten und beliebten

Gisela Völkel geb. Broszeit am 28. September 2006!

Du als leibliche Schwester, liebes Dorchen nebst Deinen Angehörigen, hast unsere aufrichtige Anteilnahme! Unsere Entschlafene werden wir nie vergessen!

Helene Makein wurde 100

Am 13. Januar 1906 wurde sie in Gr. Marienwalde als Helene Enseleit geboren. Sie war die jüngste von acht Geschwistern. Schon mit 16 Jahren ist sie in Stellung gegangen, wie man damals sagte. Unter anderem arbeitete sie bei Graf Keyserlingk. 1927 heiratete sie Franz Makein. Aus der Ehe gingen eine Tochter und
ein Sohn hervor.
Tochter Gerda starb leider schon im Alter von 7 Jahren. 1934 erfolgte der Umzug nach Tilsit-Senteinen, bevor die Familie 1937 in das Stadtgebiet zog und auf dem Anwesen des Schmiedemeisters Julius Zander, Am Anger Nr. 10, wohnte. Der Ehemann war bei der Wehrmacht. Das Wohnhaus wurde, wie alle Häuser Am Anger, im August 1944 durch einen Bombenangriff zerstört. So musste Helene Makein mit ihrem Sohn Werner, wie alle Tilsiter, die Stadt verlassen. Zunächst waren Makeins für sechs Wochen in Masuren, in der Nähe von Tannenberg auf dem Vorwerk eines Gutes untergebracht. Dann begann die Flucht. Die Fahrt in einem Viehwaggon dauerte acht Tage und Nächte und endete in Sachsen, wo Makeins von Oktober 1944 bis März 1945 in einem kleinen Ort untergebracht waren. Weiter ging es dann mit dem Zug, wo die beiden Ostpreußen nach tagelanger Fahrt in Österreich einen Ort in der Nähe von Braunau erreichten und dort den Einmarsch der Amerikaner erlebten. Im Oktober 1945 begann dann wieder eine achttägige Fahrt im Viehwaggon, die in Coburg in Bayern endete. Unterkunft war zunächst ein Sportlerheim und dann eine Kaserne, wo sich vier Familien einen Raum teilen mussten. Zeitweise arbeitete Frau Makein bei einem Bauern, so dass damit auch die Verpflegung etwas aufgebessert werden konnte. Der Ehemann war, nach Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft, inzwischen in Hamburg gelandet. 1950 war die Familie dann in Hamburg wieder vereint. Nach dem Leben in einer Nissenhütte konnte die Familie unter geregelten Verhältnissen ab 1956 wieder in einer eigenen Wohnung wohnen, wo Helene Makein bis 2003 lebte und dann in ein Hamburger Altenheim umzog. Franz Makein verstarb bereits 1969. Wie das Foto zeigt, ist Helene Makein mit 100 Jahren noch eine rüstige Altersjubilarin.

Bernhard Schnabel wurde 90

Am 6. März 2006 vollendete er sein 90. Lebensjahr. Viele Tilsiter kennen ihn und er kennt viele Tilsiter. Wenn seine Landsleute zusammenkamen, war er fast immer dabei, sei es bei den Bundestreffen, bei Regionaltreffen, bei örtlichen Veranstaltungen oder bei den Treffen der Schulgemeinschaft Herzog-Albrecht-Schule, also jener Schule, die er in Tilsit einst besuchte.

Wenn die Tilsiter auf großer Fahrt waren, wie z.B. mit der Fähre nach Oslo, im Anschluss an das Bundestreffen in Kiel oder seit 1991 mit dem Bus nach Tilsit, reihte sich unser Landsmann in die Gäste der Mitreisenden ein.

Man sah Bernhard Schnabel auch auf der Bühne, besonders in den sechziger und siebziger Jahren bei Heimattreffen im Rahmen der offiziellen Feierstunden mit besinnlichen aber auch mit heiteren Darbietungen. Nicht weniger bekannt ist er in seinem Wohnort Bergheim, wo er sich im Bund der Vertriebenen engagiert hat.

Neben zahlreichen Auszeichnungen wurde ihm u.a. während eines Bundestreffens der Tilsiter in Kiel vor einigen Jahren im Kieler Schloss die Bismarck-Gedenkmedaille verliehen, eine Auszeichnung, die bei ihm einen besonderen Stellenwert einnimmt.

Wie viele seiner Landsleute, hat auch Bernhard Schnabel für die Vereinsgeschichte der Stadtgemeinschaft Tilsit einen nicht unwesentlichen Beitrag geleistet.

Karla Rintschenk

IN ANERKENNUNG DER UM VOLK UND STAAT ERWORBENEN BESONDEREN VERDIENSTE VERLEIHE ICH FRAU KARLA RINTSCHENK, VIERSEN, DIE VERDIENSTMEDAILLE DES VERDIENSTORDENS DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND.
BERLIN, DEN 6. DEZEMBER 2005.
DER BUNDESPRÄSIDENT
Gez. Horst Köhler

Anneliese Franz (links) gratuliert Karla Rintschenk im Kreishaus zu Viersen zu ihrer hohen Auszeichnung.

So lautet die Verleihungsurkunde, die ihr von Landrat Peter Ottmann in Viersen überreicht wurde.„Sie habe sich um Annäherung Ver-

söhnung von Russen und Deutschen verdient gemacht." So heißt es u.a. in der Laudatio. Karla Rintschenk wurde in Tilsit als Karla Prinzen geboren. Ihre besonderen Verdienste liegen darin begründet, dass sie nach der politischen Wende, im Jahr 1992 Kontakt mit den heutigen Bürgern ihrer Heimatstadt aufnahm und in jenem Jahr und in den folgenden Jahren zahlreiche Transporte mit Hilfsgütern durchführte. Erfolgreich warb sie dabei um Unterstützung bei Verwandten, Bekannten, Geschäftsleuten und nicht zuletzt bei der Stadtgemeinschaft Tilsit.
Logistisch unterstützt wurde sie dabei auch von ihrem Ehemann. Ziele der humanitären Hilfsaktionen waren insbesondere die Schule Nr. 1, im Gebäude des früheren Humanistischen Gymnasiums und ein Krankenhaus. Karla Rintschenk warb auch für Geldspenden, mit denen Teile des Schulgebäudes saniert werden konnten. Mit weiteren Geldspenden konnte sie in Zusammenarbeit mit der Schule Nr.1 über mehrere Jahre die Aktion „Ferien an der Memel" durchführen, die es besonders bedürftigen Schülerinnen und Schülern dieser Schule ermöglichte, erlebnisreiche Ferien zu gestalten. Hierzu gehörten kostenlose Mahlzeiten, Aus-flüge in die Umgebung und kulturelle Veranstaltungen. So kamen im Laufe von 10 Jahren mehr als 2.600 Kinder in den Genuss solcher Ferienaktionen. Diese Aktionen fanden starke Resonanz auch bei den Behörden, und so werden diese Ferienaktionen heute aus öffentlichen Mitteln finanziert. Ausführlich wurde über die segensreichen Aktivitäten von Karla Rintschenk in den Tilsiter Rundbriefen Nr. 25, 26 und 31 in Wort und Bild berichtet.
Herzliche Gratulation zu dieser hohen Auszeichnung!

Anneliese Franz
Sie gehörte zu den ersten Damen, die ihrer Landsmännin Karla Rintschenk in Viersen zur Verleihung der Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland gratulierte. (Siehe gegenüberstehendes Foto) Anneliese Franz erhielt das Bundeverdienstkreuz am Bande bereits im Jahr 1987. Ihre landsmannschaftlichen Aktivitäten und ihre Auszeichnungen, die sie im Laufe der Jahre erhielt, waren vielfältig. Anneliese Franz, wurde am 17. Februar 1920 in Seckenburg in der Elchniederung als Anneliese Wlottkowski geboren. In Tilsit, im Hause Lindenstraße Nr. 5, wuchs sie auf. Später zog die Familie
nach Masuren. Die Flucht führte sie über Schleswig-Holstein nach Hessen, wo sie heute in Mutterstadt wohnt. Hauptberuflich war sie als Landwirtschaftslehrerin tätig, nachdem sie zuvor ein Berufspraktikum als Krankenpflegerin in Königsberg, Schleswig und Hademarschen absolvierte. Die Stationen ihrer Ehrenämter sind noch reichhaltiger. Einige seien im diesem Zusammenhang erwähnt: 1950 trat sie in den Bund der

Vertriebenen ein. 13 Jahre lang leitete sie die Frauengruppe des BdV Ein weiteres Ehrenamt bekleidete sie als Vorsitzende der Kreisgruppe der L.O. in Dillenburg. Seit über 50 Jahren engagiert sie sich für die Landsmannschaft der Ost-und Westpreußen. 1985 wurde sie schließlich zur hessischen Landesvorsitzenden der Landsmannschaft gewählt, zu der damals 25 Kreisverbände und ca. 2.500 Mitglieder gehörten. Heute ist sie Ehrenvorsitzende. Liebevoll wird sie in Kreisen der Landsmannschaft „Mutter Hessen" genannt. Im familiären Bereich ist sie Mutter von drei Söhnen. Ihr Ehemann war jahrelang an ihrer Seite Schriftführer in der Verbandsarbeit. Die Liste ihrer Aktivitäten ließe sich weiter ausdehnen. Auch heute, als Ehrenvorsitzende, ruht ihre ehrenamtliche Arbeit nicht. Durch die zahlreichen Kontakte mit vielen Landsleuten und Institutionen pflegt sie immer noch eine rege Korrespondenz. Zur Erleichterung ihrer Arbeit hat sie, wie sie sagt, sich selbst zu Weihnachten einen Laptop geschenkt. Anneliese Franz ist eine weiterer Beweis dafür, dass man auch mit 86 Jahren noch aktiv sein kann und dabei das Leben weiterhin inhaltsreich gestaltet.

Horst Mertineit-Tilsit
erhielt eine weitere hohe Auszeichnung. Anlässlich der Einweihung des neu gestalteten und erweiterten Tilsiter Waldfriedhofes wurde ihm das silberne Ehrenzeichen des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge verliehen. Gewürdigt wird damit vom Volksbund sein Engagement für die Herrichtung des ehemaligen Waldfriedhofes in Tilsit-Splitter zu einer zentralen Gedenkstätte für alle Toten. Seine Idee hierzu wurde geboren, nachdem bekannt wurde, dass alle übrigen Tilsiter Friedhöfe nicht mehr existieren. Horst Mertineit gehörte zu den ersten Tilsitern, die nach Öffnung der Grenze zum Königsberger Gebiet im Winter des Jahres 1991 die Möglichkeit hatten, den damals wegen des starken Baumbewuchses kaum zugänglichen Waldfriedhof zu besichtigen. Nunmehr, nach seiner Fertigstellung führte Horst Mertineit bei seiner Gedenkrede am 30. Juni 2006 u.a. aus: „ Wir Menschen haben uns schmerzliche Wunden zugefügt, die zwar langsam verheilten. Es bleiben aber Narben, und die werden zur Heilung noch lange brauchen. Auch dieser Friedhof erlitt schwere Wunden, blieb aber doch als Waldfriedhof erkennbar. Seine Narben sind die zahlreichen Soldatengräber, in denen Menschen von vier Nationen ruhen." Nach Worten des Dankes an den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, sagte Horst Mertineit abschließend: „Der Versöhnung über den Gräbern fügen wir Tilsiter aufrichtig und in seiner tiefsten Bedeutung das Wort Frieden hinzu. Es ist eine schöne, eine würdige Anlage entstanden. Möge Gott sie segnen und sie heute ihre erneute Weihe erhalten." Mehr über den Waldfriedhof im vorderen Bereich dieses Tilsiter Rundbriefes.

Alfred Rubbel

85 Jahre und kein bisschen leise. Mit dieser abgewandelten Form eines bekannten Liedes kann man auch Alfred Rubbel charakterisieren. Auch er gehört zu denen, die auch im fortgeschrittenen Alter noch recht aktiv sind und dabei dem Gemeinwohl dienen. Mit Gemeinwohl ist in diesem Fall die Stadtgemeinschaft Tilsit gemeint. Dabei hat der Altersjubilar gerade erst sein 85.Lebensjahr vollendet, und zwar am 28. Juni 2006.

Diesen Geburtstag konnte er in seiner Heimatstadt Tilsit feiern. Für seine Reise gab es zwei Anlässe: einmal sein Geburtstag und zwei Tage später die Einweihung des erweiterten Tilsiter Waldfriedhofes im Vorort Splitter. Auch zu dieser Feier hat er eine besondere Beziehung, über die er an anderer Stelle dieses Tilsiter Rundbriefes selbst berichtet. In enger Zusammenarbeit mit dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge hat er erheblichen Anteil daran, dass die begonnenen Arbeiten auf dem Waldfriedhof weitergeführt und zu einer würdigen Gedenkstätte fertiggestellt werden konnten. Darüber hinaus hat Alfred Rubbel zahlreiche Tilsiter Rundbriefe mit interessanten Artikeln bereichert. Die vierzigseitige Broschüre „Senteinen und der Drangowskiberg" widmete er seiner engeren Heimat, dem Tilsiter Vorort Senteinen. Für die Schulgemeinschaft Herzog-Albrecht Schule Tilsit (HAT), die sich alle zwei Jahre trifft, hat er verschiedene Funktionen übernommen. Mit der Verleihung des Ehrenzeichens in Silber der Landsmannschaft Ostpreußen im Jahr 2005 wurde sein jahrelanges Wirken gewürdigt.

Siegfried Harbrucker

Auch er ist ein Fünfundachtziger. Am 11. März 2006 konnte er dieses Lebensjahr vollenden.

Die Liste seiner Aktivitäten für die Stadtgemeinschaft Tilsit ist ähnlich lang, wie die anderer langjähriger Vorstandsmitglieder. Hierzu nur einige Beispiele: Im Jahr 1982 gründete Walter Zellien die Schulgemeinschaft Herzog-Albrecht-Schule Tilsit (HAT). Nach dem Tod dieses unvergessenen Landsmannes übernahm Siegfried Harbrucker das Amt des Schulsprechers der HAT, das er acht Jahre ausübte. Nicht nur die Veranstaltungen der HAT trugen seine Handschrift, sondern im wahrsten Sinne des Wortes auch die heimatbezogenen Artikel und Zeichnungen, die er für zahlreiche Tilsiter Rundbriefe fertigte. Bauzeichnungen schuf er für Modelle von bekannten Tilsiter Gebäuden, die dann von Alfred Pipien maßstabsgerecht gebaut wurden. Die Festplaketten für die Bundestreffen in Kiel stammen ebenfalls aus seiner Feder und dazu die Briefverschlussmarken mit gleichen Motiven. Nach Öffnung der Grenzen reiste S. Harbrucker mehrmals nach Tilsit. Hervorzuheben sind dabei seine erste Reise, als er zusammen mit Horst Mertineit und Egon Janz den

ersten Hilfsgütertransport nach Tilsiter begleitete sowie eine weitere Reise mit seiner Familie. Dank seiner Kontakte zu einer russischen Luftsportgruppe hatte er zu Beginn der neunziger Jahre die Möglichkeit, bei einem Rundflug in einem mehrsitzigen Doppeldecker seine stark veränderte Heimatstadt aus der Luft zu beobachten. Noch immer ist er der Stadtgemeinschaft durch Mithilfe verbunden. Er gibt Anregungen und stellt Schrifttum und Zeichnungen aus seinem privaten Heimatarchiv für die Vereinsarbeit zur Verfügung.

Helmut Willumelis
ist zehn Jahre jünger als seine beiden vorstehend genannten Landsleute. Die 75 vollendete er am 22. August 2006. Seine engere Heimat ist Tilsit-Kallkappen. Nach dem Fall der Mauer konnte er durch eine Notiz im Ostpreußenblatt den Kontakt zu seiner bekannten Familie Spieß in Berlin aufnehmen. Mit Sohn Harry (jetzt in Australien lebend) drückte er einst in der Kallkapper Schule die Schulbank, bevor er zur Herzog-Albrecht-Schule übersiedelte. Bald unterstützte Helmut Willumelis unseren unvergessenen und langjährigen Heimatkreisbetreuer für Tilsit-Stadt in Berlin, Erwin Spieß, bei seiner landsmannschaftlichen Arbeit und wurde dessen Stellvertreter, bevor er nach Schleswig-Holstein zog. Seit einigen Jahren ist Helmut Willumelis für die Stadtgemeinschaft Tilsit als Archivar tätig. Mit der EDV vertraut, hat er den Bestand des Archivs elektronisch aufgearbeitet und ist weiterhin dabei, Neuzugänge einzuordnen.

Nach schwerer Krankheit verstarb am 18. Juli 2006 im Alter von 76 Jahren in Berlin

Horst Dühring

Der gebürtige Königsberger wurde einem großen Teil unserer Leser bekannt durch den Bau von Modellen bekannter Tilsiter Bauwerke. Hierzu gehörten die Deutschordenskirche, die Litauische Kirche, die Kreuzkirche, das Humanistische Gymnasium, das Rathaus und als eines der kompliziertesten Modelle, in Zusammenarbeit mit unserem Tilsiter Landsmann Alfred Pipien, die Königin-Luise-Brücke. Horst Düring schuf hierfür das Portal mit der Auffahrt und die Pfeiler, während A. Pipien die eigentliche Brückenkonstruktion herstellte. Darüber hinaus stellte H. Dühring zahlreiche Modelle seiner Heimatstadt Königsberg her.

Horst Dühring hat den Kampf um Königsberg, die Eroberung durch die Rote Armee und die Schreckensjahre danach miterlebt und glücklicherweise überlebt, bevor er sich im Westen seinem künstlerischen Schaffen widmen konnte. Seine Werke bleiben mit seinem Namen verbunden. Die Tilsiter werden sich seiner in Dankbarkeit erinnern.

Hans Zeikat

Auch er gehörte zu den Tilsiter Landsleuten, die unserer Stadtgemeinschaft verbunden waren und die heimatbezogene Arbeit durch Bild und Text unterstützten. Als Angehöriger der Schulgemeinschaft Herzog-Albrecht-Schule Tilsit (HAT) war er, der Bankdirektor a.D., u.a. als Kassenprüfer tätig. Darüber hinaus war er Mitinitiator der alljährlichen Treffen mit seinen früheren Klassenkameraden, die im Jahr 1939 die HAT nach erfolgreichem Abschluss verließen. Diese Klassentreffen empfand Hans Zeikat immer, wie er selbst einmal sagte, als ein Stück Heimat. 1999 wurde nach 60 Jahren die „Diamantene Klassenzeitung" mit seiner Beteiligung herausgegeben und an die „Ehemaligen" verteilt. Er gehörte zu den Teilnehmern an der ersten Sonderreise der Stadtgemeinschaft Tilsit in die Heimat am Memelstrom im Jahr 1991. 1996 wiederholte er diese Reise und fand dabei auch gastfreundliche Aufnahme in seinem früheren Elternhaus in der Straße Ballgarden. Hans Zeikat wurde am 6. Mai geboren. Er starb am 12. September 2006 in Bad Kreuznach. Ein stilles Gedenken gilt ihm und unser Mitgefühl seinen Angehörigen.

SUCHANFRAGEN

Der Förderkreis für Heimatgeschichte Kölleda e.V. sucht im Zusammenhang mit den Recherchen zur Geschichte des einstigen Fliegerhorstes Kölleda und den Schicksalen der Gefallenen und Vermissten ihrer Heimatstadt die Angehörigen von:

Kurt Neumann *03.12.1903 oder 1905 in Tilsit, gef. 17.06.1940 bei Arlon/Belgien und Werner Woischwill *15.08.1907 in Tilsit

Kurt Neumann war vor dem Krieg mit seiner Frau Else und Pflegesohn Günther nach Kölleda gezogen und beim hiesigen Postamt als Postassistent beschäftigt. Als er bei Arlon fiel, war er Oberleutnant und Kompaniechef in einem Infanterieregiment. Für eine geplante Dokumentation über die Schicksale der Gefallenen und Vermissten des 2. Weltkrieges der Stadt Kölleda sucht der Verein dringend ein Portraitfoto von Kurt Neumann. Das Ergebnis der Recherchen soll zu einem späteren Zeitpunkt als „Mahn- und Gedenkbuch" veröffentlicht werden. Werner Woischwill hingegen hat, nach Auskunft der WAST in Berlin, den Krieg

überlebt. Er war vor bzw. während des Krieges auf dem Fliegerhorst in Kölleda als Flugzeugführer stationiert. Von den Angehörigen hofft der Verein auf weitere Hinweise zu seinem militärischen Werdegang bei der Luftwaffe und zur Geschichte des Flugplatzes Kölleda in Thüringen. Für Kopien von evtl. vorhandenem Bild-und Schriftmaterial wäre der Verein sehr dankbar.
Hinweise bitte an den Förderkreis für Heimatgeschichte e.V.
Johannisstraße 16, 99625 Kölleda, Tel. 0 36 35 / 60 08 65,
Fax 026 35/60 08 66

* * *

Wer kann Auskunft geben über das Schicksal von den Tilsitern

Käte Kommerowski geb. Separautzki
Liesbeth Smetons geb. Kommerowski
Otto Smetons und
Gisela Smetons?

Gisela Smetons wurde etwa 1930 geboren und ist das Kind von Liesbeth und Otto Smetons. Auskünfte erbittet
Frau Charlotte Schöffel, Friedlandstraße 7 a, 24610 Trappenkamp.

60 Jahre Kirchlicher Suchdienst

Von den Heimatortskarteien zum modernen Auskunftsbüro

Bereits am 11. November 2005 ließ der Kirchliche Suchdienst in einer kleinen Feierstunde 60 Jahre Dienst an den Menschen Revue passieren und vermittelte eindrucksvoll die aktuelle Arbeit.
1945 unmittelbar nach Kriegsende von Caritas und Diakonie gegründet, hat sich der Suchdienst heute zu einem modernen **„Einwohnermeldeamt der Ost- und Vertreibungsgebiete"** entwickelt.
Längst ist die zeitaufwändige und mühevolle Suche mit Karteikarten durch moderne Computertechnologie ersetzt worden. Neben Fortschritt und Technisierung bilden aber auch heute noch Akribie, Findigkeit, Intuition, vor allem aber überdurchschnittliches Engagement und Fachwissen der 60 Mitarbeiter an den beiden Standorten Passau und Stuttgart die Basis für die hohe Erfolgsquote. Über 20 Millionen Personen sind heute nach ihren ehemaligen Wohnorten namentlich registriert. Die Unterlagen enthalten neben den Personendaten auch Informationen zum Schicksalsweg, zu Angehörigen bzw. Verwandten und zum Wohnsitz vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Daten werden regelmäßig aktualisiert. Neben dem klassischen Suchdienst, d.h. der unmittelbaren Personensuche stehen heute vor allem Auskünfte in behörd-

lichen Angelegenheiten, wie Abstammungsbestätigungen, Beschaffung von Geburts-, Heirats- oder Sterbeurkunden, Fragen zur Staatsangehörigkeit, Rentenangelegenheiten, Ermittlung von Erben uvm. im Vordergrund.
Die Tendenz zeigt, dass sich immer mehr jüngere Leute an den Kirchlichen Suchdienst wenden. Vor allem Fragen nach den eigenen Wurzeln, wie

Woher kommt meine Familie?
Gibt es noch Angehörige von denen ich nichts weiß?
Wie kann ich mit ihnen Kontakt aufnehmen?
Wie kann ich Näheres über meine Herkunft erfahren?

beschäftigen die Menschen ein Leben lang.

„Der Kirchliche Suchdienst heute hat sein Gesicht verändert. Allein wer die Internetseite des Suchdienstes öffnet, ist erstaunt, wie modern und effizient der Suchdienst sich präsentiert und arbeitet. Es zeigt sich dabei eine unverwechselbare Stärke des Suchdienstes - nämlich die Phantasie, Kreativität und Kompetenz der Mitarbeitenden" so der Präsident des Deutschen Caritasverbandes, Msgr. Dr. Peter Neher.

Jährlich hilft der Suchdienst den Menschen mit über 20.000 Auskünften. Der Geschäftsführer des Kirchlichen Suchdienstes, Rene Michael Massier: *„Die Menschen suchen nach Gewissheit über das Schicksal ihrer Angehörigen und bekommen bei uns die nötige Hilfe sowie kompetente Beratung und Unterstützung."*
Pünktlich zum 60jährigen Jubiläum wurde auch die Neuerscheinung *„Die Geschichte des Kirchlichen Suchdienstes"* von Ferdinand Kösters vorgestellt.
Ein Buch, das umfassend über die Historie informiert, von der Entstehung der Heimatortskarteien bis hin zur Entwicklung zu einem modernen Dienstleister.

Infos unter:
Tel.: 0 89/54 49 72 01 oder Email: ksd@kirchlicher-suchdienst.de

Schon jetzt danken wir allen Spendern, die mit ihrem Betrag unsere gemeinnützige Vereinsarbeit unterstützen. Für Überweisungen innerhalb Deutschlands bedienen Sie sich bitte des beigelegten Überweisungsträgers.

Auf's neue,
(rund um Tilsit - und bis die Tage?)

1929

Im Jahre als die Börsen krachten
und Dittchen zu Millionen machten,
verloren Gelder ihre Werte: -
und mich begrüßte Tilsits Erde!

Obwohl die Eltern tätig waren,
lernten sie beim Einkauf sparen, -
dagegen ich, anstatt zu klagen,
sogar für Nüschtchens - „Danke" sagen,
Auch Lorbas-Taten hatten Grenzen,
denn jenen folgten Konsequenzen, -
und tätig erst, zwecks Läuterung,
erhielten sie - Entschuldigung!

*
* * *

1933-44

Es wandelten sich manche Normen
- im Sinne neuer Uniformen -
zudem, was deren „Einerlei"
„zu Dank?" - nun gut und böse sei!

21. Jahrhundert

Nach, also mehr als siebzig Jahren,
war einzeln zwar, - doch zu erfahren,
dass neuerlich vermeinte Güte
- (sich nun betrachtend für Elite
und ihrerseits, dort eingerichtet) -
sei nur beschränkt zu Dank verpflichtet!
Zudem, entlastet von dem Kult:
- „Wir alle! sind an allem schuld" -
war'jemand, der denn solchem huldigt,
auch rechtens, folgenfrei entschuldigt!

Jedoch, im löblichen Gedenken
verblieb uns, Glaube zu verschenken,
den vielen, die trotz jenes Treiben
den besten Werten treu verbleiben: -
(„Rosinen" sind's - zur Welt der „Kuchen";
zu schwer für manche, - sie zu suchen?)

Dies'- und Tilsit - unvergessen; -
Trautsterchens, - erfreut Euch dessen,
erfahrend aus des Rundbriefs Mund,
was uns - in Herzen - blieb gesund!

Euer Memelinus

Das Universum ist Veränderung,
unser Leben ist, was wir daraus machen.

Marc Aurel

Die Kreisgemeinschaft Elchniederung gibt den Heimatbrief

Die Elchniederung

heraus. Der Heimatbrief berichtet über Geschichte und Geschichten aus dem Heimatkreis einst und heute sowie über die Arbeit der Kreisgemeinschaft und über Familiäres.
Zu beziehen ist „Die Elchniederung" bei der ***Geschäftsstelle der Kreisgemeinschaft Elchniederung, Fichtenweg 11, 49356 Diepholz. Telefon 05441 / 928906 oder bei Udo Ernst, Franziusallee 206, 24148 Kiel, Telefon 0431 / 723716, E-Mail redelch@t-online de.*** *(auf freiwilliger Spendenbasis)*

Zweimal im Jahr gibt die Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit den

Heimatbrief Land an der Memel

heraus. Auch dieser Heimatbrief enthält Bilder, Erlebnisberichte aus dem Heimatkreis, Literarisches, Geschichtliches und Aktuelles. Der Heimatbrief ist ein Brückenschlag zwischen den Menschen des KreisesTilsit-Ragnit und ihrer Heimat. „Land an der Memel" erhalten Sie auf freiwilliger Spendenbasis beim

Geschäftsführer der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit, Herrn Helmut Pohlmann, Rosenstraße 11, 24848 Kropp

Neuerscheinung

Memel Jahrbuch

für 2007

Rund um die Memel und das Kurische Haff
– früher und heute –
5. Jahrgang

mit Berichten, Fotos und anderem aus dem Kreis Tilsit-Ragnit, dem Memelland und von der Kurischen Nehrung, eben „rund um die Memel und das Kurische Haff".

152 Seiten, 8,50 €
zuzügl. Versandkosten

Dieses Jahrbuch ist erhältlich bei

Manfred Malien
Rastorfer Straße 7a, 24211 Preetz
Tel. 04342/86580 · Fax 04342/87584

Wissen Sie weitere Interessenten für den TILSITER RUNDBRIEF?
Teilen Sie uns die Adressen mit.

Unsere Adresse:
Stadtgemeinschaft Tilsit, Diedrichstraße 2, 24143 Kiel.

Postkarte genügt!

Anlässlich des fünfzigjährigen Bestehens jener Tageszeitung wurde am 15. August 1931 in Tilsit die

Jubiläums-Ausgabe der Tilsiter Allgemeinen Zeitung

herausgegeben. Auf 68 Seiten berichtete das Blatt aus allen Bereichen der Stadt und über die Entwicklung jener 50 Jahre. Wegen ihres zeitdokumentarischen Wertes wurde die Zeitung 1992 originalgetreu nachgedruckt und an alle der Stadtgemeinschaft Tilsit bekannten Adressen verschickt. Es sind noch Exemplare vorrätig. Interessenten, die diese Zeitung bisher nicht erhalten haben, wenden sich an die **Stadtgemeinschaft Tilsit e.V., Diedrichstraße 2, 24143 Kiel.** Postkarte genügt! Ein Überweisungsträger für eine freiwillige Spende liegt bei.

Das Ostheim

Nicht weit von Hameln entfernt liegt, von Bergen und Wäldern umgeben, das bekannte Bad Pyrmont. An der Parkstraße, gegenüber dem Wellenbad (Hallen- und Freibad) befindet sich das Ostheim. Seit 1959 wird dieses Haus als Tagungsstätte und Stätte der Begegnung überwiegend für Landsleute aus Ostpreußen genutzt. Mehr als 100000 Gäste haben in dieser Zeit im Ostheim Aufnahme gefunden, um an Tagungen, Seminaren oder Freizeiten teilzunehmen. Haben Sie schon einmal daran gedacht, ein Treffen im Ostheim zu arrangieren? Der Mindestaufenthalt beträgt zwei volle Tage, und die Gruppen müßten wenigstens 8 Personen umfassen. Wenn Sie als Einzelgast/Ehepaar zu uns kommen möchten, stehen Ihnen hierfür unsere Freizeiten zur Verfügung. Wann dürfen wir Sie als Gast zu unseren Freizeiten begrüßen?

Anfragen und Anmeldungen richten Sie bitte an:

Ostheim – Jugendbildungs- und Tagungsstätte

Parkstraße 14 · 31812 Bad Pyrmont · Telefon 05281 / 9361-0 · Fax 05281 / 9361-11

OL.

Ostpreußisches Landesmuseum

Ritterstraße 10
21335 Lüneburg
Telefon (04131) 75995-0
Telefax (04131) 75995-11

email:
ostpreuss.land.-museum
@tonline.de

Internet:
http://ostpreuss.landes-museum; luene-info.de

Geöffnet: Di. bis So.
10 bis 17 Uhr

Das **Ostpreußische Landesmuseum** lädt ein.
Dauerausstellungen: Ostpreußen-Terra incognita Ostpreußens Landschaften • Jagd- und Forstgeschichte ■ Die Geschichte Ostpreußens **1914** bis 1945

Ländliche Wirtschaftszweige: Ackerbau ■ Tierzucht ■ Fischerei

Wissenschaft - Bildung - Literatur: Bernstein-Entstehung • Gewinnung ■ Bedeutung ■ Kunsthandwerk Bernstein ■ Silber ■ Keramik ■ Gemälde und Graphik des 19. und 20. Jahrhunderts

Dazu Sonderausstellungen

Verkehrsverbindungen:
Vom Lüneburger Hauptbahnhof Buslinie 6,7 und 15

Anmeldungen für Führungen:
Um Ihre Terminwünsche für Museumsgespräche, Führungen und Prospekte berücksichtigen zu können, bitten wir um telefonische Anmeldung bei der Museumspädagogischen Abteilung möglichst bis 14 Tage vor dem gewünschten Termin.

Heinz Kebesch

Ostpreußische Erzählungen

Mit diesen Erzählungen berichtet der langjährige Mit-Autor des Tilsiter Rundbriefes über Land und Leute aus den Gebieten des nördlichen Ostpreußens. Die Orte der Handlungen sind authentisch. Personen sind frei erfunden. Dieses Buch ist besonders geeignet für ruhige Abendlektüre und zum Vorlesen für die Enkel.

167 Seiten, Format DIN A 5, flexibler Einband ***10,– €***

Zu beziehen bei der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V., Diedrichstraße 2, 24143 Kiel
Bezahlung erst nach Lieferung.

Bereits in 7. Auflage:

Der Tilsiter Stadtplan
im Farbdruck

Format 60 x 43 cm, Maßstab 1:10000. Der Stadtplan enthält alle Straßen Tilsits der dreißiger Jahre, dazu fünf Fotos und die wichtigsten Kurzinformationen. Zahlschein für eine freiwillige Spende wird dem Stadtplan beigelegt. Dieser Stadtplan ist u. a. eine wertvolle Orientierungshilfe bei Reisen in die Heimat.

Bestellung bei der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V. · Diedrichstraße 2 · 24143 Kiel

Tilsit-Krawatten

marineblau, mit Stadtwappen Stück ***7,50*** €

Zu beziehen bei der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V., Diedrichstraße 2, 24143 Kiel

Von der Stadtgemeinschaft Tilsit gestaltet:

Papierservietten

mit dem Aufdruck der Königin-Luise-Brücke
in guter Papierqualität **4,50 €**

3 Packungen à 10 Stück + Versandkosten

Bestellung bei der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V.

Bezahlung nach Lieferung

+ mehr aktualität +++ mehr information +++ mehr meinu
:ualität +++ mehr information +++ mehr meinung ++++

Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

3 Wochen testen!

Kostenlos und unverbindlich.

Fordern Sie noch heute Ihre Leseprobe bei uns an.

Telefon 040/41 40 08 42
Fax 040/41 40 08 51
www.ostpreussenblatt.de
oder Postkarte an:
Vertrieb Preußische Allgemeine Zeitung
Parkallee 84/86 · 20144 Hamburg

+ da steckt mehr drin... +++ da steckt mehr drin... +++ da steckt